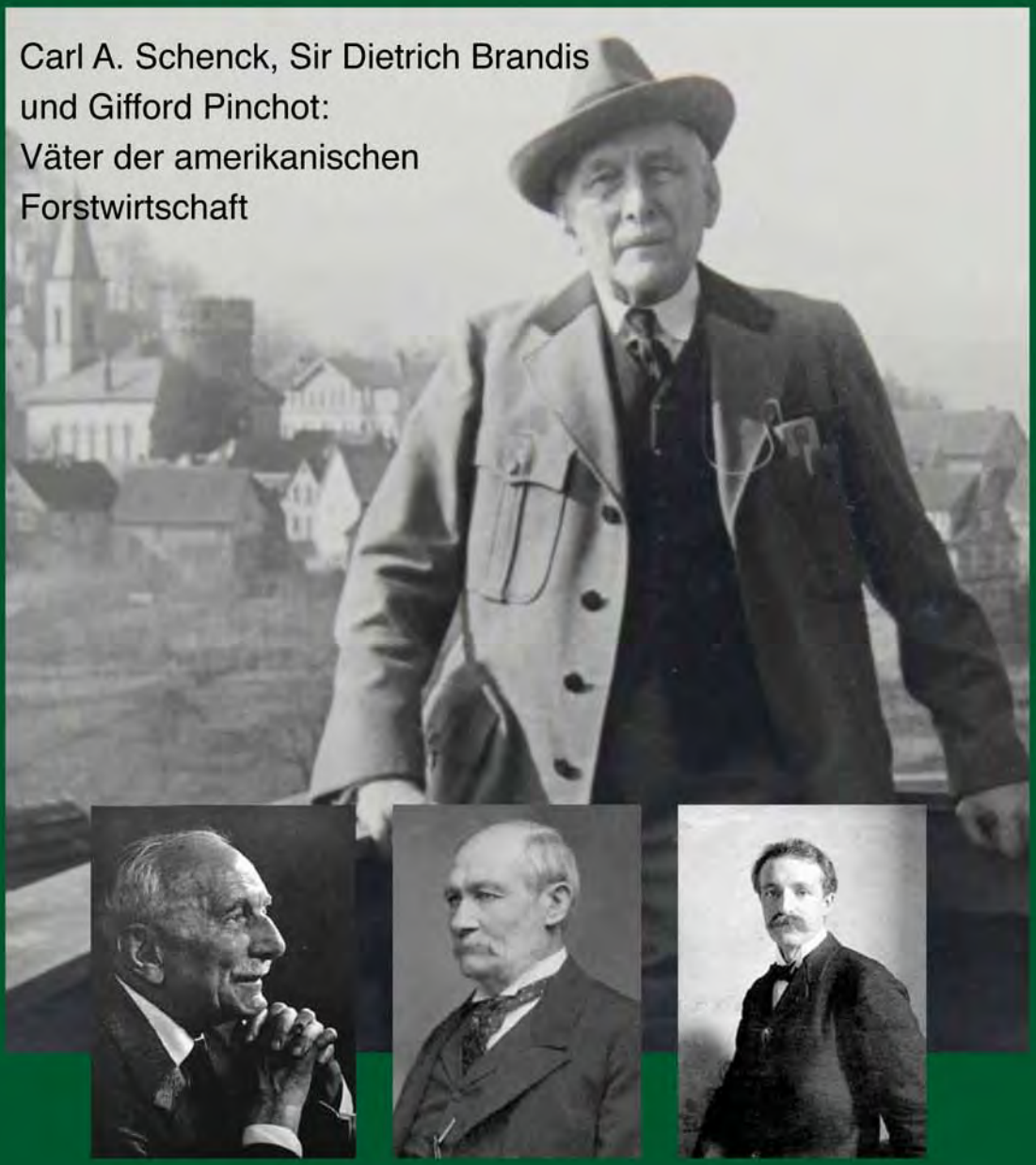
Carl Alwin Schenck
Memoiren 1868 – 1887



Herausgegeben von Johann Georg Goldammer und Jameson Karns

Johann Georg Goldammer und Jameson Karns (Hrsg.)
Carl Alwin Schenck – Pionier der Forstwirtschaft in Amerika

© 2019 Kessel Publishing House
Eifelweg 37
53424 Remagen-Oberwinter
Germany
Tel: +49-2228-493
Fax: +49-3212-1024877
email: webmaster@forstbuch.de
Internet:
www.forestrybooks.com
www.forstbuch.de
Printed in Germany
www.business-copy.com

Mit freundlicher Unterstützung und Sponsoring der Familie Schenck, vertreten durch Klaus Bräunig, Berlin, sowie im Auftrag des Global Fire Monitoring Center (GFMC), Max-Planck-Institut für Chemie und Universität Freiburg i.Br.

ISBN 978-3-945941-56-0

Carl Alwin Schenck

Pionier der Forstwirtschaft in Amerika

Teil I
Memoiren
1868 bis 1887

Teil II
Carl Alwin Schenck, Sir Dietrich Brandis and Gifford Pinchot
Fathers of American Forestry
Ein Symposium – Freiburg i.Br., 10. November 2018

Herausgeber
Johann Georg Goldammer und Jameson Karns
Global Fire Monitoring Center (GFMC)
Max-Planck-Institut für Chemie und Universität Freiburg

Verlag Kessel

Inhalt

Vorwort vii
Klaus Bräunig

Vorwort des Herausgebers x
Johann Georg Goldammer

Teil I
Die Memoiren 1868-1887 1

Bilder aus dem Schenck'schen Familienarchiv 243

Teil II
Fathers of American Forestry
The Freiburg Symposium 2018 261

Prologue 263
Johann Georg Goldammer

Reuniting Legacies 267
Jameson Karns

Uncle Ali lives on in the Schenck Family 269
Klaus Bräunig

Carl Alwin Schenck in Lindenfels. A Retrospective 272
Christoph von Rhöneck

Carl Alwins Schenck's family – Citizens of Darmstadt 283
Leopold Jaroljmek

The Heritage of Sir Dietrich Brandis and the Brandis Foundation 288
Ursula Brandis and Andreas Sedlatschek

Remarks from the Cradle of Forestry 300
Robert Beanblossom

Annex I – The Freiburg Symposium 309

Annex II – About the Editors and Authors 316

Annex III – Veröffentlichungen von Carl Alwin Schenck 317
Publications by Carl Alwin Schenck

Annex IV – Redaktionelle Anmerkungen und Danksagung 322
Johann Georg Goldammer

Vorwort

Klaus Bräunig

Am Mittwoch, den 3. Mai 2017, erhielt ich einen vollkommen unerwarteten Anruf von Professor Johann Georg Goldammer und seinem US-amerikanischen Doktoranden Jameson Karns. Ihre Frage bejahte ich gern, der Sandwich der drei Söhne – Gerd, Klaus und Günther –von Ursel Bräunig, geb. Schenck, zu sein, einer Nichte von Carl Alwin Schenck. Johann Georg Goldammer, Chef der Arbeitsgruppe Feuerökologie des Max-Planck-Instituts für Chemie an der Forstwissenschaftlichen Fakultät der Universität Freiburg, der dort auch das Global Fire Monitoring Center (GFMC) für die Vereinten Nationen aufgebaut hat, gilt als ein weltweit führender Kopf zum Thema Vegetationsbrände. Nun gehörte es durchaus zu meinem Alltag als Verbandsgeschäftsführer der Automobilindustrie, jederzeit mit ungewöhnlichen Ereignissen zu rechnen, politische oder verbandsinterne „Brände“ rund um diese Schlüsselindustrie zu „löschen“ oder gar nicht erst anbrennen zu lassen. Über welches brandheiße Thema dieser UN-Koordinator mit mir sprechen wollte, konnte ich mir aber beim besten Willen nicht vorstellen.

Heute empfinde ich dieses Kennenlernen als dankbaren Glücksfall – oder „Freudenfeuer“, um im Bild zu bleiben – für unsere Familie Schenck. Denn viele in der Verwandtschaft haben den Text der Memoiren 1868-1887 meines Ur-Großonkels Carl Alwin Schenck als Paperback-Kopie von Familienzeitzeugen „Onkel Alis“ geerbt, der die junge deutsche Forstwissenschaft Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts mitprägte und nach North Carolina/USA exportierte. Aber die mit diesem Buch zeitgemäße Dokumentation seiner Memoiren stand seit langem aus. Sie ergänzt auf ungewöhnliche Weise die forstwissenschaftliche Einordnung sowie die historische Würdigung seiner Person, seines Wirkens für die amerikanische Forstwirtschaft und vor allem seiner familiären Rolle - für die interessierte Öffentlichkeit und für die Familie.

Denn ich erlebe die Schencks seit meiner bewussten Kindheit der 1960er Jahre als einerseits weit verzweigte Familie, die es aber andererseits verstand, auch über den ersten Verwandtschaftsgrad deutlich hinaus viele persönliche Bindungen zu halten und in diesem Sinn Familientradition zu pflegen. Uns Heranwachsenden blieben zum Beispiel wiederholte Erzählungen über regelmäßige Familienausflüge meiner Großeltern-Generation – zu Fuß wohlgemerkt – von Lindenfels im Odenwald ins benachbarte Schlierbach zum Dorflokal „Zum Römischen Kaiser“ in Er-

innerung. Der Fußweg wurde dort mit „Brennkäs`“ (Kochkäse) und „Äppelwoi“ (Apfelwein) belohnt. Selbst wir Studenten blieben dem Römischen Kaiser treu, als wir Brüder gemeinsam mit meiner späteren Ehefrau und unserem handwerklich versierteren Vetter Stefan Kircher und 120 Kilogramm Gips Ende der 1970er Jahre die Dachwohnung im Schenckenhaus renovierten. Lindenfels war und blieb ein Anziehungspunkt, seit mein Ur-Ur-Großvater Karl Schenck 1886 diesen Sommersitz der Familie in Lindenfels errichtet hatte, von uns eben nur das Schenckenhaus genannt. Vom kleineren Nachbarhaus war für uns nur die Erzählung relevant, dass dort der in der Familie beliebte und bedeutende „Onkel Ali“ gewohnt hatte. Seit mein Großvater Carlo Schenck in den 1960er Jahren von Esslingen nach Lindenfels – noch zu Glanzzeiten des Odenwälder Tourismus – ins Erdgeschoss des Schenckenhauses gezogen war und bis zu seinem Tod 1977 dort lebte, gehörten Wochenendfahrten mit unseren Eltern von Wiesbaden nach Lindenfels zu den regelmäßigeren Ausflügen, um sich mit der Schenck´schen Verwandtschaft zu treffen. Vorher kannten wir nur Sommerferien mit Tischtennis(platte) im Schlafzimmer und Matratzenlager im wunderbar großen, hohen und holzgetäfelten Wohn-/Esszimmer, bekannt nur als das „Sälchen“. Dort hat die Familie 1966 auch Großvaters 70. Geburtstag gefeiert. Zum Burgfest in Lindenfels am ersten Augustwochenende beteiligten wir uns in Odenwälder Tracht gekleidet am Umzug durch die kleine Stadt zur Ruine. Zur heute noch gelebten Tradition zählt der Schenckentag. Alle drei Jahre organisiert ein kleines Team aus der Familie, keineswegs nur unmittelbare Träger des Namens Schenck, ein solches Familientreffen über ein Wochenende. Das hält auch Vettern und Cousinen selbst zweiten Grades in Kontakt, und von den amerikanischen Zweigen der Schencks fliegen sogar immer mal wieder „relatives“ extra zu diesem Anlass über den Atlantik.

Vom hohen und dankbaren Interesse der großen Familie an diesem Buch kann ich deshalb alle versichern, die sich mit dessen Lektüre befassen wollen.

Die beiden Anrufer vor zwei Jahren und nun Herausgeber dieses Buches waren bei ihren Forschungsarbeiten über die Ursprünge der amerikanischen Forstwirtschaft „natürlich“ auf meinen Ur-Großonkel Ali Schenck gestoßen. Jameson Karns hatte aber Unterlagen dazu sogar in Darmstadt auch von meiner heute 95-jährigen Mutter entdeckt. Und nun baten sie mich um weitere Quellen aus der Familie, die dieses Buchprojekt mit haben entstehen und illustrieren lassen. Damit geriet ich auf einmal zum Ansprechpartner für die Familie gegenüber dem Hauptakteur der Herausgeber Johann Georg Goldammer. Aus der Familie haben tatkräftig mitgewirkt vor allem Christoph von Rhöneck, der wie sein Großonkel Carl Alwin Schenck in

Lindenfels lebt und ihn noch kennengelernt hat, sowie mein Neffe zweiten Grades Leopold Jaroljmek, der über ein Projekt der Stadt Darmstadt Studienforschung zu den Schencks betrieben hat. Ihre wichtigen Beiträge aus der Familie nimmt dieses Buch ebenfalls auf.

Zukunft braucht Herkunft, das gilt gerade für Familiengeschichte, Familiensinn und Familientraditionen. Dass dieses Buch auch für kommende Schenck´sche Generationen einen besonderen Beitrag dazu leistet, motivierte leicht zu aller Unterstützung dieses Projektes.

Jameson Karns danke ich für seine nachhaltige wissenschaftliche Neugier, die ihn überhaupt erst bis nach Darmstadt führte. Dem Initiator, *Spiritus Rector* und „Macher" dieser Publikation Johann Georg Goldammer gilt mein sehr herzlicher Dank auch im Namen sicher aller Schencks für seine ansteckende Freude und sein persönliches Herzblut sowie seine Kompetenz und sein inneres Feuer, mit dem er zum Schenckentag 2019 dieses Buch zu Wege gebracht hat.

Berlin, im Mai 2019

Vorwort des Herausgebers

Johann Georg Goldammer

Der Verfasser des ersten Vorworts für die Familie Schenck, Herr Klaus Bräunig, schildert das Zusammentreffen mit der Freiburger Arbeitsgruppe Feuerökologie, bzw. dem Zentrum für Globale Feuerüberwachung (Global Fire Monitoring Center – GFMC) als unerwartet. Aus unserer Sicht kam diese Begegnung aber nicht ganz von ungefähr. Sie war aber umso erfreulicher, da diesem ersten telefonischen Kontakt monatelange und dann erfolgreiche Recherchen vorausgegangen waren, die Nachkommen von Carl Alwin Schenck ausfindig zu machen.

Zunächst möchte ich darlegen, warum wir auf der Spurensuche nach Carl Alwin Schenck waren. Unser Zentrum erforscht die Grundlagen und Auswirkungen von Vegetationsbränden auf die Natur- und Kulturlandschaften der Erde – und auch auf das System Erde, d.h. auf die Ökosysteme, die biogeochemischen Kreisläufe, die Atmosphäre und das Weltklima. Ein wichtiges Ziel des Zentrums ist, die historische und kontemporäre Nutzung des Feuers durch den Menschen zu erforschen. Die daraus abzuleitenden Handlungsempfehlungen sind Kern unserer Arbeit. Sie sollen der Politik und der globalen Gesellschaft das notwendige Wissen und Handwerkzeug zur Verfügung stellen, das natürliche Feuer, das seit Jahrmillionen die Landschaften der Erde der Erde mit geformt hat, zu verstehen und diesem einen Stellenwert zu geben – gleichermaßen in Hinblick auf den Nutzen und auf die Schäden des durch Menschen angewendeten Feuers.

Das Verständnis der Feuergeschichte der Erde und auch der Geschichte der Wälder und der Forstwirtschaft zeigt uns, dass dies ein generationenübergreifendes Thema ist. Allzu leicht wird heute von der Wissenschaft und der Entwicklung von Verfahren des Land-Managements oder des Umweltschutzes übersehen, dass unsere Väter und Vorväter bereits viel von dem entdeckt und genutzt haben, was heute gern als Innovation vermarktet wird.

Die Besiedlung der „Neuen Welt“ durch die Europäer brachte auch das Gedankengut der Forstwissenschaft und der nachhaltigen Forstwirtschaft über den Atlantik nach Nordamerika und in andere Erdteile. Zunächst aber prallten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zwei Welten aufeinander: Ein großer Kontinent, eine bis zur Entdeckung durch die Europäer von indianischen Ureinwohnern nur dünn besiedelte Naturlandschaft, musste von den Einwanderern aus der „Alten Welt“ erst einmal verstanden werden. Denn Immigranten kamen aus einer überfüll-

ten Kulturlandschaft, die für eine rasant wachsende Bevölkerung zu eng geworden war, wo Bodendegradierung, Armut und Hunger die treibende Kraft der Emigration waren. Zeitgleich hatte sich in Deutschland die Einsicht durchzusetzen begonnen, dass der Wald als wichtige Lebensgrundlage nachhaltig bewirtschaftet werden muss, um auch den künftigen Generationen zur Verfügung zu stehen. In der Neuen Welt trafen die Europäer auf große Naturlandschaften, die durch natürliche Feuer-Regime geprägt waren – aber auch durch die Jahrtausende alten Brenntechniken der indianischen Urbevölkerung. Diese hatten das Feuer zur Erhaltung von offenen, einsehbaren und sicheren Landschaften eingesetzt, in der sie das Wild jagen konnten, das ihre Lebensgrundlage war. Vor allem in den Prärien, dem Lebensraum der Bisons, wurde mit dem Feuer der Aufwuchs von Wald verhindert und damit für die Bisons und für die indianische Bevölkerung tragfähige Ökosysteme geformt.

Mit der Erschließung und der rasch anwachsende Bevölkerung Amerikas wurde auch bald klar, dass sich Konflikte zwischen den Eigenheiten und Bewohnern der Naturlandschaften einerseits, und denen einer wachsenden Agrar- und Industrienation andererseits, anbahnten und dass auch hier – wie in Europa – der Ruf nach nachhaltiger Landnutzung und vor allem nachhaltiger Forstwirtschaft laut wurde.

Carl Alwin Schenck war einer derjenigen, die als Pioniere der Forstwirtschaft und Forstwissenschaft das europäische Gedankengut nach Nordamerika vermittelten. Sein Lehrer war Sir Dietrich Brandis, ein Botaniker aus Bonn, der von der Britischen Krone als Generalforstinspekteur von Britisch-Indien und Burma berufen wurde und dort über viele Jahre die Grundlagen für die heutige Forstwirtschaft in Indien gelegt hatte. Sir Dietrich hatte maßgeblich Einfluss auf den Lebensweg von C.A. Schenck. Die Synergien zwischen diesen profilierten deutschen Forstleuten resultierten im Aufbau der amerikanischen Forstverwaltung, die mit Gifford Pinchot, Schüler von Carl Alwin Schenck, ihren ersten Leiter bekam. Auf das Gemeinsame, das Sir Dietrich Brandis und C.A. Schenck aus meiner Sicht verband, und wie dies auch unsere Arbeit in Freiburg beeinflusste, werde ich im Teil II dieses Bandes zurückkommen.

An dieser Stelle möchte ich den Bogen zwischen meinen Erfahrungen und beruflichen Visionen zu Carl Alwin Schenck spannen. Als gebürtiger Hesse – ich wuchs in Marburg an der Lahn und in Amöneburg (östlich von Marburg) auf – war mein Kontakt zur Forstwirtschaft die Begegnung mit Oberforstmeister Johann Georg Hasenkamp, der Leiter des Frhrl. Schenck'schen Forstamts Schweinsberg. Hier geriet ich in die Hand eines der profiliertesten Vertreters der "Naturgemäßen Waldwirtschaft", der sein Wissen und seine Bewirtschaftungsgrundsätze im Schweinsber-

ger Schenckenwald ausleben konnte. Damals hörte ich auch zum ersten Mal von dem „anderen Schencken“ aus Darmstadt, dem amerikanischen Pionier und späteren Landesforstmeister Hessens (C.A. Schenck war der erste Leiter der Landesforstverwaltung Hessen nach dem Zweiten Weltkrieg). Es dauerte aber mehrere Jahre, bis ich nach meiner Ausbildung und Tätigkeit als Marineoffizier und dem Studium der Forstwirtschaft dann als Forstreferendar in Hessen die ersten Trittspuren von C.A. Schenck sah. Diese wurden noch deutlicher sichtbar, als ich die Aufgaben des Forstreferendars im Staatlichen Forstamt Heppenheim zwischen 1977 und 1979 wahrnahm. Hier traf ich meinen nächsten wichtigen forstlichen Lehrer – den Oberforstmeister Hans-Dieter Liederwald, der mich 1978 damit beauftragte, die Funktionen des Stadtwalds Lindenfels als Schutz- und Erholungswald zu bewerten. Ich kam damit ganz unmittelbar in die Nähe des bezaubernden Waldgebiets, das den Charakter der Stadt und vielleicht auch die Beziehungen Carl Alwin Schencks zu Lindenfels ausmachte.

Umso mehr freue ich mich, dass die Entdeckung und Veröffentlichung der Memoiren von Schenck ein Zeugnis der Familiengeschichte ablegt, die mit großem Humor geschrieben sind und ein lebendiges, zeitgenössisches Bild der Gesellschaft, der Geographie, der wirtschaftlichen Entwicklung und des Geisteslebens um diese Familie herum zeichnen. Und darüber hinaus sind die Memoiren für die forstgeschichtliche Forschung wertvoll, die aufzeigen, welche große Rolle sein Lehrer und Mentor Sir Dietrich Brandis für seinen Werdegang gespielt hat.

Freiburg, im Mai 2019

Teil I
Die Memoiren 1868-1887

1868

Am 24. März war es; da fiel meine Mutter, als sie im Schlafzimmer des Hauses Kasinostraße 8 mit dem Aufstecken frisch gewaschener Gardinen beschäftigt war, von der Leiter herunter; und ein paar Stunden später, am 25. März, am Tag von Mariä Verkündigung und genau 9 Monate vor Weihnachten, erblickte ich das Licht der Welt im elterlichen Schlafzimmer, das im Mittelstock des Hauses nach Nordwesten gelegen war. Wie bei meinen beiden älteren Brüdern tat der gute Doktor Eigenbrodt, ein treuer Freund meiner Eltern, die nötigen Hilfeleistungen. Ob das große Muttermal an meinem rechten Knie von dem Leitersturz herrührt, kann ich nicht sagen.

Meine Amme war so schmutzig, daß ich, als reinliches Kind, nichts von ihr wissen wollte, ehe sie in der Waschküche von oben bis unten abgewaschen worden war.

Wie meine Mutter damals aussah zeigt eine Photographie, bei der sie meinen Bruder Carlo auf dem Schoß hat, mein ältester Bruder August, genannt Gustel, neben ihr steht. Sie war damals 27 Jahre alt. Mein Vater, um 9 Jahre älter, trug damals die Uniform eines Oberleutnants eines wirklichen Min.-Sekretärs mit dem Range eines Stabsauditeurs; und er hatte einen Backenbart. Auch von meinem Vater, wie er z.Z. meiner Geburt aussah, besitze ich eine Photographie. Das Haus, Kasinostraße 8, war gerade fertig geworden. Meine Eltern hatten es unter Benutzung der mütterlichen Mitgift von 22 tausend Gulden vom Bauunternehmer Germann bauen lassen. Im oberen Stock wohnte die gute dicke Frau Ministerialrat Reuling mit ihrem ebenso guten dünnen und lange Pfeifen rauchenden Ehegespons. Im Erdgeschoß wohnten Herr und Frau Major Fissel mit ihrem Hund.

Meine älteren Brüder Gustel und Carlo sind in dem Erdgeschoß des Hauses zur Welt gekommen, das an der Nordostecke der Kreuzung von Kasino- und Bismarckstraße liegt (jetzt Taunusring Nr. 1).

Das eigene elterliche Haus war der Lage nach gut gewählt, denn es hatte folgende Bedingungen zu erfüllen: Es mußte in der Nähe des Kasinos der Vereinigten Gesellschaft (Luftschutzhaus) Ecke von Rhein- und Neckarstraße, gelegen sein, da mein Vater dort allabendlich Punkt 6 Uhr am runden Tisch zusammen mit den leitenden Staatsbeamten sein Glas Wein trinken mußte; es mußte ferner in der Nähe des großelterlichen Hauses Rheinstraße 33 gelegen sein, denn tägliche Besuche in diesem Haus gehörten zu den Familiennotwendigkeiten; und drittens mußte dieses Haus, da mein Vater seiner Pensionierung, nach Auflösung des hessischen Kriegs-

ministeriums, entgegen sah (eine Folge des 66er Krieges) zur Einrichtung einer Advokatur geeignet sein, also notwendigerweise in der Nähe des einzigen Darmstädter Bahnhofs, des Main-Neckarbahnhofs (Jakob Sprengerhaus) gelegen sein, um die aus dem Odenwald etwa ankommenden Kunden abzufangen. Ein vierter Grund lag vielleicht in der Notwendigkeit für bessere Leute in Darmstadt, im eigenen Haus zu wohnen. Nur Proleten wohnen in einer gemieteten Etage!

Das Elternhaus stand frei zwischen verschiedenen Gärten. Nach Süden der Frhrl. Georg von Wedekind'sche Garten, nach Westen der Buchdruckerei Lange'sche Garten, nach Norden die Gärten des Eckhauses zur Bleichstraße 38 bewohnt von der dicken Frau Apotheker Reuling und des daneben stehenden Bleichstraßenhauses 36, wenigstens späterhin bewohnt von der Familie Bankdirektor Hügel. So war denn mein Elternhaus und sein Garten von allen Seiten frei, und ich erinnere mich aus späteren Jahren gut, daß ein Aprikosenbaum am Westende des Gartens nicht nur Blüten, sondern auch Früchte trug; und der Roßkastanienbaum in der Südwestecke war alljährlich mit Blüten überladen. Der Garten war so frei, daß wir Buben späterhin, als wir Katapulte besaßen, die Fenster der Nachbarhäuser nur schwer erreichen konnten. Nur in der Buchdruckerei Lange ist es meinem Bruder August einmal geglückt. Der Uhrturm auf dem Jakob Sprengerhaus (Main Neckar Bahnhof) war von allen Hinterfenstern des Hauses klar zu sehen.

Schräg gegenüber, in der Kasinostraße Nr. 7, lag das Haus des Malers Nebel, der im zweiten Stock wohnte, während das Erdgeschoß späterhin von einer verwitweten Frau v. Klippstein mit ihren zwei Söhnen (der ältere hieß Alfred, der jüngere hieß Walter) und einer Tochter Malli bewohnt wurde. Frau von Klippstein war Dichterin, und ich erinnere mich, daß dieser oder jener ihrer Romane in der Sonntagsbeilage des Darmstädter Tagblattes erschien. Am Nebel'schen Haus vorbei übersah man die große Reihe von Gärten, die sich bis hinauf zum heutigen Postgebäude erstreckten, das damals viel kleiner war (die alte Post war mein Urgroßelternhaus). Man konnte die Statue des langen und großen Ludwig sehr gut sehen. Das Haus Rheinstraße 43 mit seinem großen Garten, in dessen Südende das heutige Reichsbankgebäude steht, gehörte der Generalin Hofmann.

Wir Buben liebten ihren Kutscher Herbel, der aus Rimbach im Odenwald stammte und uns alljährlich mit Lebkuchen in der Gestalt von Reitern überraschte. Er hatte die uralten Kriegsgäule des verstorbenen Generals Hofmann zu pflegen, die das Gnadenbrot bekamen. Das Haus wurde anno 1891 von Tante Anna Merck gekauft; sie selbst bewohnte den mittleren Stock: die Familie Locher wohnte im Erd-

geschoß; und der Vater Willy Merck, der gerade von einer Reise um die Welt (die er in Buch-Briefen geschildert hat) zurückkam, wohnte im Obergeschoß.

Bei meiner Taufe amtierte wie üblich der Divisionspfarrer Strack: Denn mein Vater gehörte zur Militärgemeinde und blieb bei dieser Militärgemeinde bis zu seinem Tod. Das ergab für ihn den Vorteil der Freiheit von Kirchensteuern, denen die Militärangehörigen in Hessen nicht unterworfen waren. So wurden denn alle Kinder meiner Eltern militärisch d. h. durch den Militärpfarrer getauft und wenn ich nicht irre, wurde die Schwester Olga auch von diesem Militärpfarrer konfirmiert.

Meine Taufpaten waren Vettern bzw. eine Base und ein Bruder meiner Mutter wie folgt: Den Namen Karl gab mir Carlo Krafft aus Offenbach, einziger Sohn von Onkel Adolf Krafft und Tante Agathe Krafft geb. d'Orville (Schwester meiner Großmutter). Die Kraffts wohnten in Offenbach in der Schloßstraße, waren Inhaber eines großen Tabak- und Zigarrengeschäftes und hatten Wagen und Pferde, Carlo Krafft außerdem eine große Zahl von Doggen. Georg d'Orville war mein zweiter Pate Er war der Sohn von Theodor d'Orville und Agathe d'Orville geb. Alewyn, die ihn als Doppelwaise hinterließen, als sie ums Jahr 1860 starben. Georg d'Orville war Inhaber des Tabakgeschäftes Gebrüder Bernard und ist der Großvater meines lieben Neffen Calchas. Bei meiner Taufe muß er etwa 22 Jahre alt und noch nicht verheiratet gewesen sein. Pate No. 3 war die schöne Adele Alewyn aus Mailand, Tochter von Onkel Wilhelm Alewyn und seiner Gattin Marie Alewyn geb. Kugler. (Meine Patin Adele war im Jahr 1844 geboren, bei meiner Taufe also 24 Jahre alt. Sie heiratete bald darauf einen reichen Seidenspinner in Mailand namens Cramer. Sie hat auch noch späterhin, als ihre Tochter Alice Cramer in Heidelberg eine Gastrolle gab, in unserem Familienleben eine große Rolle gespielt.

Mein vierter Pate war der Bruder meiner Mutter Otto Alewyn geb. 1851 und gestorben 1904. Er war beim Tod seiner Mutter 8 Jahre alt und wurde von Tante Caroline erzogen und gleichzeitig verzogen. Er war ein lustiges Haus, der die Grenzen der Verantwortung nicht kannte, und hat dadurch späterhin viel Unheil im Leben der Familie angerichtet. Er war Kaufmann von Beruf, aber bei meiner Taufe erst 17 Jahre alt.

Bei den lieben Verwandten, die der Taufe anwohnten, hinterliess der Täufling einen geringeren Eindruck als seine damals 19-jährige Base Marie Schenck, Tochter meines Onkels Wilhelm Schenck. Diese junge Dame fiel nämlich, mitten im Taufakt, in eine tiefe Ohnmacht: So berichtet durch meinen Vetter August Schleiermacher, der damals 10 Jahre alt war, in einem Brief, in dem er sich für meine Gratulation zu seinem 85-ten Geburtstag bedankte.

Das größte Darmstädter Ereignis des Jahres 1868 war übrigens nicht meine Geburt, auch nicht die wunderbare Blume des 1868er Rheinweins, sondern die erste Uraufführung von Wagners Meistersingern. Das traurigste Ereignis für die Familie Schenck war der im Herbst 1868 eingetretene Tod meines Onkels Wilhelm Schenck, des Großvaters von Rudolf Schäfer, der im Jahr 1866 in sein schönes Landhaus Theodor Fritschstr. 14 eingezogen war und in dem Garten, der sich an das Haus anschloß, eine kleine Mineralwasser Fabrik nach Struve- und Soldan'schen Patenten errichtet hatte. Im Unterschied von allen anderen Mineralwassern wurde nur destilliertes Wasser zur Herstellung benutzt.

Von Onkel Wilhelms Garten und von Onkel Wilhelms Witwe, der guten Tante Luise Schenck, werde ich späterhin zu erzählen Gelegenheit haben. Wie gerne haben wir Kinder dort die Ostereier gesucht!

1869

Es wurde ernst. Die Pensionierung meines Vaters stand vor der Tür. Was sollte er anfangen, als Vater von drei lebendigen Kindern, mit einer Pension von 800 Gulden? Die juristischen Kenntnisse meines Vaters, auf den Universitäten Bonn und Gießen ums Jahr 1849 – 1853 herum erworben, hatten sich während seiner Militärdienstzeit verflüchtigt. Für den juristischen Staatsdienst war der 38 jährige zu alt geworden. So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als ein Anwaltsbureau aufzumachen. Anwälte aus den guten Darmstädter Familien hatte es bis dahin noch nicht oder nur selten gegeben. Die Tätigkeit meines Vaters beschränkte sich auch, im wesentlichen, auf Vermögensverwaltungen, darunter insbesondere die Vermögensverwaltung für seine Schwester Anna Merck geb. Schenck, nach dem Tode (am 18. März 1873) ihres Gatten Georg Merck. Dazu kam die Vertretung der Familie Schenck, und insbesondere des Großvaters August Schenck, bei verschiedenen Aktiengesellschaften, an denen die Familie interessiert war, darunter namentlich der Verein Chemischer Fabriken in Mannheim. Das Anwaltsbureau hat meinem Vater in 20jähriger Tätigkeit keinen roten Heller eingetragen, bis er um's Jahr 1888 in Dr. Hugo Bender einen geeigneten Gehilfen fand. Auf seinem Arbeitstisch stand eine kleine silberne Sparbüchse; und wenn sich irgend ein Kunde aus dem Odenwald wegen eines Kuhhandels oder eines Ehevertragen bei ihm einfand, so wurden die Anwaltskonsultations-Gebühren mit einem Wink auf die Sparbüchse abgefunden.

Das Anwaltszimmer im Hause Kasinostraße 8 lag anfangs im ersten Stock außerhalb des Glasabschlusses. In den Jahren, in denen meine Erinnerung anfängt,

war es bereits ins Erdgeschoß verlegt, und das frühere Anwaltsbureau wurde von mir und meinem Bruder Karlo bewohnt.

Und nun ein Wort über die Einteilung der Wohnung!

Mein Elternhaus, 19 mtr. breit, enthielt im Mittelgeschoß 3 Frontzimmer, jedes mit Fenstern und das mittlere mit einem eisernen und niemals (außer beim Fahnenhissen) benutzten Balkon. Im nördlichsten Frontzimmer spielte sich das tägliche Leben der Familie ab. Es trug den Namen Kinderzimmer. An dem runden Tisch in der Mitte des Zimmers wurden alle Mahlzeiten eingenommen. Zwischen den Fenstern stand ein Nußbaumschrank, dessen obere Hälfte durch eine Flügeltür und dessen untere Hälfte durch 2 kleine Türen zu öffnen war. Bei offener Flügeltür zeigten sich, zur Freude meiner Mutter, vor allem die Frühstückstassen der Familie, jede Tasse mit blauem Namen des Eigentümers und in Reih und Glied aufgestellt.

Die beiden Schränkchen darunter dienten zur Aufbewahrung von Schulbüchern und Spielzeug.

Das Zimmer wurde durch einen Porzellanofen (in der Nordostecke) geheizt. Heizmaterial in meiner ersten Jugend war Torf und Holz; und noch heute liegt mir der Ruf der Torfbauern in den Ohren, wenn sie durch die Kasinostraße zogen mit: „Kaafd Doaf!“

Aber bald darauf kamen die Kohlen auf; Dauerbrenner gab es noch nicht.

Die Beleuchtung erfolgte durch Petroleum Lampen von denen die sog. Rundbrenner (mit kreisrundem Docht) die besseren waren. Das tägliche Reinigen und Füllen der Lampen wurde späterhin, als die Familie heranwuchs, ein mühseliges Geschäft.

Das Mittelzimmer, hinter dem Balkon, war die sog. gute Stube, die im allgemeinen nicht benutzt und nur an Sonntagen zur Besuchszeit geheizt wurde. Hier stand das vornehme Mobiliar, ein Sofa und 2 Sessel mit blau-violettem Samt überzogen und davor ein Mahagonitisch von ovaler Form, in Mutter‘s Augen im Jahre 1864 der Inbegriff der Eleganz. An der Wand nach Süden stand Mutters berühmter Schreibtisch, der z. Z. in Lindenfels in der Lehrs Wohnung im Gastzimmer steht. Rechts und links von der Doppeltüre die zum Kinderzimmer führte, standen 2 niedrige Stühle, auf deren Rücken das Alewyn‘sche Familienwappen in großem Format von den Basen Lemmé oder von den Basen Kuvel aufgestickt war. An der Westwand stand ein Mahagonischränkchen mit eingelegtem Spiegel, in dem das feine Porzellan und das silberne Tischgerät aufbewahrt wurde. Die einzige Benutzung der guten Stücke, deren ich mich aus späteren Zeiten erinnere, war die zu Mutters Damenkränzchen, von dem späterhin die Rede sein wird.

Das dritte und das südlichste Frontzimmer trug den Namen Eßzimmer, wurde aber nur äußerst selten (zu Weihnachten), als solches benutzt. Es enthielt einen eisernen Ofen, in dem nur ab und zu und namentlich vor Vaters Siesta ein Feuer angesteckt wurde. Diese Siesta fand, mit der Regelmäßigkeit der Uhr, jeden Mittag nach dem Essen statt; und ein großes braunes Kanapee, dessen Fußteil herabgeschlagen werden konnte, wurde dazu benutzt. Die Siesta endete nach einer halben Stunde, wenn dem Vater eine Tasse Kaffee serviert wurde.

An der Wand nach der guten Stube stand das Klavier, auf dem wir Kinder alle ein paar Jahre lang herumgehämmert haben. Ein drittes Ausstattungsstück des Eßzimmers war Mutters Chaiselongue. Und rechts und links von Vaters Kanapee an der Südwand standen, jeder mit einer Niobebüste bekrönt, 2 Mahagonischränke; der eine der Bücherschrank (mit Glastüren), der andere ein Geräteschrank allgemeiner Art. Eine Schublade am Fuß des anderen Schrankes enthielt Spiele wie Poch und Hammer, Lotto und Roulette.

Um es nicht zu vergessen! Der einzige Kunde, der täglich auf Vaters Bureau eintraf, war der Freiherr von Villiers in der armseligen Uniform eines staatlichen Kassenbeamten. Der alte Villiers lief täglich mit den eingegangenen Briefen der hessischen Militär Witwen und Waisenkommission zwischen dem Vorsitzenden, General Motz, und dem Sekretär, meinem Vater, auf und ab. Als Sekretär dieser Kommission bezog mein Vater, außer seiner Pension von 800 Gulden, noch ein paar hundert Gulden Gehalt. Die Tätigkeit des Sekretärs beschränkte sich auf ein paar tägliche Unterschriften.

Vom „Eßzimmer“ führte eine Tür zu einem gefängnisartigen Minimalraum, der als Schreibstube des Advokaten gedacht war. An diesen schloß sich, in der Südwestecke des Hauses, das schon besprochene Anwaltszimmer an. Meine Mutter hat oft erzählt, daß sie zu Beginn der Anwaltskarriere meines Vaters mit verstellter Stimme auf der Treppe rief: „Wohnt hier der Advokat Schenck!“, um den Vater mit dem Mangel an Kunden zu necken.

Die Nordwestecke des Hauses wurde von dem Schlafzimmer der Eltern eingenommen. Eine Doppelflügeltüre führte in das Kinderzimmer. Nach Westen schloß sich ein großer aus Holz gebauter Balkon an, der im Erdgeschoß darunter mit Glas umkleidet war, und dem im Obergeschoß die Bedachung fehlte. In den großen Mahagonibetten, die nur eine schmale Passage zwischen Mutters Kleiderschrank und Mutters Kommode frei ließen, kamen alle sieben Kinder meiner Eltern zur Welt. In der Fensterecke stand der mit Marmor bedeckte Waschtisch (jetzt bei Lehrs in Lindenfels). Der gelbe Porzellanofen in der Nordostecke wurde meines Wissens niemals

beheizt. Eine kleine Tapetentüre führte nach Vaters Ankleidezimmer, dem späteren Badezimmer.

Baden war damals ein unbekannter Luxus. Gut erinnere ich mich, wenn der Vater allmorgendlich im Adamskostüm sich sorgfältig vor seinem Marmorwaschtisch Glied für Glied von Kopf bis Fuß säuberte. Vater stand stets zuerst und Mutter erst nach dem Vater auf. So war es auch abends beim Zubettgehen. Der Vater war der erste, der meist um 9 Uhr Schluß machte, seine Stiefel vor die Gangtüre stellte oder sie wie Kegel über den Gang rutschen ließ mit einem laut ausgerufenen, für die dienstbaren Geister bestimmten „gute Nacht, ihr Mederscher". Der Gang war die Zentrale des Hauses, von dem aus der Zutritt zu allen Zimmern geschah. Da waren die Kleiderhakengestelle für unsere Mäntel; da stand der Eisschrank zwischen den Türen zur guten Stube und zum Eßzimmer; und am Südende war der Gang durch den großen schwarzen Schrank abgeschlossen (als die Schreibstube aufgegeben war, die zum Bureau führte), in welchem die Mutter ihr sämtliches Leinenzeug und den zerschlagenen Zuckerhut unter Schloß und Riegel hielt.

Die Küche unmittelbar links vom Treppenaufgang war nur über den Gang zu erreichen. Links von der Küchentüre war der gemauerte Herd mit dem Bratofen und dem darüber befindlichen „Wasserschiff". Die Wand nach der Treppe zu war von dem gelb bemalten, mit Glasfenstern versehenen Küchenschrank besetzt. Die ganze Breite des einzigen Fensters war von dem Wasserstein eingenommen, einem Sandsteinbassin von etwa 1½ mtr. Breite und 15 cm. Tiefe, von dem aus eine Kandel das Spülwasser nach außen ablaufen ließ. Eine städtische Wasserleitung gab es ebenso wenig wie eine städtische Kanalisation. Das Wasser wurde von den Dienstmädchen in Eimern an dem Brunnen im Hof des Elternhauses geholt – bis zum Jahre 1880, das uns Darmstädtern die Kanalisation und die Wasserleitung bescherte. Zum Baden diente uns der Große Woog, den wir Buben jeden Tag während des Sommers besuchten. Wenn eins der Kinder nach einer Krankheit ein Bad erhalten sollte, so wurde der Langheinz bestellt, der auf einem Leiterwagen eine Badewanne und ein paar Fässer mit heißem Wasser an die Haustüre und dann in Zimmer beförderte, in dem das Bad appliziert wurde.

Der wasserspendende Brunnen stand im Hof halbwegs zwischen dem Einfahrtstor und der sog. Waschküche. Der Brunnen muß gut gewesen sein. Denn viele von den Nachbarn kamen zu unserem Brunnen, um dort Wasser zu pumpen. Ich erinnere mich noch gut an die großen, hölzernen Rohre, die späterhin durch eiserne ersetzt wurden, und die das Wasser aus einer Tiefe von etwa 15 mtr. auf die Oberfläche beförderten. Das Dach der Waschküche ließ das Wasser in eine Zisterne

laufen, die von der Waschküche aus mit einer zweiten kleinen Pumpe in Verbindung stand. Ich erinnere mich aber nicht, daß dieses Zisternenwasser jemals zum Waschen benutzt wurde. In dem kleinen Hof zwischen Waschküche und Toreinfahrt – er war gepflastert – war eine sog. Mistkaute, mit Brettern bedeckt, zur Aufnahme sämtlicher Abfälle und ferner eine Grube zur Aufnahme der Fäkalien, die ohne Wasserspülung von den 4 Aborten des Hauses in diese Grube abliefen oder ablaufen sollten. Die Aborte gingen unter dem Namen Chambres de lecture, weil wir Kinder sie oft zum ungestörten Lesen benutzten. Denn nur im Abort war man vor Störungen durch die Brüder sicher. Alle 3 Monate wurde die Abortgrube ausgeleert oder späterhin ausgepumpt und zwar anfangs durch irgend einen bäuerlichen Interessenten, später durch eine städtische Abfuhranstalt. All das nahm ein Ende, ums Jahr 1880, mit der Einrichtung von Wasserleitung und Kanalisation.

Der Garten des elterlichen Hauses ist, in meiner Kindererinnerung, eine riesengroße Fläche. In der Mitte war eine elliptische Grasfläche mit 3 oder 4 Zwergbirnbäumen. Die Mauer an der Südwand war mit Reben bepflanzt; aber ich erinnere mich nicht, daß diese jemals Früchte trugen. In der Nordwestecke stand eine kleine, dachlose Hütte und daran ein weißblühender Roßkastanienbaum. Zwischen Roßkastanienbaum und Waschküche stand der bereits erwähnte Aprikosenbaum, der tatsächlich ein oder das andere Mal nicht nur Blüten, sondern auch Früchte trug.

In diesem Garten haben wir Jungens mit unseren Freunden herumgetollt, Burgen gebaut, die tief in den Boden eingegraben waren, Krocket gespielt, Katabult geschossen und last not least später eine Hühnerzucht, Kaninchenzucht und Meerschweinchenzucht etabliert, die, weil sie in der dunkelsten Ecke zwischen Waschküche und Südmauer lag, niemals gedeihen konnte. Von diesem Getier werde ich noch öfter zu erzählen Gelegenheit haben; von dem schwarz und weißen Huhn Preuß, das wir vom Steinbrückerteich beim Oberförster von Schenck abholten; von den Bergischen Krähern, die uns Herr Ernst Greef zu Weihnachten schenkte; von den tatsächlich bunten Eiern, die die Hühner auf Ostern legten usw. usw.

1870

Zwei große Ereignisse fallen ins Jahr 1870. Das für die engere Familie bedeutendere Evenement war die Geburt meines lieben Bruders Max am 11. Juni. Das große politische Ereignis war der Krieg Deutschlands mit Frankreich, der dem deutschen Bürgerkrieg zwischen Preußen auf der einen und Süddeutschland auf der anderen Seite im Abstand von nur 4 Jahren erfolgte.

Um zunächst von Bruder Max zu erzählen: Seine Amme war die Kathrine aus Groß-Gerau, mit der wir noch viele Jahre lang späterhin Freundschaft hielten. Seine Taufpaten waren Onkel Max Müller-Alewyn und statt des verstorbenen ältesten Bruders meines Vaters, Wilhelm Schenck, dessen Witwe Tante Luise Schenck. Ob der Name Max oder der Name Wilhelm der Rufname sein sollte, war eine große Streitfrage zwischen den beteiligten Familien.

Mein Vater, damals 39jährig, war am französischen Krieg nicht interessiert. Seine einzige Tat bestand darin, daß er den jungen Georg d'Orville von der Militäreinstellung befreite, wofür er mit einem Faß Wein belohnt wurde. Während des Krieges beteiligte sich Vaters jüngste Schwester, Tante Else Schenck, so intensiv an der Kranken- und Verwundetenpflege, daß sie späterhin mit einem besonderen Ehrenzeichen für ihre Dienste belohnt wurde. Tante Delly Müller-Alewyn stellte ihr schönes Haus in Offenbach, den Linsenberg, als Lazarett zur Verfügung und zwar insbesondere zur Aufnahme von verwundeten Franzosen.

Die Einstellung meines Vaters dem Kriege gegenüber war vielleicht damals nicht so intensiv großdeutsch, wie wir heute annehmen. Mein Vater konnte die Blamagen des Krieges 1866, in dem er als persönlicher Adjutant des Prinzen Alexander, Führer des hessischen Kontingents, beteiligt war, nicht so leicht vergessen – ganz abgesehen davon, daß ihn der Sieg der Preußen aus dem Beruf stieß. Als diese siegreichen Preußen anno 1886 in Darmstadt einzogen, waren die Vorläden in seinem elterlichen Haus in der Rheinstraße vorsorglich geschlossen. Ein Zeichen der damaligen Zeit.

Mein Vater hat häufig in unserer ersten Jugend von den 1866 er Ereignissen erzählt; wie er in das Zelt des Prinzen Alexander eilte, als er den ersten Kanonendonner seines Lebens hörte und ihm zurief „Hoheit, wir müssen fort, die Preußen kommen"; worauf Prinz Alexander, der an seinem Schreibtisch saß und weiterschrieb, und der schon viel Pulver gerochen hatte, mit großer Seelenruhe antwortete: „Nun, Schenck, so eilig wird es nicht sein." Einer anderen Geschichte erinnere ich mich noch deutlich aus Vaters Erzählungen. Nach der Schlacht bei Königgrätz erhielt Prinz Alexander eine chiffrierte Depesche des österreichischen Oberkommandos. Der österreichische Oberst im Gefolge des Prinzen konnte den Schlüssel zur Dechiffrierung nicht finden. „Den muß ich in meinem Köfferle in Gießen zurückgelassen haben." Darauf hin wurde Vater auf einer Lokomotive nach Gießen geschickt, um den Koffer zu holen, in dem der Oesterreicher tatsächlich den gewünschten Schlüssel fand. Die Dechiffrierung ergab folgenden Inhalt der Depesche: „Die Armee konzentriert sich nach rückwärts." Ich habe meinen Vater übrigens nur einmal

in Uniform gesehen – und sie war ihm damals viel zu knapp geworden. Es war im Jahr 1875, als ihn der Großherzog zum Justizrat ernannte.

Mein Vater hat aber noch 20 Jahre lang nur militärische Zugstiefel getragen und zwar immer mit weißen Socken, den Ueberbleibseln aus seiner Militärzeit. Ich habe ihn niemals, auch nicht bei Besuchen oder Hochzeiten Handschuhe tragen sehen. Seine Hände waren tatsächlich schön geformt – im Gegensatz zu den Fingern meiner Mutter, die sie selbst als „Scheppallee" bezeichnete. Vaters Hände waren stets sorgfältig gepflegt, und wehe dem, der die Seife auf seinem Waschtisch benutzte. Darauf dichtete Mutter einmal ein Weihnachtsgedicht mit den Anfangsstrophen:

Heilig, heilig, dreimal heilig
ist die Seife des Karl Schencken!
Wag es keiner, noch so eilig
jemals nur daran zu denken,
zu waschen die profanen Hände,
an die Seife zu geraten!
Denn er wird dazu am Ende
aufgehängt und gut gebraten.

Charakteristisch für den Vater war das schwarze Monokel am schwarzen Band, das ihn immer begleitete, aber im Allgemeinen nicht zum Lesen benutzt wurde, sondern nur zum besseren Fixieren der ihm begegnenden Personen.

Im Beruf war Vater die Pünktlichkeit selbst; zur Minute genau am Schreibtisch, aber auch zur Minute genau beim Verlassen des Schreibtisches, wenn er sich gegen 6 Uhr an den runden Tisch im Kasino begab.

Um noch einmal von Vaters antipreußischer Einstellung zu reden: Hätte mein Bruder August preußischer Offizier werden wollen, ich glaube noch im Jahr 1884, hätte mein Vater die Einwilligung versagt. Als ein paar Jahre später mein Bruder Max Offizier wurde, hatte sich seine Ansicht genau so wie die seiner Freunde den preußischen Leistungen gegenüber geändert.

Und nun ein paar Worte über diese seine Freunde: Sie zerfallen in zwei Kategorien. Kategorie 1 versammelte sich allabendlich am runden Tisch. Zu diesen Freunden gehörte Finanzrat Fritz Hahn (später Fritz von Hahn), Ministerialrat August Weber (später Finanzminister), Provinzialdirektor Karl von Marquard, Karl von Riquou, die beiden letztern ebenfalls im Staatsdienst; und ferner als regelmäßiger Stammtisch-Kunde der längst pensionierte und unverheiratete Fried Bopp. Auch

Onkel Fritz Schenck, älterer Bruder meines Vaters, war ein regelmäßiger Gast am runden Tisch.

Zu Kategorie 2 gehörte insbesondere der persönliche Adjutant des Großherzogs Oberst Karl von Küchler, der meinem älteren Bruder Karlo den Taufnamen gegeben hat. Ein alter Jugendfreund, der amerikanisch gewordene Colonel Louis Siebert-Oothout gab häufig Gastrollen von Wiesbaden aus, wo er von seiner schönen amerikanischen Pension und von den großen Revenuen seiner Frau lebte. Siebert wurde übrigens von mehreren Freunden meines Vaters abgelehnt, weil er ums Jahr 1860 als kaufmännischer Bankrotteur von Mannheim nach Amerika fliehen mußte, wo er gerade recht kam, um sich am Bürgerkrieg zu beteiligen und in 4 Jahren Oberst zu werden. Aber seine deutschen Schulden von anno dazumal hat er nie bezahlt.

Eine Bekanntschaft, die er damals machte, war der Mediziner Richard Leander von Volkmann, der ihm, nach dem Krieg 1870/1 seine „Träumereien an französischen Kaminen dedizierte. In seinen Briefen werden seine Freunde von Authenrieth und Graf Hugó Lehrbach und sein Vetter August öfters erwähnt. Auch Ludwig von Marquardt, Fritz von Hahn, Freiherr Emanuel von Ricou, Balduin von Herrff und der spätere Justizrat Lotheisen zählten zu seinen Studiengenossen, und endlich ein Bruder des „Kaiser-Mörders“ Nobeling, der seinen Namen nach dem Attentat in Edeling umändern liess. Das Familienarchiv enthält ein dickes Album gefüllt mit den Konterfeis der Universitätsfreunde meines Vaters. Und ich besitze den Stutzerstock mit Elfenbeingriff und Schenkischem Familienwappen, mit dem er in Bonn herumstolzierte.

Auch der Chefarzt der damals bedeutenden Irrenanstalt in Heppenheim Dr. Ludwig zählte zu Vaters Freunden. Dr. Ludwig war Philosoph, mein Vater zitierte oft sein Schlagwort: „Jeder Exzess in der Natur rächt sich.“

In Erinnerung an seine griechischen Stunden zitierte mein Vater gern seinen Buben gegenüber – wenn diese eine freche Bemerkung machten – den Homerischen Satz: „*Teknon emon, poion se epos fugen herkos odonton*”. Und in Erinnerung an seine englischen Stunden legte er gerne mit einer Erzählung los „In the island of Jamaica there lived two planters whose methods in treating their negroes were as different as possible.“

Des Vaters – mir gegenüber – oft benutztes Lieblings-Zitat im Lateinischen war: „Qui proficit in litteris et deficit in corpore plus deficit quam proficit“, und oft sagte er mir „*Si tacuisses, philosophus mansisses*“. So hatte denn der gute Vater zum mindesten rudimentäre Kenntnisse in 4 Sprachen, den zwei alten, griechisch und

lateinisch, den zwei modernen, französisch und englisch. Im Gegensatz zu meiner Mutter hat mein Vater aber seine Sprachstudien und seine fremdsprachlichen Lektüren aufgegeben, als er Vater wurde.

In den letzten 20 Jahren seines Lebens waren die kleinen Finger seiner Hände und auch die danebenstehenden Ringfinger stark verkrampft – etwa in Schreibhaltung verknöchert: Merkwürdig! Dieselbe Verknöcherung hat sich auch bei mir eingestellt, obwohl bislang nicht so stark als bei meinem Vater. Mein Vater trug niemals einen Ehering am Ringfinger, er trug ihn nicht einmal in der Westentasche oder an der Uhrkette. Auch diesen Verzicht auf den Ehering habe ich – seit 1929 – von ihm übernommen.

Vater war in allem was er tat äußerst mäßig. Er trank gerne aber mäßig; er spielte gerne Karten aber relativ selten; und ich erinnere mich, daß er seine Zigarre häufig in der Mitte teilte, um die eine Hälfte morgens und die andere nachmittags zu rauchen. Er war groß und stattlich. Beim Gehen setzte er die Füße ein klein wenig aufwärts. Seine Jugendkameraden nannten ihn stets „Inkes“ was vielleicht eine Verstümmelung des Namens „Incas“ aus jugendlichen Indianerspielen war. Ich glaube nicht, daß Vater ein sehr guter Schüler war. Statt des regulären Maturitäts-Examens machte er seine Reifeprüfung nachträglich auf der Technischen Hochschule ab, die damals als Gewerbeschule bezeichnet wurde ab. Als Student und insbesondere als Korps-Student bei den Starkenburgern in Giessen und bei den Westfalen in Bonn muß er (der Lord Forsch seiner Commilitonen) einer der besten Fechter gewesen sein mit 48 Mensuren auf seinem Konto, darunter mehrere schwere Säbelmensuren und 2 Pistolenduelle. In beiden Korps war Vater erster Chargierter gewesen, und er avancierte späterhin zur seltenen Ehre eines Ehrenmitgliedes des Korps. Erst nach seiner Verheiratung scheint er den Verkehr mit den Korps abgebrochen zu haben. Aus seiner Studienzeit in Gießen und in Bonn liegen verschiedene Briefe im Familienarchiv, die von dem Ernst seiner Studien trotz vollem Genuß der studentischen Freiheit Zeugnis ablegen. Jeder zweite Brief enthielt Vaters Wahlspruch: „Gesund, vergnügt und schuldenfrei.“ Mit ihm studierte in Bonn der spätere Kaiser Friedrich, dessen Bekanntschaft er damals machte.

Vaters Junggesellenwohnung nach bestandenem Universitätsexamen, lag im ersten Stock des Hinterhauses im großelterlichen Anwesen Rheinstraße 33, von dem ich noch zu erzählen Gelegenheit haben werde. Von Vaters ausgedehnten Reisen nach Brüssel, Paris und London erzählt sein hinterlassenes Tagebuch und ein Bild von Paris, das ihm sein dortiger Freund Wichmann dedizierte. Vaters Sprachkenntnisse waren trotz Privatstunden im Englischen und Französischen, von denen er uns

oft erzählte, rudimentär geblieben, während meine Mutter im Französischen durch gute Aussprache, im Englischen durch andauernde Lekture exzellierte. Als junges Mädchen hat sie verschiedene Gedichte Tennysons ins Deutsche übersetzt.

In seiner Lebenshaltung war mein Vater – das ist charakteristisch für ihn und seine ganze Generation – äußerst bescheiden. Daß wir in der dritten Klasse der Eisenbahn fuhren, war selbstverständlich; wenn wir nach Lindenfels fuhren, so wurde zur Verbilligung der Fahrt dazu ein Tag genommen, an dem dieser oder jener Klient der Advokatur die Wagenkosten bezahlen mußte. Und wie oft hat mein Vater gebrauchte Briefumschlüge umgedreht, um sie auf der umgedrehten Seite neu zu benutzen! Wie sorgfältig sammelte er jedes Stückchen Schnur! Und wie oft hat er mir den Wahlspruch seines Vaters „Einfachheit ist auch ein Kapital“ unter die Augen gehalten! Niemals ist mein Vater, meines Wissens, in einer Droschke gefahren, und auch die Straßenbahn hat er, um zu sparen, in älteren Jahren nicht benutzt. Der einzige Luxus den er sich erlaubte war der, daß er sich den haarschneidenden Friseur ins Haus kommen ließ, statt persönlich in den Friseurladen zu gehen. Als Zahnpulver benutzte er die einfache geschlemmte Kreide, diesem seinem Beispiel folge ich bis auf den heutigen Tag.

Bis ins hohe Alter war mein Vater stets schwarz oder wenigstens dunkel gekleidet, und zwar meist in einen sogenannten „Bratenrock“. Er trug nur weiße Hemden mit gestärkter Brust und angeknöpften, abnehmbaren Manschetten und nur schwarze Halsbinden und bei den letzteren niemals einen Selbstbinder.

Beim Essen benutzte der Vater stets eine Gabel mit drei eisernen Zinken und mit schwarz-hölzernem Stiel; wir Buben und die Mutter assen dagegen mit silbernen Gabeln bzw. mit sogenannten Alpakke-Gabeln aus „englischem“ Neusilber. Des Vaters Vorliebe für die scharfspitzigen eisernen Gabeln stammt wohl aus seinem Elternhaus oder aus seinem Junggesellenleben. Bei Tante Else gab es meines Erinnerns keine eisernen Gabeln.

Bei meines Vaters Freunden hiess er nur „der Inkes“, einen Spitznamen, den schon Onkel Fritz getragen hatte, und der wohl mit den Indianerspielen und den Inkas, dem letzten Mohikaner, zusammenhängt. Bei seinen Feinden war der Vater „das liebenswürdige Ungeheuer“, wohl, weil er die schönsten Grobheiten in liebenswürdige Form kleiden konnte.

Abgesehen von Ohrenschmerzen und von Leibschmerzen, die er mit Natron bicarbonicum laufend zu kurieren pflegte, war mein Vater von allem Kranksein verschont und einer zahnärztlichen Behandlung hat er, so lange wie ich in Deutschland lebte, also bis zu seinem 64ten Lebensjahr, nie bedurft. Beim Einsteigen in einen

Advokatur-Landauer, riss er sich, als der Einsteigesteg abbrach, das Schinnbein so schwer auf, dass er mehrere Wochen lang zu Bett liegen mußte. Aber krank war der Vater nie – bis ihn bald nach Lilis Geburt die hässlichste Diabetes packte. Davon werde ich noch erzählen.

Denn mit der Diabetes, für die es damals noch kein Insulin als Heilmittel gab, hängt bekanntlich eine nervöse Gereiztheit zusammen, die der Kranke nicht unterdrücken kann; und unter den unkontrollierten Zornesausbrüchen müssen diejenigen am meisten leiden, die dem Diabetiker am nächsten stehen. Neben der eigenen Familie war insbesondere Herr Walisch der unglückliche Büro- und Schreibgehilfe, das Opfer der väterlichen diabetischen = diabolischen Gereiztheit.

Von seinen mittleren Mannesjahren an war Vater gezwungen, genau wie mein Grossvater ein rechtseitiges Leisten-Bruchband zu tragen. Den Grossvater hatte die gleiche Veranlagung verhindert, seinem Wunsch gemäss an der berühmten Reise um die Welt teilzunehmen, die von Alexander von Humboldt geführt wurde, der ja, wie mein Grossvater, das Bergwerksfach in Freiburg studiert hatte. Merkwürdig ist, dass auch ich die gleiche missliche Anlage, eine Schwäche im rechtseitigen Leisten, geerbt hatte, so dass auch ich, von meinen Soldatenjahren an bis zum Jahre 1926, ein rechtseitiges Bruchband tragen musste. Ich wundere mich noch heute, dass mir bei meinen diversen Reit- und Fahrunfällen und -Umfällen im amerikanischen Urwald kein Unheil, kein wirklicher Leistenbruch zugestossen ist. Erst als ich nach dem Weltkrieg hörte, dass eine prophylaktische Operation heutzutage nicht gefährlicher sei als ein Zahnausziehen, entschloss ich mich zu einer Bruchoperation, die Professor Zander – Darmstadt im Elisabethenstift, der Vorsicht halber auch auf der linken Bauchseite, zu einer Zeit ausführte, zu der ich keine gefährlichen Extratouren mehr zu unternehmen in Versuchung war.

Dass irgendeiner seiner Nachfahren die Anfälligkeit meines Vaters für Verdauungsstörungen geerbt hätte, ist mir nicht bekannt. Wir Kinder erfreuten uns des „Gummimagens“ der Mutter. Aber ich erinnere mich deutlich, dass mein Grossvater August Schenck tagtäglich, nach den Mahlzeiten, als Verdauungshilfe 13 gekochte Zwetschen konsumierte. Es mussten 13 sein; und wenn sie gegessen waren, zählte der Grossvater demonstrativ die 13 Kerne der Zwetschen, die auf dem Teller zurückgeblieben waren: Entsetzlich, hätte er einen Kern aus Versehen mitverschluckt.

Ein sinnliches Zeichen von Vaters Verdauungsschwäche war der grosse gepolsterte Lehnstuhl, der an Vaters Bett stand, der aber meines Wissens und Erinnerns niemals von ihm benutzt wurde. Allerdings, derartige Benutzungen werden ja meist nicht vor versammelten Publikum ausgeführt!

1871/72

An die Kriegsereignisse des Jahres 1871 habe ich keine Erinnerung. Dagegen wird mir, dem damals 3jährigen, der Ausruf zugeschrieben: „Das sind ja lauter Affen“, den ich ausstieß als mir am Main-Neckar Bahnhof die gerade angekommenen französischen Kriegsgefangenen aus Algier gezeigt wurden.

Es muß um diese Zeit gewesen sein, daß ich, gelegentlich eines Besuchs im großelterlichen Hause in der Rheinstraße, zum ersten Mal meine kindliche Hochachtung für das großherzogliche Haus zeigte. Ich lief aus dem Garten des Großvaters weg und wurde erst nach zwei Stunden auf dem Luisenplatz, dem heutigen Adolf-Hitler-Platz, und auf den Stufen des dortigen Monuments Ludwigs I. gefunden.

Es war in diesen Jahren, daß wir 3 ältesten Kinder zu häufigen Besuchen bei den Schleiermacher Basen in deren Elternhaus mit dem Turm, Ecke der Kasinostraße und der Bismarckstraße, kamen. Ich erinnere mich noch gut des „Bergs“ in der Südwestecke des Schleiermacher‘schen Gartens und insbesondere an das berühmte Schreger’sche Oelbild, das in der guten Stube über dem Sofa hing, und das von Onkel August Schleiermacher in einer Kunstlotterie gewonnen worden war. Das Bild stellte die im Galopp ankommende Moskauer Feuerwehr dar. Das Bild hieß bei mir „das Feuerschwert“. Im Jahr 1906 habe ich versucht, das Bild zu Gunsten der Schleiermachers in Amerika zu verkaufen.

Auch die Schleiermacher Vettern, der Louis und der August waren die Freunde unserer frühesten Kindheit. Die Vettern hatten herrliche Münzsammlungen und Steinsammlungen; und wir haben späterhin einen großen Teil dieser Sammlungen geerbt, zusammen mit einem ganz großartigen und vielbändigen griechischen Wörterbuch von unersetzlichem Wert, das wohl leider an den Althändler verkauft wurde, als wir das Haus in der Kasinostraße räumten.

Schon als dreijähriges Kind, so erzählte meine Mutter, wurde ich zusammen mit den älteren Brüdern auf die großen Spaziergänge mitgenommen, die uns zuweilen auf die Ludwigshöhe aber meistens in die Darmstädter Tanne führten. Hie und da wurde auch Bruder Max im Kinderwagen, den die Kathrin drückte, mitgenommen, Kathrin konnte es gar nicht begreifen, dass die Eltern ein Interesse daran fanden, die Ludwigshöhe zu erklettern. „Mir sin froh, wann mer hunne bleiwe derfe.“

Es muß um diese Zeit gewesen sein, daß wir Kinder in Fräulein Adelheid eine Gouvernante bekamen, und daß unsere Mutter eine Stütze der Hausfrau erhielt. Ich erinnere mich nur noch daran, daß uns diese Dame die Anfertigung von Guirlanden

und von kleinen Körben aus goldenem oder buntem Papier lehrte, die zur Weihnachtszeit den Christbaum dekorieren halfen.

Am 7.11.1871 kam Bruder Manno Schenck als 5. Sohn meiner Eltern in der Kasinostraße auf die Welt. Der später so lebhafte Jüngling war bei seiner Geburt so teilnahmslos, daß ihn, den meine Mutter mit dem Angstschrei „es ist tot“ begrüßte, unser Dr. Eigenbrodt durch ein paar Schläge auf die Sitzgelegenheit zu schreiendem Leben erweckte.

Die beiden älteren Brüder und ich hießen von da ab und für viele Jahre „die Großen“, während Max und Manno mit „die Kleinen“ bezeichnet wurden. Mannos Taufpaten waren seine Vettern Emanuel Merck, Louis Schleiermacher und Wilhelm Berchelmann, die damals entweder Studenten oder gar nur Gymnasiasten waren. Ausgewachsene Taufpaten waren beim Sohn Nr. 5 nicht mehr aufzutreiben.

Es muss im Herbst des Jahres 1871 gewesen sein, dass das Darmstädter Theater durch Brand vernichtet wurde. Wir Kinder standen entsetzt an den Fenstern und sahen die riesigen Flammen zum Himmel schlagen. –

Das hinderte mich aber nicht, daraufhin eigenständig im Elternhaus eine Feuersbrunst anzulegen; und das geschah so: Auf Vaters Nachttisch stand stets ein Kästchen mit Streichhölzern (Schwefelhölzern); über den Betten der Eltern hing ein Baldachin von weissen Gardinen. Die Versuchung, ein Streichholz und damit den Baldachin anzuzünden war gross; ich unterlag ihr und entfernte mich heimlich, als ich die Flammen auflodern sah, durch das angrenzende Hinterzimmer.

Glücklicherweise holten die Mägde gerade zu dieser Zeit Wasser am Brunnen im Hofe. Sie sahen das plötzliche Auflodern der Flammen, liefen schreiend mit ihren Wassereimern nach oben – aber schon hatte Mutter, aus dem Kinderzimmer herbeistürzend, die Gardinen heruntergerissen und die Flammen mit ihrem eigenen Körper auf den Betten erstickt. Ich wurde nicht gezankt und nicht gestraft, hab‘ mich aber mein ganzes Leben lang keiner weiteren Brandstiftung schuldig gemacht – und viele hunderte von Waldbränden löschen helfen!

1873/1874

Meine Erinnerungen an die Jahre 1873 und 1874 sind gering. Aber unvergeßlich ist mir dabei die Hochzeit der Base Anna Schleiermacher mit Alexander Brill: Ich sehe noch heute die mir damals so vertraute Braut im Turmzimmer ihres Elternhauses stehen; und es gab Schokolade für die Kinder! Aus diesen Jahren datieren auch meine ersten Erinnerungen an das Großelternhaus an der Nordostecke der Rhein

und Georgenstraße, Rheinstraße 33. Das Haus war eines der stattlichen Häuser, die der Darmstädter Gentry damals gehörten und von ihr mit Staatshilfe zu einer Zeit im klassizistischen Stil unter der Leitung des Oberbaudirektors Joh. Helfrich Müller in den Jahren 1790 – 1816 erbaut wurden. Mein Großvater hatte dieses Haus allerdings nicht erbaut, sondern 1818 gekauft. Zum Haus gehörte ein Garten, der sich ursprünglich bis an die Bleichstraße längs der jetzigen Georgenstraße nach Norden ausdehnte. Das Nachbarhaus im Westen (jetzt Nr. 35) gehörte der Familie Ludwig und das im Osten (jetzt Nr. 31) der Familie Braun, deren Sohn Heiner Braun mir noch als der Typ eines Darmstädter Lausbuben in Erinnerung ist.

Zu meiner Zeit war die nördliche Hälfte des Gartens bereits verkauft, so daß der Garten nur bis zu dem Haus der befreundeten Familie Oberbaurat Arnold (verheiratet mit Mathilde geborene Meister, einer Tante meiner Mutter), heute Georgenstraße Nummer 5, erstreckte. Mitten im Garten stand ein Gartenhaus, aus Stein gebaut, in dessen hinterer Hälfte sich – eine große Merkwürdigkeit – ein Badezimmer befand, das aber meines Wissens niemals benutzt wurde. Dem Gartenhaus nach Westen vorgelagert war ein in meiner Erinnerung riesiger Walnußbaum. Das Dengeln der Walnüsse, das die Kletterer der Familie Schleiermacher in jedem Herbst besorgten, war ein alljährliches Familienfest, bei dem es außer Walnüssen, Weißbrot und Bier zu verzehren gab. Das Gartenhaus war mit dem Haupthaus durch einen Fußpfad verbunden, der mit Sandsteinplatten belegt war. Rechts von der Treppe, deren Stufen in das Haus führten, standen ein paar auffallende etwa 80 cm. hohe kegelförmige Tongefäße. Es waren die Ueberbleibsel einer Rüben-Zuckerfabrik, an der der Großvater viel Geld verloren hatte; es waren die Formen, in denen die sogenannten Zuckerhüte entstanden bzw. Ketten entstehen sollen. Gut erinnerlich ist mir noch das Zitronenkrautbäumchen (Verbena Zitronea), das an diesem Fußpfad stand. Weiter hinten im Garten, hart an der Mauer der Georgenstraße, stand ein Sauerkirschenbaum, den wir Jungen oft plündern durften. An der Nordseite des Gartenhauses stand ein Gartentisch, dessen ovale Schieferplatte heute den Wasserbehälter in unserem Lindenfelser Garten während des Winters deckt. Und daneben unter den Fliederbüschen war ein dichter Rasen von Maikraut, von dem ich annehme, daß es zuweilen zur Herstellung aromatischer Maibowlen benutzt wurde.

Der Glanzpunkt des Gartens war der Springbrunnen, in dem große Goldfische schwammen, und der von den Lieblingen des Großvaters, von seinen Rosen umstellt war. Daß sich der Großvater, als Präsident der Forst- und Domänenkammer in den Jahren 1849 – 1865 durch die Einführung guter Obstsorten an den hessischen

Landstraßen einen Namen gemacht hat, wurde mir erst später erzählt. Ich sehe ihn noch in seinem grauen Schlafrock mit blauen Litzen im Garten bei seinen Rosen, oder wie er sich am Springbrunnen bückt, um sich die Hände vorn Gartenschmutz rein zu waschen, und noch etwas sehe ich: Wie seine lange Zunge mit großer Geschicklichkeit plötzlich aus dem Mund herausfährt und an der Nase einen glänzenden Wassertropfen abholt.

Diese Sorte von Zungenfertigkeit hat, glaube ich keiner von den Kindern geerbt, obschon einige von ihnen zungengewandt sind. Vom Grossvater stammt auch das Fragespiel: „Was ist heller als Glas?“, mit der Antwort: „Das Tröpfelchen an der Nas‘.“

Auch an einen Tadel erinnere ich mich, den ich mir als Mittagsgast bei Tante Minna und Tante Else von diesen Damen zuzog, weil ich den Großvater mit den rauhen Worten „du sollst zum Essen kommen“ zur Mittagstafel einlud.

Inzwischen war die Gouvernante Adelheid durch eine ganz vorzügliche junge Dame ersetzt worden: Durch Anna Hart. Sie heiratete später einen Pfarrer Wegeleben und wir sind noch viele Jahre lang mit ihr in freundschaftlichem Verkehr geblieben. Da wir eine Gouvernante hatten, war es unnötig, uns Kinder, wie es bei den meisten anderen Kindern unserer Kreise war, in die Kleinkinder-Schule Kindergarten der s. g. Tante Therese Schulz, in die Waldstraße zu schicken. Ich habe diese Schule nur einmal als Gast besucht. Ich erinnere mich aber noch heute an die dort zum ersten Mal gesehenen Maiskolben.

1873/74 Fortsetzung

Ich war ein schwächliches Kind – viel schwächer als die älteren und jüngeren Brüder. So kam es, daß ich im 5., 6. und 7. Sommer meines jungen Lebens häufig zur „Kur“ zu Tante Anna Merck, der Schwester meines Vaters, nach Jugenheim geschickt wurde. Das waren herrliche Zeiten! Da war meine liebe Cousine Lisa Merck, später Frau Geheimrat Strecker, Mainz, damals 14 oder 15 Jahre alt, die mich mit Liebe betreute. Auch Tante Else Schenck war ein häufiger Gast des Hauses und zuweilen kam der vornehme Vetter, Freiherr von Mirbach zu Besuch. Der Gymnasiast Willi Merck verleitete mich zu allerlei Unsinn so z. B. zum Klettern auf dem flachen Dach der Villa, worüber sich die ganze Familie weidlich aufregte. Lisa Mercks beste Freundin war Mi von Hessert. Diese sommerlichen Besuche setzten sich auch späterhin fort als ich bereits ein Schuljunge war – und häufig wegen meines Gesundheitszustandes die Schule versäumte. In diesen späteren Jahren war die Schimmelstute Ella,

die Menes Merck nach seinem Militärdienst bei den damaligen weißen Dragonern hier abgesetzt hatte, und die Fahrten mit Lisa, die die Zügel meisterhaft führte, der Höhepunkt meiner Gefühle. Dazu kam der Bernhardinerhund Nero, der über 12 Gartenstühle springen konnte, und die jungen Jagdhunde Flick und Flock.

In diesen Jahren ereignete es sich zum ersten Mal, daß die ganze Familie die Sommerferien in Lindenfels zubrachte. Die Hinfahrt geschah über Weinheim und Fürth, wo der Vater den ganzen Tag auf dem Amtsgericht in einem Prozess beschäftigt war. Es regnete stark, und es war dunkel, als uns der Advokaten-Landauer in Lindenfels bei dem neuerbauten Pfarrhaus des Pfarrers Schmidt absetzte. Ich erinnere mich noch, wie mein jüngster Bruder Manno schreiend in der Dunkelheit aus dem Schlaf geweckt und in das Pfarrhaus getragen wurde. Der Pfarrer Schmidt war ein jovialer Herr, der genau wie mein Vater gern ein Gläschen Wein trank. Und allabendlich sassen die beiden Männer in einem der schönen und aussichtsreichen Gartenhäuser des Pfarrhauses bei einer Flasche Wein. Oestlich des Pfarrhauses stand damals noch kein einziges Haus, abgesehen von den fünf Armeleutehäusern auf der Bockspromenade. Die Wasserversorgung lag im Argen. Hölzerne Röhren (Erlenholz), mit Endstücken aus Sandstein verbunden, führten das Wasser aus den Brunnenstuben am Schenkenberg nach zwei zentralen Brunnen, der eine auf dem jetzigen Dalles, der andere, der Löwenbrunnen, vor der Kirche. An diesen beiden Zapfstellen musste jeder Lindenfelser sich das Wasser holen. Das überschiessende abfliessende Wasser wurde in einem Teich unterhalb und westlich des Dalles gesammelt, um im Falle von Bränden in grösseren Mengen zur Verfügung zu stehen – wie Schiller es beschreibt: „Durch der Hände lange Kette um die Wette fliegt der Eimer.“ Auch der Gumbert See (unterhalb des jetzigen Gasthauses „Zum kühlen Grund“) blieb für Feuerlöschzwecke gefüllt.

1875

Das grosse und freudige Ereignis des Jahres 1875 war die Geburt meiner Schwester Olga! Nach fünf Buben wurde meiner Mutter endlich ein Mädchen beschert – ein armseliges schwaches Ding, das ausnahmsweise nicht von einer Amme, sondern mit der Soxhlet-Flasche betreut wurde.

Beinahe wäre sie, im Alter von etwa vier Wochen, durch mich getötet worden. Ich hatte meine Sparpfennige benutzt (der Himmel weiss, woher ich sieben jähriges Kind das Geld hatte!) um dem Schwesterchen eine Rassel zu schenken, das heisst, einen hölzernen Apparat, an dem mehrere kleine rasselnde Schellen hingen. Die

kleine Olga hatte nichts besseres zu tun, als hungrig, wie sie auch damals war, eine der Schellen hinunter zu schlucken. Die ganze Familie war in Verzweiflung und Tante Anna Merck, als die Klügste wurde zu Rate geholt; selbstverständlich neben dem guten Doktor Eigenbrodt. Ich erinnere mich noch der Freudentränen, die meine Mutter vergoss, als die kleine Schelle nach 24 Stunden auf natürlichem Wege wieder zum Vorschein kam.

Schwester Olga hatte eine Unzahl an Patinnen und wurde von ihren fünf Brüdern geliebt und verwöhnt und das umsomehr als sie ein armseliges schwächliches Kind war.

Und nun kann ich schon von meinen ersten Weihnachtserinnerungen erzählen! Den Weihnachtsschmuck hatten wir Kinder wie ich bereits berichtet habe, mit Hilfe unserer Gouvernante angefertigt. Hoch oben im Christbaum thronte alljährlich eine rote, mit Perlen bestickte Schleife mit dem Spruch: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden." Unter dem Christbaum stand die Krippe. Jeder von uns Buben erhielt einen Teller mit köstlichen Anis- und Buttergebackenem und ein paar Aepfeln. In späteren Jahren kamen noch die arabischen Bisquits dazu. Jeder der Brüder beeilte sich, seinen Gebäckhunger am Teller der andern Brüder zu stillen.

Alljährlich traten unter den Geschenken auf: Der Pferdestall und der Kaufladen, letzteren für Bruder Karlo, der sich von jung auf für den Kaufmannstand vorbereitete; und im Jahre 1875 kam der zoologische Garten dazu! Den hatten die Schleiermacher-Vettern und die Merck-Vettern bei Onkel Eduard Brill selbst angefertigt. Die Käfige der wilden Tiere bestanden aus Zigarrenkisten, in deren vorderen offenen Seiten Stäbe aus Messingdraht eingezogen waren. In dem Bassin, in der Mitte des zoologischen Gartens, schwamm allerlei wildes Geflügel. Ich erinnere mich noch der Heimlichkeit, mit welcher dieser zoologische Garten in Onkel Eduard Brills Wohnung zurecht gemacht wurde.

Dieser Onkel Eduard Brill wohnte im Parterre des Grosselternhauses. Seine Frau Luise Schenck, die älteste Schwester meines Vaters, war schon nach kurzer Ehe gestorben. Onkel Eduard war schon als junger 44jähriger Kriminalrichter im Jahr 1848 mehr oder weniger zwangsweise pensioniert worden. Er interessierte sich für alles und jedes, insb. für Geschichte und für Kunst, und brachte alle Abende im mittleren Stock bei den unverheirateten Tanten Minna und Else und bei dem Grossvater zu, der im Jahre 1875 das Zeitliche segnete. Eine Abbildung von Onkel Eduards Zimmer habe ich in meinem Buch „Geschichte der Familie Schenck" eingeheftet. Das Bild zeigt allerdings nicht den Brautkranz seiner Frau, der gegenüber der Tür auf dem Trumeau unter Glas sass. Das Bild seiner Frau hing über dem

Schreibtisch. Onkel Eduard war ein besonderer Freund seiner Nichte Lisa Merck und der Schleiermacher Buben.

Onkel Eduard trug – ohne wie Onkel Max Müller ein Hehl daraus zu machen – auf seinem Glatzkopf eine rotbraunhaarige Perücke, und – wir Buben benutzten die abgelegten Perücken als indianische Skalps. Georg Merck hatte eine davon mit nach Amerika genommen, und als Adele und ich dort nach dem Weltkrieg monatelang auf der Merck-Farm in eigenem Hause lebten, hatte Georg die alte Perücke als Inventarstück auf den Nippessachenschrank gestellt! Seine letzte Perücke verlor Onkel Eduard absichtlich beim Spaziergang in der Tanne, und er lachte sich tot über diesen Witz, als er ihn der Tante Else erzählte. Onkel Eduard und Luise Schenck waren, am 30ten August 1840, in der Gräfl. Erbach-Schönbergischen Schlosskapelle in Schönberg getraut worden: Denn die Schenckische Familie brachte damals die Sommerferien regelmässig in dem nahen Auerbacher Fürstenlager zu, und der Schönberger Pfarrer war ein Freund des Bräutigams. Die Trauszene ist in einem Bild festgehalten, das von einem Maler Arnold gemalt wurde. Eine photographische Reproduktion des Bildes hängt z. Z. in Lindenfels in meinem Erdgeschoss, zwischen den Türen. Die Namen der Dargestellten, darunter vorn links mein Großvater, sind von Tante Else angegeben worden. Onkel Eduard pilgerte, bis kurz vor seinem Sterbejahr, an jedem sommerlichen Samstag mit seinen Jugendfreunden Senatspräsident Schäfer und Präsident Lorbacher auf dem Felsberg, wo man im damaligen Försterhaus eine Gaststätte hatte. Ich vermute, die Freunde sind dabei regelmässig durchs Auerbacher Fürstenlager gewandert, an welchem sie die schönsten Sommerferien zugebracht hatten. Onkel Eduard starb ums Jahr 1889. Er hinterliess sein kleines Vermögen der guten Tante Else und nicht den Erben seiner Schwester Luise Elisabeth, die an einen Buchdruckereibesitzer Bekker verheiratet war, und die ihm weniger nahegestanden hatte als Tante Else. Und noch eine Erinnerung an Onkel Eduard Brill: Wenn wir Buben den verschiedenen Anverwandten am Neujahrsmorgen unsere besten Glückwünsche überbrachten, so wurde Onkel Eduard niemals vergessen: Denn er belohnte die kleinen Gratulanten mit den grössten Neujahrsbretzeln Darmstadts.

Der Grossvater, wie oben erwähnt, starb am 8.April 1875. Ich erinnere mich noch deutlich seiner Beerdigung. Wir 5 Buben standen wie die Orgelpfeifen unmittelbar vor dem offenen Grab in unseren neuen grau und schwarz karierten Anzügen. Die Leichenrede hielt der damals berühmte Pfarrer Sell. Der Text der Leichenrede ist ebenfalls in meinem Buch „Geschichte der Familie Schenck“ auf Seite 43 eingeklebt. Tante Else und Tante Minna hausten nunmehr allein. Der Diener des Grossvaters, der treue Dieterich wurde entlassen und auf Verwendung meines Vaters

als Kasinodiener bei der Vereinigten Gesellschaft (dem Kasino) angestellt. Dieser Diener mit seiner Frau Lottchen und Schwägerin Lischen bewohnte das 2 stöckige Hinterhaus des grosselterlichen Anwesens, dasselbe Haus, in dem die Junggesellen-Bude meines Vaters 10 Jahre lang gelegen hatte, und in dem auch meine Mutter im Jahre 1864 die allerersten Flitterwochen nach der Rückkehr von ihrer Hochzeitsreise zubrachte, ehe die neue Wohnung Ecke der Taunusring- und der Bismarckstrasse für sie fertig wurde.

Die Frau des Dieners, Lottchen Dieterich, war jahrelang Köchin im grosselterlichen Haus gewesen. Die Schwägerin war eine beliebte Näherin, die bei uns allwöchentlich und zwar am Mittwoch eine Gastrolle gab. Das hatte eine besondere Bedeutung: Es gab zum Kafé nicht Butter und Brot, sondern Wickelweck; und derjenige von den 5 Buben, der zuerst nach Hause kam, bekam das Endstück, den s. g. „Schnauzer“ unter den Wickelwecken. Diese Näherin hatte übrigens eine geheime Kunst: Sie konnte Warzen bereden, und ich erinnere mich tatsächlich, dass die Warze am 2. Finger meiner rechten Hand verschwand, nachdem sie von ihr beschworen worden war.

Ich habe vergessen, drei weitere Schwäger meines Vaters zu erwähnen. Der Oberpostdirektor Gustav Berchelmann hatte seine Gattin Karoline geb. Schenck schon früh (1854) verloren. Ich erinnere mich, dass wir ihn bei der Darmstädter Postdirektion im alten Postgebäude besuchten. Wir holten bei ihm die Lebkuchen ab, die er alle Jahre zur Weihnachtszeit besorgte. Das alte Postgebäude lag da, wo sich die heutige Hauptpost befindet. Es war tatsächlich das Haus, das mein Urgrossvater Johann August Schenck als Privathaus erbaut hatte und das später von seinem ältesten Sohn Ernst Schenck bewohnt wurde. Der Eingang zur Post war von Osten her, also vom Adolf-Hitler-Platz her, und bestand aus einer grossen ovalen Sandsteinfreitreppe. Unmittelbar gegenüber dem Eingang waren die Schalter. Das Bureau des Onkels lag im 1. Geschoss nach der Rheinstrasse zu. Onkel Berchelmanns Privatwohnung war, wenigstens späterhin, in der Rheinstrasse 24 unmittelbar gegenüber dem grosselterlichen Haus gelegen.

Onkel Berchelmann war in seiner Jugend der Salonlöwe Darmstadts gewesen. Ich erinnere mich seiner grossen blauen Augen und seines weißen Haares noch sehr gut. Er starb im Jahre 1890, 75 Jahre alt.

Der zweite Onkel war Georg Merck, der Gatte meiner Tante Anna Merck, der den schönen Grundbesitz der „Talmercks“ in Jugenheim begründet hatte. Die Verlobung und die Hochzeit von Onkel und Tante Merck spielen in den Briefen meiner Großmutter, die ich gesammelt habe, eine bedeutende Rolle. Interessant ist

es wohl, daß die Mercks damals trotz ihres schon vorhandenen Reichtums keine Rolle in der Darmstädter Gesellschaft spielten. Sie waren Apotheker, und in den Darmstädter Beamtenkreisen galten sie nicht für salonfähig. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht, daß aus der älteren Generation der Mercks (Menes, Williy, Louis, Emanuel) kein einziger zum Reserveleutnant bei einem Darmstädter Dragonerregiment befördert wurde; alle endeten beim Train!

Aber zurück zu Onkel Georg Merck! Ich erinnere mich noch gut, daß er mir, als ich in der Apotheke, damals Rheinstraße 7, irgend eine Medizin abholte, ein Stück Hustenleder schenkte; und ich erinnere mich auch noch der Drops, die er mir gab, als ich ihn mit dem Vater kurz vor seinem im Jahr 1873 erfolgten Tode besuchte. Tante Anna und Onkel Georg wohnten im Erdgeschoss des Eckhauses, das heute von der Engel-Apotheke Merck eingenommen wird. Wie oft hat uns mein Vater erzählt, daß Tante Anna Merck zum Anfang ihrer Ehe gezwungen war, für die Angestellten der Apotheke nicht nur zu kochen, sondern auch mit ihnen zusammen zu Mittag zu essen!

Kurz nach dem Tod des Onkels Georg Merck fand die Hochzeit seiner ältesten Tochter Anna mit dem Artillerieleutnant Karl Locher statt. Sie wurden in der Darmstädter Kapelle getraut und ich erinnere mich noch gut der bitteren Tränen, die Tante Anna Merck in tiefer Trauer während der Trauung vergoß. Nach der Trauung waren wir alle in der Merck'schen Wohnung versammelt, wir Kinder, die Schenck'schen und die Merck'schen, zusammen am runden Tisch des dunklen Zimmers, dessen Fenster nach der Toreinfahrt lagen. Das junge Paar Merck-Locher bezog zunächst eine Wohnung im Parterre des nordwestlichen Eckhauses am Wilhelminenplatz, und ich glaube es ist dasselbe Haus, das dem weiter oben erwähnten Bademeister Langheinz gehörte.

Der dritte Onkel, August Schleiermacher, wurde schon verschiedentlich erwähnt. Er war das gescheiteste Mitglied der Familie, führte aber, teils infolge seines Berufes als Finanzminister, teils infolge einer körperlichen Behinderung, ein von der Familie zurückgezogenes Leben. Er hinkte sehr stark infolge eines Gelenkrheumatismus, den er sich als Junge im Herrengartengraben geholt hatte. Er hatte seine Frau, meine Tante Ukka, schon im Jahr 1859 verloren, nach dem sie ihm 2 Söhne und 3 Töchter geboren hatte. Es wurde erzählt, daß er nach dem Verlust seiner Frau um deren Schwester, Tante Minna Schenck, anhielt, um seinen Kindern eine neue Mutter zu geben. Tante Minna war aber „anderweitig" für einen Herrn von Krollmann interessiert; und so heiratete Onkel August drei Jahre später seine Base Auguste Fleischmann aus Offenbach, deren Mutter eine Pfaltz (Wilhelmine) gewesen

war. Diese Tante Auguste war für die Schleiermacher'schen Kinder die denkbar beste Stiefmutter, und sie war für uns Schenck'sche Kinder eine stets gütige Stieftante. So haben die Schleiermacher'schen Kinder und die Schenck'schen Kinder den Unterschied zwischen Stief und nicht-Stief niemals empfunden.

Ich kam erst, annähernd 8jährig, im Herbst 1876 in die Schule und zwar in Dr. Maurers Bubeninstitut, von dem dieser Herr gedichtet hatte:

> Grafenstraße einunddreißig
> haust zusammen faul und fleißig.
> Froher Mut, froher Mut,
> Dr. Maurers Bubeninstitut!

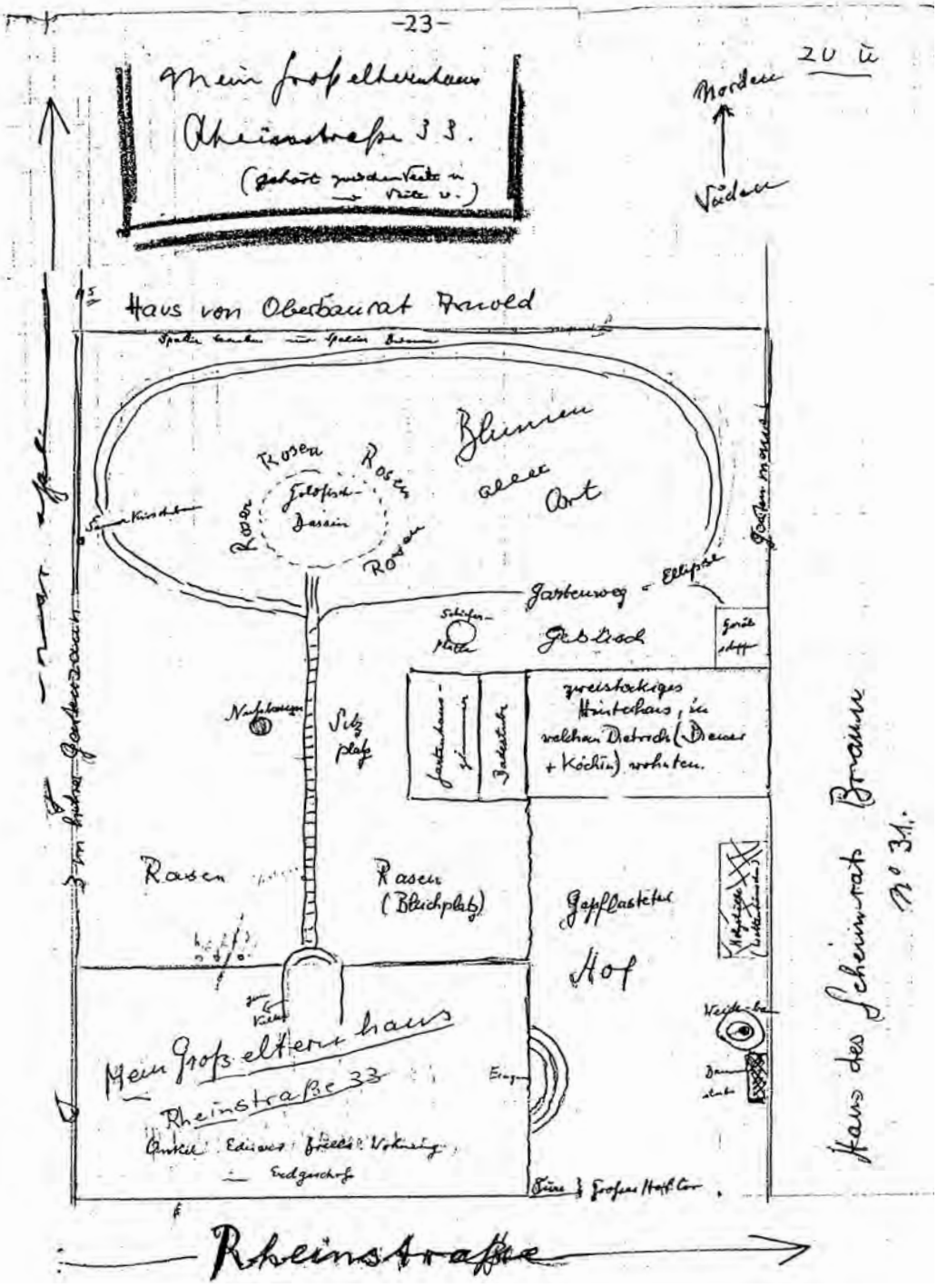
Wenn ich die Baracke im Hinterhaus heute ansehe, zu der man durch einen schmalen Gang von der Grafenstr. aus gelangte, so muß ich mich wundern, dass dieses Institut damals als aristokratisches Erziehungsinstitut galt. Es stand als solches in Konkurrenz mit dem Schmidt'schen Institut, Ecke der Zimmer- und Elisabethenstraße, mit dessen Schülern die Maurerianer in ewigen Kämpfen lagen. Meine Lehrer für Schreiben und Rechnen waren der große und der kleine Herr Kopp, meine Lehrerinnen waren die Damen Conzen, Schwestern des Gymnasiallehrers Dr. Conzen, des späteren Freundes von Tante Delly Müller und meines späteren Ordinariusses im Gymnasium. Den Religionsunterricht erteilte Pfarrer Bergmann. („Mach' End', o Bergmann, mach' Ende, die Stund wird sonst zu lang, und unsre Füß und Hände haben den Freiheitsdrang.") Den Singunterricht erteilte der Oppes (Oppenheimer), Kantor an der jüdischen Synagoge, mit dem wir Lausbuben allerlei Kurzweil trieben. Er wäre dabei, als wir ihn mit seinem Stuhl rückwärts von der Kathedererhöhung herunterfallen ließen, beinah ums Leben gekommen. Er hatte eine eigentümliche Art des Lehrens: Um uns zu zeigen, was eine Million ist, rieb er sich die Hände und ließ uns die schwarzen Pusteln zählen, die sich dabei auf den Handflächen ergaben. Ich erinnere mich noch mit Schaudern eines Besuches in der Oppenheimer'schen Wohnung in einem Hinterhaus der Grafenstraße 39, die mir durch grenzenlose Unordnung auffiel. Ich fürchte, das Lehrergehalt dieses Lehrers war nicht geeignet, einen geordneten Haushalt zu finanzieren. Ein Sohn dieses Lehrers, Siegfried Oppenheimer, war späterhin mein Klassengenosse und Konabiturient im Gymnasium und vor dem Krieg mein Arzt in Ohren und Nasenangelegenheiten – ein hoch angesehener Ehrermann.

Den Turnunterricht erteilte ein pensionierter Bruder des Schuldirektors, Hauptmann Maurer. Und wer waren meine Mitschüler? Ich habe nur wenig Erinnerungen an diese. Mein bester Freund war wohl Walter Wagner, Sohn des Hochschulprofessors, der im sog. Louvre an der Johanneskirche wohnte, und Ludwig von Knorr, Sohn des späteren Ministerialrats und Schulreferenten; und ein Willy Klingelhöfer, der als kleiner Junge an Blinddarmentzündung starb. Meine Vorschulerinnerungen sind vielleicht aus dem Grund besonders gering, weil ich, wegen meiner andauernden Kränklichkeit, die Schule nur äußerst unregelmäßig besuchte.

In diese Zeit fällt wohl mein erster längerer Besuch bei Großvater Gustav Alewyn und Tante Karoline d'Orville, die das Eckhaus Domstraße 29 in Offenbach bewohnten. Im Sommer wohnten sie im Parterre, um dem Garten näher zu sein; im Winter wohnten sie im Obergeschoß, das mit einem Fremdenzimmer in der Mansarde, dem sog. Paradies, verbunden war. Der Haupteingang, an der Ecke des Eckhauses, wurde niemals benutzt, sondern der Nebeneingang bei der Toreinfahrt oder der kleine Eingang unmittelbar in den Garten. Vom Toreinfahrtseingang führte eine Wendeltreppe in das Obergeschoß, in deren Mitte sich ein Aufzug befand, um schwere Gegenstände nach oben zu befördern. Damals lebte noch Luise Colomb, die 2 Zimmer im Obergeschoß nach dem Garten zu innehatte, die französische Gouvernante meiner Großmutter; ich habe sie noch als kleine bucklige Dame in einem gut duftenden und überheizten Zimmer in Erinnerung. Im Schlafzimmer des Großvaters hing zwischen 2 Türen der schmale lange Spiegel, den ich noch heute in meinem Lindenfelser Schlafzimmer habe, und der aus der Erbschaft der Tante Karoline stammt. Nach Großvaters Tod im Jahr 1878 blieben seine Zimmer ein für alle Mal geschlossen.

Das Haupt- und Wohnzimmer des Obergeschosses lag nach der Kaiserstraße zu. Meine intensivste Erinnerung aus der damaligen Zeit ist das opulente Frühstück. Wir bekamen Schokolade oder Kaffee aus großen Tassen mit roten Blumen; dazu Bremer Schiffszwieback; und einmal kam ein großer Käse aus Bremen an, den Onkel Otto Alewyn geschickt hatte, und der sich beim Aufschneiden als von Käsemaden erfüllt erwies. Er wurde dem alten Militärburschen des Großvaters, der gelegentlich als Hausdiener und täglich als Stiefelputzer fungierte, gütigst überlassen.

Für uns Kinder war Offenbach der Inbegriff der Seeligkeit und wir pflegten zu beten: „Lieber Gott mach mich fromm, daß ich oft nach Offenbach komm." Der Großvater sowohl als Tante Karoline, die die Stelle der frühverstorbenen Großmutter bei uns vertrat, waren personifizierte Güte und Heiterkeit.



Mein Großelternhaus Rheinstraße 33

Der mittlere Stock, die Hauptetage des Hauses, blieb entweder unbewohnt oder wurde von der Familie Onkel Karlo Krafft in Besitz gehalten. Das Haus selbst war im Jahr 1820 von dem französischen General d'Albert erbaut worden, der mit Lilli Fuchs adoptierte Bernard vermählt war. Aus dieser Ehe stammen bekanntlich aber nicht als Töchter, sondern als Enkelinnen die Lemmés-Basen m. l. Mutter, die spätere Frau Mathilda Metzler und die spätere Frau Elise Andreae in Frankfurt ab.

In dem großen Stallgebäude, das zu dem Anwesen gehörte, standen keine Pferde, sondern eine Wäschemangel von ganz unglaublicher Dimension. Unter den Möbeln befanden sich verschiedene Stücke, die beim Ableben der Tante Melly Krafft an unsere engere Familie übergingen. Die wertvollen Bronzen, die das Besuchszimmer enthielt, kamen durch Tante Delly späterhin an Cousine Lydia Alewyn, dies sie zur Inflationszeit von Wiesbaden aus an einen französischen Offizier verkaufte.

Im Fremdenzimmer des Obergeschosses nach dem Garten zu hingen ein paar Oelbilder, die Tante Karoline in ihrer Jugend gemalt hatte. Leider wurde das Großelternhaus, als es nach Tante Caroline's Tod an Melly Krafft überging (die darin starb), vollkommen zusammengerissen und im widerlichen Geschmack des Jahres 1900 neu aufgebaut. Dabei blieben nur die Geschosse am Eck des Eckhauses erhalten – und die Stallungen. Um es nicht zu vergessen will ich bemerken, daß die Parterrezimmer nahe der Toreinfahrt von meinem Bruder August viele Monate lang benutzt wurden, als er in Offenbach als Referendar und als Gerichtsassessor diente; und in diesen Zimmern hat er sich mit Agathe d'Orville verlobt.

Der Großvater Alewyn und Tante Karoline waren häufige Besucher in Darmstadt, wo sie im Darmstädter Hof oder im Hotel Köhler zu wohnen pflegten. Der Darmstädter Hof nahm damals die ranze Straßenfront der Rheinstraße zwischen Landtagsgebäude und Grafenstraße ein. Der Besitzer hieß Wiener und Wieners Söhne gingen mit uns Buben eine Zeit lang ins Gymnasium. Der Darmstädter Hof in seiner damaligen Form war ein wirklich vornehmes Hotel. In der Mitte war die riesige Toreinfahrt, dahinter ein großer Garten, der sich mit den Stallungen bis zur Waldstraße erstreckte. Schade, daß die schöne Fassade des Hotels im heutigen Straßenbild der Rheinstraße fehlt.

Die Sommerferien wurden wie immer von uns in Lindenfels zugebracht. Dort wohnte die stark vergrößerte Familie in den Zimmern der sog. „Präparanten" d. h. der künftigen Volksschullehrer, die in Lindenfels in der Präparantenanstalt (heute Bürgermeisterei) ausgebildet wurden und deren Sommerferien mit den Darmstädter Schulferien zusammenfielen. Es gibt nur wenig Häuser in der Burgstraße, die nicht Präparantenzimmer und darum gelegentlich ein oder das andere Mitglied der Fami-

lie Schenck als Einquartierung enthielten. Besonders ergötzlich war ein Sommer, in dem die 3 ältesten Buben im oberen Saal des Gasthauses zur Burg Lindenfels, bei dem dicken Adam Vetter, einquartiert waren. Unser besonderer Freund war der Lindenfelser Hammerschmied Johann Keller, der das jetzige Schneider-Hoffebert'sche Haus bewohnte. Da wurden im Keller eiserne Nägel mit der Hand geschmiedet. Ein kleiner schwarzer Hund lief in einem Rad herum, das den Blasebalg antrieb, um die Eisenstäbe zu erhitzen. Ein Schlag mit Kellers Hammer, und ein 4 eckiger Nagel von 10 cm Länge war gemacht! Die Eisenstäbe wurden mit einem Handkarren in Bensheim abgeholt. Johann Keller war berühmt für seine gute Tenorstimme. Sein Bruder, Lorenz Keller, der irgend welche amerikanischen Beziehungen hatte, bewohnte das jetzige Dentist Euler'sche Haus, damals mit schöner Sandsteinfreitreppe nach der Burgstraße zu. Auch dort waren wir Buben verschiedentlich einlogiert. Auch Lorenz Keller war ein Sänger vor dem Herrn. Der Schuster Dietrich hatte eine gute Bassstimme, und wenn der Lindenfelser Gesangsverein bestehend aus 5 oder 6 älteren derartigen Herrschaften im Lindenfelser Boskett, um ein Faß Bier versammelt die Lindenfelser Lieder sang, da war ganz Lindenfels begeistert!

Daß wir im Gasthaus zum Odenwald zu Mittag aßen, muß noch erwähnt werden. Der „Odenwald" gehörte dem Metzger Lannert. Im Torbogen – da wo jetzt der Eingang zum Hotel ist – wurden die Ochsen geschlachtet und zwar so, daß ihnen der Kopf mit einer Seilwinde zunächst an den Boden gezogen wurde. Dann wurde der Ochse durch einen Genickstich getötet und im Torbogen mit einer Seilwinde hochgezogen, um zerlegt zu werden. Der heutige Hotelgarten enthielt den großen Misthaufen und die Stallgebäude. Logierzimmer waren nicht vorhanden. Der Eßsaal lag im Obergeschoß nach der Bensheimer Straße zu und wurde durch eine kleine Treppe von der Burgstraße aus erreicht. Das Menü enthielt tagtäglich 2 Fleischgänge: Zunächst einen Gang von gekochtem Ochsenfleisch mit Kartoffeln und Gemüse und dann einen Bratengang. Wir Schencks gingen nur zum Mittagessen in den Odenwald; das Frühstück gab uns die „Präparantenmutter", und zum Abendessen waren wir in dem jeweiligen Wohnquartier der Mutter versammelt. Unser Hauptspielplatz war der Schloßwald. Dort hingen im Fichtenhain, nach Norden zu, die verschiedenen Hängematten, in denen sich die Eltern und deren Freunde lustierten. Die größten Ausflüge, die wir machten, waren Leiterwagenpartien, von denen die nach Reichelsheim und nach dem Rodenstein die unvergeßlichsten sind. Der Vater gehörte einem Trinkklub im Gasthaus „Engel" zu Reichelsheim an, zu dem der Mediziner Dr. Ackermann und der Apotheker Reinshagen als Stammgäste zählten.

Zu meinen frühen Jugenderinnerungen gehören auch die Besuche, die der Schulinspektor Dosch aus Worms bei meinem Vater machte, bei denen er zuweilen von seiner französischen und vorwiegend französisch sprechenden Frau begleitet war. Herr Dosch, der als Student der Theologie ein besonders schneidiger Corpsbruder meines Vaters in Gießen gewesen war, hatte eine Flora von Hessen geschrieben und veröffentlicht, die er mir dedizierte, als er meine schon damals vorhandenen botanischen Liebhabereien kennen lernte. Dosch, dessen Beiname auf der Universität „der Sputze" gewesen war, muß ein fideles Haus gewesen sein. Das zeigte sich auch im Familienleben als er seiner Frau – denn er war ein eifriger Jäger vor dem Herrn – als Weihnachtsgeschenk einen Drilling verehrte. Und eine Lieblingsgeschichte meines Vaters war die Beschreibung einer Szene, bei der die große Dogge des Grafen Lehrbach von dem couragierten Dosch mit einem Peitschenhieb vom Bett heruntergeholt wurde, in das sie dem Eigentümer, dem Grafen Lehrbach, durch Knurren und Zähnefletschen den Zutritt verwehrte.

Zu meinen Freunden in Maurer's Vorschule gehörten auch die Brüder Habich, die mit ihrer verwitweten Mutter in der Friedrichstraße wohnten, und mit denen ich mich gerne in der Wolfsschlucht, in der Darmstädter Tanne, herumtrieb. Die Wolfsschlucht war ein tief gegrabenes Loch von der Größe eines Hauses, das damals mit Fichten und Tannen dicht bestockt war, aber heute sehr unansehnlich und ungefährlich geworden ist. Georg Habich, der ältere von den beiden Buben, wurde später Direktor des Münzkabinetts in München. Ludwig, der jüngere, war einer der Künstler, die Großherzog Ernst Ludwig auf der Künstlerkolonie in Darmstadt ansiedelte. Er heiratete später ein Freifräulein von Löw (aus Groß-Gerau) und war 33 Jahre lang Direktor der Kunstakademie in Stuttgart.

In der Zwischenzeit habe ich, mit einer Ausnahme, alle Fühlung mit den beiden Habichs Buben verloren, da sie nicht in das Gymnasium mit mir eintraten, sondern in die Realschule oder in das Realgymnasium übertraten. Schulfreundschaften scheinen an die Schule gebunden zu sein.

Mit den Darmstädter Heinern und namentlich mit den Buben aus dem Gasthaus Gottwald, Landgraf Philipp Anlage 24, das damals als Bahnhofswirtschaft eine Rolle spielte, lagen wir Schenckenbuben in beständiger Fehde. Ich erinnere mich noch einer großen, aus den Trieben wilder Reben, geflochtenen Peitsche, mit der sich mein ältester Bruder August gegen die Gottwalds verteidigte. Und ich erinnere mich einer Szene, bei der die Gottwaldsbuben vor der großen Haustür meines Elternhauses lachend standen und schrieen „Kathrin, mer sieht dei Baa" als unsere

Köchin Katharine in den Streit zu unseren Gunsten eingegriffen hatte und hinter dem Haustor mit einem Stock auf die Gottwaldsbuben lauerte.

In dem großen Wedekind'schen Haus Kasinostraße 2 wohnten 2 Schulgenossen von uns Schenckenbuben: der eine war Louis Laurant, ein Franzose, der mit seiner ebenso französischen Großmutter in der Mansarde des Wedekind'schen Hauses wohnte. Der andere war Sigmund Small, der mit seinen amerikanischen Eltern im ersten Stock des Wedekind'schen Hauses wohnte. Von ihm ist mir insb. erinnerlich, daß ihm seine jüdischen Eltern, auf sein dringendes Bitten, ums Jahr 1875 einen Christbaum zur Weihnacht ansteckten; und daß dieser Christbaum in hellen Flammen aufging und einen schweren Zimmerbrand verursachte. Es war wohl der letzte Christbaum, den die Smalls sich jemals erlaubt haben.

Das interessanteste im Wedekind'schen Haus war für uns der kleine Laden der beiden Fräulein Schaller. Die Seele des Geschäfts war die buckelige jüngere Dame dieses Hauses Fr. Lorchen Schaller. Dort konnte man alles holen was zum Haushalt und zum Schulgebrauch nötig war. Z. B. Bänder und Kragen und Bleistifte, Federn und Schulhefte. Auf der Theke standen außerdem ein paar verführerische mit Drops gefüllte Gläser, aus denen wir Buben bei größeren Einkäufen ein süßes Geschenk erhielten. Noch als älterer Mann wurde ich oft von meinen Brüdern damit geneckt daß ich, als ich als Baby zusammen mit der Gouvernante den Schaller'schen Laden besuchte, einen unbewachten Augenblick benutzte, um den weißen und wie Zucker aussehenden Sand zu essen, der in einem sog. Spucknapf nahe der Ladentüre stand.

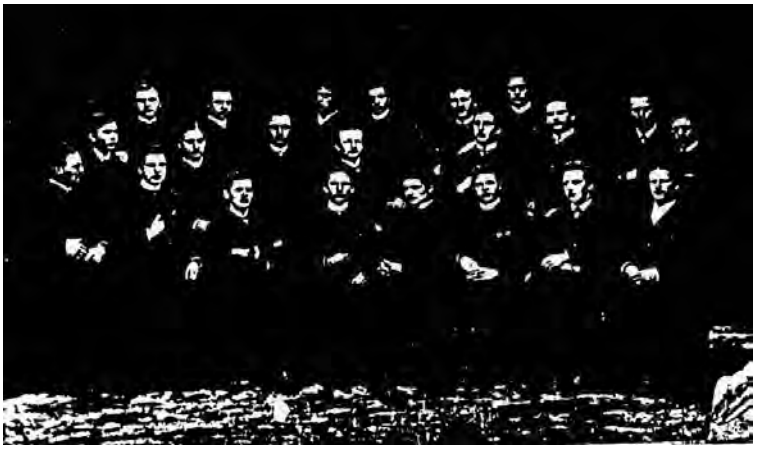
Bei meinen Besuchen in Offenbach ist mein erster und einziger Besuch in der Villa meines Onkels und meiner Tante Müller-Alewyn nachzutragen. Diese schöne Villa, mit großem Garten am Ufer des Mains gelegen, hieß der Linsenberg. Onkel Max war ein berühmter Pferdekenner und Pferdeliebhaber. Damals besaß er 2 russische Rappstuten Stella und Bora; und die Kutscherstochter Lina war meine Spielgefährtin in dem großen gepflasterten Hof vor dem Pferdestall. Im Hause selbst fiel mir auf – und das habe ich nie vergessen – daß in jedem Zimmer ein Luftschornstein für verbrauchte Luft vorhanden war; daß die Zimmer mit riesigen russischen Oefen geheizt wurden; daß eine schmale steile Eichentreppe in das Obergeschoß führte, wo ich auf einem riesigen russischen Sofa schlief und von der Kammerzofe der Tante betreut wurde. Im Garten war ein Gewächshaus, in dem unter anderem Tante Dellis Meerschweinchen gezüchtet wurden. Die Atmosphäre in dem kinderlosen Haus der Tante war nicht ganz so heiter wie im großelterlichen Haus. Man fühlte sich weniger frei auf dem Linsenberg. Kein Wunder daß mein Bruder Max, als er ein paar Wochen später im gleichen Haus zu Besuch geladen war – er war das Patenkind des rus-

sischen Onkels – es nur eine einzige Nacht dort aushielt, und am folgenden Tag von der Kammerzofe nach Darmstadt zurückgebracht wurde. Das Heimweh hatte ihn gepackt, und sein unaufhörliches Jammern „ich will heim zu meiner Mutter“ hatte die Herzen und die Ohren des russischen Onkels und der russischen Tante nicht zur Ruhe kommen lassen. Der Fehlschlag dieses ersten Besuchs seines Patenkindes war einer der Gründe, durch den sich Bruder Max die Gunst dieser wertvollen Verwandtschaft verscherzte.

1877

Ich will nicht renomieren, aber ich muß ein ganz intelligentes Bürschchen von 9 Jahren gewesen sein, als ich ein ganzes Jahr in der Vorschule übersprang und im Februar 1877 die Aufnahmeprüfung in das Darmstädter Humanistische Gymnasium bestand. Ich trennte mich dadurch – das wär nicht zu vermeiden – von den Kameraden der Vorschule. Wir waren in der Sexta von Ostern 1877 rund 30 Schüler. Nur wenige davon haben den Weg bis zum Matur mit mir durchgemacht; unter diesen wenigen will ich nennen: Ernst Bender, Bruder von Justiztrat Hugo Bender und Sohn des Rabbiners Bender an der Darmstädter Synagoge; Eugen Gerlach, Sohn des katholischen Majors Gerlach in der Bismarckstraße, ein intelligenter nicht sehr kräftiger Jüngling; Willi Friedrich, genannt das Fäßchen, Sohn des Bierbrauers am Ballonplatz, der später im Wolfskehl‘schen Haus in der Rheinstraße wohnte und als junger Mediziner in Grießheim an den Folgen einer Blutvergiftung starb; Otto Osann, Sohn des Reichstagsabgeordneten, mit glänzendem Gedächtnis. Im Übrigen setzte sich in meiner Klasse ein beständiger Personalwechsel fort. Bald kamen Neue von außen hinzu, bald kamen die Zurückgebliebenen aus den oberen Klassen zu mir herunter und bald blieben die eigenen Klassengenossen zurück und wurden nach unten abgestoßen.

Für meine Klasse ist es charakteristisch, daß sie nach dem Matur sich aufgelöst hat bzw. nur ein einziges Mal wieder zusammenkam. Es fehlte an dem inneren Zusammenhalt, weil sich die Klasse aus den verschiedensten gesellschaftlichen Elementen zusammensetzte.



Meine Conabiturienten aus dem Jahre 1886

1. *Joel, aus Pfungstadt*
2. *Eugen Gerlach, kath., später Amtsrichter in Darmstadt*
3. *Georg Heinrich Kraft aus Trebur, später Oberpostdirektor*
4. *Philipp Weber, Sohn des Finanzministers, lebt noch in Frankfurt*
5. *Hohmeyer, später Pfarrer in Offenbach*
6. *Franz Leydhecker, später Gatte von Martha Schenck*
7. *Karl (Biceps) Lindeck, später Amtsrichter in Darmstadt*
8. *Max von Preuschen, später General in Darmstadt*
9. *Sigried Oppenheimer, später Ohrenarzt in Darmstadt*
10. *Fritz Schenck, mein Vetter, später Arzt in Zwingenberg und Giessen*
11. *August von Schenck, später General in Darmstadt*
12. *Willy Friedrich (Fässchen), später Arzt in Griesheim*
13. *Seligmann, aus Bingen*
14. *Ernst Bender, später Arzt in Wiesbaden, Bruder von Hugo Bender*
15. *Jossy Lossen, aus der Maschinenfabrik, jetzt Gebr. Röder, Darmstadt*

16. *Otto Osann, später Amtsrichter in Auerbach*
17. *Theodor Reh, später Chef einer grossen Ingenieurfirma in Berlin*
18. *Carl Alwin Schenck*
19. *Werner Wittloh, später Professor in Strassburg*
20. *Karl Zimmermann, später Baurat in Bensheim*
21. *Fritz Rullmann*
22. *Schäfer, später Pionieroffizier in Mainz*

Die Darmstädter Aristokratie war ab und zu durch Gastrollen vortreten, so insb. durch die beiden Freiherrn Schenck zu Schweinsberg, Willi von Schenck aus der Georgenstraße, späterhin weißer Dragoner-Rittmeister und August von Schenck, meinen derzeitigen treuen Jugendfreud. Daneben kamen die Söhne von höheren Beamten in die Klasse hereingeschneit, so insb. Philipp Weber, Sohn des späteren Ministers, der auch späterhin mit mir Matur machte, und Karl Lindeck, Sohn des Finanzrats und späteren Amtsrichters, mit dem ich in späteren Jahren eng befreundet war. Ein Bruder des Finanzrats war der berühmte Wagner-Interpret Levi in München.

Ich war kein fleißiger Schüler und trieb mich lieber im Wald herum, als zu Hause zu arbeiten. Im Elternhaus teilte ich ein Zimmer – das ursprüngliche Büro des Vaters – mit meinem Bruder Karlo. Ich erinnere mich nicht, daß das Zimmer jemals geheizt wurde; ich erinnere mich sehr deutlich, daß wir morgens das Eis in der runden großen Waschschüssel durchschlagen mußten, vor der wir knieten, um uns notdürftig zu waschen.

Der Vater hatte inzwischen zwei Zimmer (die süd-östlichen) für sich in Beschlag genommen, was zu einem Mieterwechsel Veranlassung gab. Die neuen Mieter waren Herr und Frau Frommann von der Firma Frommann & Morian, Spielkarten Fabrikanten mit einer Fabrik in der Heidelbergerstraße 26. Die Schreibstube meines Vaters, in der der Gehilfe Walisch an einem Stehpult amtierte, war das schmale Zimmer unmittelbar gegenübet dem Glasabschluß. Das mittlere von den drei Vorderzimmern in der Parterre Wohnung war das eigentliche Bureau des Vaters. Dort saß er an dem nunmehr ererbten Schreibtisch seines eigenen Vaters, einem großen flachen Tisch aus Eichenholz mit je drei riesigen Schubladen unterhalb der Schreibplatte und zu Seiten des Sitzenden. Der Schreibtisch stand so, daß der Vater die Straße im Auge behalten konnte, wenn die Arbeiten nicht allzusehr drängten; und ich glaube, die Arbeiten haben nie besonders stark gedrängt. Abgesehen von seiner Advokatur und einigen Vermögensverwaltungen (Freiherr von Jungenfeld, Tante Anna Merck) hatte mein Vater eine vorwiegend bäuerliche Praxis aus dem Odenwald in der Nähe von Lindenfels zu betreuen. Dazu kamen mehr oder weniger

gelegentlich die Grafen von Erbach-Schönberg – für die er einen Riesenprozess über den sog. Höchster Klosterfond 20 Jahre lang auszufechten hatte – und die reiche Frau Flintsch, die das damals prachtvolle Haus S. W. Ecke der Heinrichsstraße und Wilhelminenstraße bewohnte. In dem Verein chemischer Fabriken in Mannheim, an welchem die Familie Schenck von alters her finanziell interessiert war, gehörte der Vater dem Verwaltungsrat als Mitglied und später als stellvertretender Vorsitzender an. Das Thermometer der Stimmung war bedingt von den Einkünften aus dem Verein chemischer Fabriken, die eine Zeit lang, und zwar gegen Ende der Aera des leitenden Direktors Bardorf bei der Umstellung von der altmodischen Sodafabrikation auf das sog. Solwayverfahren sehr gering waren.

Und nun will ich einmal schildern, wie sich unsere Lebenshaltung zusammensetzte.

Zum Frühstück gab es stets Kaffee mit Milch aber ohne Zucker. Statt des Zuckers erhielten wir Buben ein Monatsgeld pro Kopf von 50 Pfg., das im wesentlichen unser monatliches Einkommen darstellte. Dazu gab es zwei sog. Wecke, aber niemals Butter oder Aufstrich dazu, und nie habe ich ein Ei oder Fleisch auf dem Frühstückstisch gesehen. Erst 10 Jahre später, im Lindenfelser Haus, wurde Butter und geriebener grüner Käse auf den Frühstückstisch gestellt.

Mit einem zweiten trockenen Brötchen bewaffnet zog dann jeder von uns Schenckenbuben in das Gymnasium. Die anderen Schüler mit Ausnahme von Willi von Schenck hatten es nicht besser und mußten sich wie wir mit einem trockenen Schul-Brötchen begnügen.

Das Mittagessen; punkt ein Uhr an jedem Tag, war stets äußerst reichlich mit Gemüse und Kartoffeln versehen, während das Fleisch jedem einzelnen Kinde vom Vater persönlich auf den Teller zugeschnitten wurde. Aber jeden Tag gab es Fleisch und zwar mit größter Regelmäßigkeit wie folgt: Montags gekochtes Mittelschwanzstück Rindfleisch, das am vorhergegangenen Sonntag die Bouillion geliefert hatte. Dienstags Kalbsbraten, Mittwochs Schweinebraten, Donnerstags Hammelbraten, Freitags Fisch, Samstags Frankfurter Würstchen und Sonntags Rostbeaf oder – das sind zum Teil schmerzliche Erinnerungen – eine gebratene Gans. Aber von diesem Gänsebraten will ich späterhin erzählen.

Zum Kaffee, den wir, die wir von 2 – 4 Uhr wieder im Gymnasium eingepfergt waren, etwa um ½5 Uhr bekamen, gab es Butterbrot und nur am Mittwoch, wenn das Nähliesche eine Gastrolle gab, die bereits erwähnten Wickelweck.

Das Abendessen war sehr einfach und meist kalt. Samstags abends, nachdem mit Hilfe der Wasserleitung ein Badezimmer eingerichtet worden war, erhielten wir

nach dem Bad eine warme Biersuppe. Um die sog. Kleinen vor dem großen Hunger und der großen Eßgeschwindigkeit der sog. Großen zu schützen, hatte unsere Mutter das Abendessen häufig in Portionen zerlegt, sodaß jeder von den 5 oder späterhin 7 Kindern sein Deputat getrennt erhielt; und gar oft hat mein Bruder Manno an die Mutter die bange Frage gerichtet „Mutter, ist heute abend geteilt?“ Der Vater kam stets pünktlich zum Mittagessen. Beim Abendessen war er etwas weniger pünktlich, wenn ihn die hohe Politik zu lange in der Vereinigten Gesellschaft am runden Tisch zurückgehalten hatte. Nach dem Abendessen saß die ganze Gesellschaft um den runden Eßtisch mit Lektüre beschäftigt herum. Ich erinnere mich nicht, daß wir jemals nach dem Essen noch Schularbeiten erledigt hätten. Der Vater, dem ich seinen großen Armstuhl nach dem Abendessen herbeizuschleppen pflegte, las die Darmstädter Zeitung, die er abends mitgebracht hatte. In guter Erinnerung ist mir noch, daß er uns häufig den Aktienzettel oder die Obligationen im finanziellen Teil der Zeitung zu erklären suchte. Wir hatten dafür nur wenig Interesse, und doch ist mir dieser frühzeitige Unterricht mein Leben lang zum Vorteil gewesen.

Der Vater trank, bei und nach dem Abendessen, ein oder mehrere Gläser Wein, und zwar Niersteiner oder Oppenheimer Wein. War die Flasche leer, so stülpte er sie um. Leerte den letzten Tropfen daraus in‘s Glas und sagte: „Darin könnte sich eine Ameise noch ertränken.“

Die Schulaufgaben wurden damals stets in dem selben Zimmer und an dem selben Tisch erledigt, an dem wir die verschiedenen Malzeiten einnahmen; denn nur die sog. Kinderstube war gemütlich und gut mit Hilfe des großen gelben Kachelofens geheizt.

Und nun will ich noch etwas über das Religiöse in unserem Familienleben nachtragen. In meiner ersten Jugend kam die Mutter allabendlich an das Bett, um mich ein kurzes Gebet hersagen zu lassen. Das ist die einzige religiöse Betätigung, deren ich mich aus meinen ersten 10 Jahren erinnere – abgesehen von den periodisch wiederholten Kindtaufen, bei denen der Pfarrer Strack einen neuen blühenden Oelzweig, wie er sich ausdrückte, in die Familie Schenck einzureihen hatte. Niemals sind wir mit den Eltern in die Darmstädter Kirche gegangen, nicht einmal in Lindenfels, wo der sonntägliche Kirchgang doch späterhin, nach Errichtung des eigenen Hauses in der Villa Schenck zu Lindenfels, mehr oder weniger zu den sonntäglichen Gepflogenheiten zählte. Erst im Konfirmationsjahr gingen wir Buben regelmäßig in die Kirche. Und gleichwohl war die ganze Atmosphäre des elterlichen Hauses von der tiefen Religiosität der Mutter beeinflußt. Meine Mutter hatte einen freien Gottesglauben, aber einen Glauben so fest, daß er Berge versetzen konnte,

und das unaufdringliche Beispiel der Mutter hat ihre Kinder allesamt jederzeit beeinflußt. Die Religiosität meines Vaters wuchs erst in den älteren Jahren heran, als er sich insb. mit Buddhismus beschäftigte – was Gott ist wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen – pflegte er mir oft zu sagen oder zu schreiben. Diesen Spruch hatte er vom eigenen Vater ererbt, neben vielen anderen kurzen Weltweisheiten wie z. B. „Einfachheit ist auch ein Kapital"; oder den Ausspruch „es menschelt", wenn irgend einer der Bekannten einer kleinen Versuchung nicht widerstehen konnte.

Was soll ich von meiner eigenen Religiosität erzählen? Ich weiß nicht recht. Während meiner Gymnasialzeit ging sie bald hoch bald tief. Aber das eine ist mir in unvergänglicher Erinnerung. Ehe ich die Augen zum Nachtschlaf schloß, faltete ich die Hände und mein Gebet, bis hoch in das Mannesalter hinein, endete unweigerlich mit dem Gedanken oder mit den gelispelten Worten „lieber Gott mache, daß ich die Freude und der Stolz meiner Eltern werde."

1878

Ich habe von den verschiedenen Freunden meines Vaters gesprochen. Meine Mutter hatte in Darmstadt nur wenige und ganz gewiß keine intimen Freunde, als sie sich die Frau meines Vaters zu werden entschloß. Das Verhältnis zu ihren Schwägerinnen, den unverheirateten Tanten Minna und Else Schenck, ließ, mindestens zu Anfang, einiges zu wünschen übrig: Der Grund lag ganz gewiß nicht an meiner Mutter, obwohl es ihr schwer wurde, gewisse Kränkungen zu überwinden wie beispielsweise die Bemerkung Tante Minnas als ihr meine Mutter ihren Erstgeborenen aus der Wiege hob „was ist das für ein häßliches Kind." Die beiden Tanten liebten ihren Bruder, meinen Vater, auf das innigste, und da mag eine gewisse Eifersucht gegenüber meiner Mutter bestanden haben; und meine beiden Tanten nahmen an, daß meine vornehm und sorglos erzogene Mutter vom Haushalt auch nicht das Geringste verstehe. So erlaubten sie sich manche Kritik, die meine Mutter zum vorsichtigen Rückzug veranlassen mußte. Erst in späteren Jahren – es muß ums Jahr 1878 gewesen sein – wurde meine Mutter in den Jugendkranz der beiden Tanten, den Bürenkranz mit allwöchentlichen Sitzungen, feierlich aufgenommen, dem außer den Tanten auch angehörten Frau Oberst Betty von Hofmann geb. Becker, Frau Finanzminister Toni Weber geb. Emmerling, Frau Kabinettssekretär Tilde Becker geb. Emmerling, Frau Geh. Medizinalrat Eigenbrodt geb. Weylandt, dazu die dritte Schwester meines Vaters, Frau Anna Merck geb. Schenck.

An sonstigen Freundinnen hatte meine Mutter Frau Anna Pfaltz, die bei ihrem pensionierten Bruder, dem früheren Oberpostmeister Pfaltz in der Neckarstraße wohnte. Wir Kinder besuchten diese Dame zuweilen und zwar bis kurz vor ihrem Tode. Sie starb an Lungentuberkulose und war lieb und gut. Sie muß ums Jahr 1878 gestorben sein.

Und dann lebte in Darmstadt als Gattin von Ernst Emmerling Mutters Base Adele geb. Arnold. Sie war das Patenkind von Tante Adele Lemmé und die Tochter des Oberbaurats Arnold, dessen Haus aus dem Garten meines Großvaters herausgeschnitten war und Georgenstraße No. 5 gewesen sein muß.

Ihre Mutter war Mathilde Arnold geb. Meister, die in dem Memoirenbuch der Emilie Meister eine große Rolle spielt. Meine Mutter war im Arnold'schen Hause, von Offenbach aus, wiederholt zu Besuch, und es war gelegentlich dieser Besuche, daß sie meinen Vater kennenlernte. Die Brüder Adele Arnolds waren Offiziere im hessischen Leibgarde I.R.115. Einer von ihnen heiratete eine sehr reiche und extravagante splienige Engländerin, die es ihm erlaubte, in Darmstadt Rennpferde zu halten, die ihn aber bald zwang, Deutschland Valet zu sagen und sich auf den Besitzungen ihrer Eltern in Gloustershire niederzulassen. Die Besitzung ging auf seine Nachfahren über und heißt St. Briavels. Von dort aus haben mir die Vettern wiederholt geschrieben.

Der Verkehr meiner Eltern mit Ernst Emmerling und seiner Frau Adele geb. Arnold war null geworden. Der Grund ist mir nicht recht bekannt. Ich glaube, mein Vater hatte mit Ernst Emmerling schwere Differenzen, vielleicht auch ein Pistolenduell, ehe er meine Mutter heiratete. Die beiden Herren grüßten sich nicht, wenn sie sich auf der Straße begegneten. Erst wir Kinder und insb. ich selbst haben mit den Emmerlings Kindern den Verkehr wieder aufgenommen, und Paul Emmerling, zweiter Sohn der Emmerling Ehe wurde im Krieg, den wir zusammen in Polen, in Belgien und in Frankfurt durchlebten, mein intimer und treuer Freund.

Eine dritte Darmstädter Freundin meiner Mutter war Maria Camesasca, Tochter des Bensheimer Kreisrats Carl Camesasca und seiner Gattin Betti geb. Meister war die älteste Schwester von Mathilde Meister verehelichten Arnold. Die Memoiren der Emilie Meister, die ich besitze, geben den Roman des Lebens dieser Betti (wir nannten sie Tante Betti) wieder. Nach dem Tod ihres Gatten lebte Tante Betti mit der unverheirateten Tochter Maria in einer Mansarde der oberen Wilhelmstraße; ich glaube es war Wilhelmstraße 8. Tante Betti war damals etwas „gespritzt", was wir Kinder sehr komisch fanden. Wir waren dort wiederholt zum Kaffee eingeladen; ich erinnere mich aber mehr an die hübsche Aussicht aus der Mansarde heraus, als an

bestimmte Excentritäten der Tante Betti. Wenn uns die Tochter, Tante Maria, in der Kasinostraße besuchte, so setzte sie sich ans Klavier und spielte irgend eine Melodie, die wir verlangten, nach dem Gehör – aber meistens sehr falsch. Jedenfalls war das beste an ihrem Klavierspiel der Heldenmut, mit dem sie die Tasten behandelte. Tante Maria hat noch lange nach dem Tod ihrer Mutter in Darmstadt gewohnt und wurde immer wunderlicher, bis sie kurz vor dem Weltkrieg, wenn ich nicht irre, in einer Anstalt starb. Ihr Bruder, der Petersburger Consul Karl Camesasca, spielte bei der Hochzeit des letzten Zaren mit Prinzessin Alice von Hessen eine Rolle. Bei einem großen Diner sprach er, in Gegenwart der deutschen Prinzen, von dem Kranz der Vasallen, die den deutschen Kaiser zur Hochzeit nach Petersburg begleiteten. Die bayrischen Prinzen fühlten sich schwer gekränkt, daß sie als „Vasallen" bezeichnet wurden, und verließen das Lokal unter Protest. Dieser Consul Camesasca kam als Associé meines Onkels Max Alewyn nach Rußland und brachte es dort, im Gegensatz zu Onkel Max, zu großem Vermögen und Einfluß.

So viel von den Freundinnen meiner Mutter. Keine von ihnen bot ihr irgendwelchen Halt. Der Verkehr mit Offenbach war nicht rege. Und meine Mutter, hätte sie nicht in 9 Jahren 6 Kinder geboren, wäre in Darmstadt gar einsam gewesen. Wenn ich an meine Jugend denke, so weiß ich, daß wir – ihre Kinder – dieser Mutter alles und jedes verdanken, was etwa gut und edel an uns sein sollte. Und doch habe ich aus den ersten 10 Jahren meines Lebens an diese meine Mutter nur wenig eigene ausgesprochene Erinnerungen. Das ist verwunderlich, wenn man sich nicht daran erinnert, daß unser Leben sich ohne große Ereignisse und Vorfälle abspielte. Nur bei den Weihnachtsfesten, bei denen die Mutter eine ganz außerordentliche Rolle spielte, ging es anders zu, und von diesen Weihnachtsfesten, bei denen Mutter das ganze Fest verkörperte, werde ich öfter zu sprechen Gelegenheit haben.

Ich sprach oben vom Klavierspiel. Wir Kinder alle hatten Klavierunterricht und zwar von Fräulein Elise Noetel, der Tochter eines großen Schauspielers, die als alte Dame heute noch (1938) im Elisabethenstift zu Darmstadt lebt. Wenn sich auch keiner von uns Buben für das Klavier begeistern konnte, so lag das vielleicht weniger an der Lehrerin als an den Schülern. Nur mein Bruder Karlo machte eine Ausnahme. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich, zur Belohnung für meine bei Frl. Noetel erlangte Fertigkeit, mit Frl. Noetel einer Freischütz Oper im Darmstädter Theater beiwohnen durfte. Ich habe keine Erinnerung an die damalige Freischütz Musik, wohl aber an die Erscheinung, als rotglühender Samuel, des Vaters Noetel, als der böse Kasper ausrief „Samuel, Samuel erscheine bei des Zaubrers Hirngebeine." Das war der Höhepunkt meiner musikalischen Jugenderziehung. Erst in späte-

ren Jahren, als ich wegen meiner schwachen Lunge die Universität nicht besuchen konnte, nahm ich den Musikunterricht im Schmidt'schen Konservatorium für kurze Zeit wieder auf.

Frl. Noetel wurde später ersetzt durch Frl. Forbach, Schwester eines unserer Gymnasiallehrer, die es ebensowenig wie Frl. Noetel fertig brachte, uns zum Ueben von Fingerübungen, Tonleitern und Sonaten zu veranlassen.

Meine Schwester Olli hat es spät er weiter gebracht als wir. Daran mögen die Stunden schuld sein, die sie bei Tante Delly Müller-Alewyn reichlich genoß. Nur Schwester Lilli wählte die Geige statt des Klaviers für ihre musikalische Ausbildung. Aber auch sie hat versagt. Merkwürdig ist es mir, daß mein Großelternhaus in der Rheinstraße nicht musikalisch eingestellt war. Keine von den Tanten und keiner von den Onkels interessierte sich für Musik. Erst bei den Enkeln und insb. bei den Schleiermachers Vettern (Louis Schleiermacher insb.) ist das anders geworden. Daß meine Mutter im Offenbacher Großelternhaus in einem musikalisch sehr interessierten Kreis lebte, das zeigen ihre hinterlassenen Jugenderinnerungen. Uebrigens: Trotz meiner Faulheit am Klavier brachte ich es doch dazu, mir gewisse Melodien (ähnlich wie Tante Maria Camesasca) aus dem Klavier herauszuholen, und zwar nicht die anderen, aber mich selbst mit meinen jugendlichen Leistungen zu amusieren. Als Gießener Student hatte ich, ein Geschenk von Tante Else, das armselige Klavier auf meiner Bude, das aus dem Haushalt Rheinstraße 33 übrig geblieben war.

Und nun ist es höchste Zeit ein Ereignis zu beschreiben, das für die ganze Gestaltung meines Lebens, in Deutschland und in Amerika, in der Jugend und im Alter, die allergrößte Bedeutung gehabt hat. Und das Ereignis begann folgendermaßen: An einem schönen Sommermorgen waren wir Buben eifrig mit einem Springbrunnen beschäftigt, den wir im Garten am Waschküchenhäuschen errichtet hatten. Da kam unsere etwas ältere Base Lisa Merck in den Garten und führte dabei ein blondhaariges blauäugiges reizendes Mädchen von etwa 9 Jahren an der Hand: Es war Friederike Schenck aus Antwerpen, die älteste Tochter von Vaters Vetter Georg Schenck, der dort als Kaufmann ganz unerwartet nach vorherigen glänzenden Erfolgen vom Unglück betroffen Bankrott machte und jahrelang daraufhin ohne seine Familie in Australien lebte. Die Kinder, das heißt die Buben Ernst, August und Henry, mußten verdienen helfen und wurden in die Diamantschleifereien von Antwerpen geschickt. Die jüngste Tochter Lisl kam zu ihrer Großmutter, der vorzüglichen Tante Luise Schenck geb. Müller, die mit ihrem älteren Junggesellen Sohn, dem lungenkranken Pfarrer Fritz Schenck, in Babenhausen lebte. Nur die Schwestern Jeanne Schenck

und Martha Schenck blieben bei ihrer tapferen Mutter Marie Johanna (Jeanne) geb. Heybrechts in Antwerpen zurück.

Friederike wurde von meinen kinderlosen Tanten Minna Schenck und Else Schenck nicht tatsächlich, aber doch der Form nach, adoptiert, und alle Erinnerungen an das Großelternhaus in der Rheinstraße, bis zu ihrer Verheiratung mit Georg Merck im Jahr 1893, sind an den Namen Friederike (Rikel) Schenck geknüpft. Sei es beim Spielen im Garten des Großvaters, sei‘s am Tisch bei Tante Else, wo wir bald Lateinisch bald Französisch bald Englisch trieben, spielte Rikel eine bedeutende Rolle. Und den ersten Kuß, den mir jemals ein Mädel gegeben hat, bekam ich von Rikel (das war wohl ein paar Jahre später als 1878) am Kaninchenstall hinter dem Holzschuppen des großväterlichen Hauses. Im Laufe weniger Monate wurde die neu angekommene Base von uns mehr als Schwester wie als eine Verwandte betrachtet. Sie war ein sonniges, frohes, lachendes, gescheites und zu jedem Jux aufgelegtes entzückendes Mädel. Und wenn mein amerikanisches Leben sich 20 Jahre später ohne Sorgen abspielte, so habe ich das im wesentlichen der Tatsache zu verdanken, daß Rikel und ihr Gatte Georg Merck mir jederzeit den geistigen Rückhalt und die Sicherheit boten, die ich im fernen Nord Carolina nur zu leicht verloren hätte. Wir Schenckenbuben alle waren mit Rikel aufs intimste befreundet; aber ihr Liebling und bester Freund war damals wohl mein Bruder Karlo, mit dem sie vierhändig (Zar und Zimmermann) Klavier spielte, und späterhin mein Bruder Manno, der monatelang bei Tante Else einquartiert war, wenn die Eltern in Lindenfels wohnten. Aber genug davon. Rikel Schenck und Georg Merck spielen in jedem Jahr meiner Erinnerung, um nicht zu sagen in jedem Monat, eine zu große Rolle, als daß ich das Ganze hier vorwegnehmen könnte.

Ins Jahr 1880 fällt auch mein erster längerer Besuch im Hause meines Patenonkels Georg d’Orville und seiner gütigen lachenden Frau Minna d’Orville geb. Nielsen. Sie wohnten damals mit ihrer einzigen Tochter Agathe in demselben Bau rechts vom Eingang zum d’Orville‘schen Schloß (jetzt Stadthaus) in Offenbach, in dem meine Mutter geboren wurde und ihre ganze Jugend verbrachte. Ich schlief oben in der Mansarde in dem Mädchenzimmer meiner Mutter und ich erinnere mich noch deutlich, daß Tante Minna, wenn sie mir bei brennender Wachskerze das Abendgebet vorgesprochen hatte, daraufhin mit ihren zarten Fingern zu meinem Erstaunen und Entsetzen die Kerze ausdrückte statt sie auszublasen. Mit Agathe, mit den Kindern der Familie Stroh (spätere Geschäftsinhaber der Firma Gebrüder Bernard) und insb. mit Eduard d’Orville, dessen Eltern damals im rechten Flügel des Schlosses wohnten, spielte ich zu allen Tageszeiten, bald im Bosquett auf der Rück-

seite des Schlosses bald auf den hoch aufgestapelten Tabakballen, die sich im ehemaligen Gartensaal und Tanzsaal des Schlosses fanden. Einer der Glanzpunkte meiner Erinnerung ist eine Fahrt mit Onkel, Tante und Agathchen zum Zirkus Woolf in Frankfurt, natürlich in dem eigenen vornehmen Coupéwagen der d'Orvilles von zwei flotten Pferden gezogen, den Onkel Georg besaß. Auf der Rückfahrt hielt Tante Minna das müde Agathchen in den Armen und sang dazu:

„Schlaf Kindchen schlaf, dein Vater ist ein Schaf"

worüber wir uns totlachen wollten. Eine sichtbare Erinnerung an diesen Besuch ist die silberne Taschenuhr und silberne Kette, die mir mein Patenonkel Georg d›Orville damals schenkte. Die Uhr geht noch heute obwohl sie mir, als ich als Einjähriger bei der Artillerie mit meinem Pferd eine Hürde nahm, aus der Tasche fiel und unter die Pferdehufe geriet und zwar derart, daß die Achse der Zeiger durch den inneren Deckel durchgeschlagen wurde, – all das hat diese köstliche Uhr überstanden.

Unvergesslich ist mir auch ein Spaziergang mit Onkel Georg, Eduard d'Orville und dem grossen Bernhardinerhund Bari nach Bergen! Dort gab es Maibowle, und wir konnten uns totlachen über die Art, in der Onkel Georg den Kellner verulkte. Auch im Frankfurter zoologischen Garten waren wir: Davon ist mir nur die Szene erinnerlich, in der ein Kameel mit wilden Sätzen davon sprang, als ihm Onkel Georg haarscharf in die Nase hineingespuckt hatte. Auch an Agathes Tanzstunden durfte ich – leider nur als Zuschauer, da ich nicht tanzen konnte – in verschiedenen Familienhäusern teilnehmen, darunter bei den Eisengiessersleuten Engelhardt und bei den Farbenleuten Oetlers. Agathes Gouvernante, mit der sie französisch parlieren musste, war Frl. Garnier, die aber nicht aus Frankreich, sondern aus dem frommen Kreis der Homburger Kalvinisten stammte. Sie war entsetzt, als ihr Onkel Georg eines Tages erzählte, er soll katholisch werden, weil er auf diese Weise wieder in den Besitz der d'Orvilleschen Güter in Frankreich kommen könne! Das war natürlich eine von Onkel Georgs Flunkereien: Aber Frl. Garnier nahm sie für baare Münze.

Wenn wir im Bosket spielten, pflegte Onkel Adolf d'Orville dort seine 12 Rundgänge ums Bosket herum zu absolvieren. Nach jedem Rundgang machte er, mit dem Spazierstock, einen Strich in den Kies. Und wir waren frech genug, bald einen Strich dazu zu setzen, bald einen Strich auszustreichen; und wir lachten uns krank, wenn wir den wortkargen Onkel Adolf getäuscht hatten.

Im d'Orvilleschen Maingarten, der unmittelbar an den Butlerbau angrenzte, und von dem die Memoiren meiner Mutter auf Seite 28 und 29 erzählen, war kein Spielplatz für uns: Am Mainufer lagen ein paar Flösse, auf die wir uns hinauszuklet-

tern wagten, und heute kommt es mir sonderbar vor, dass sich damals in Offenbach noch keinerlei Rudersport entwickelt hatte. Auch das Baden im Main war nicht Sitte. Nur im ehemaligen angrenzenden Metzlerschen Garten, der später im Besitz von Onkel Karlo Krafft stand, befand sich ein Badehaus, das aber niemals benutzt wurde.

Nahe dem Eingang zum Main-Garten war eine große Vogelvolière, etwa 2 m tief 1½ m breit und 3 m hoch, die an einen kleinen Tempel angebaut war: Darin flogen 100 Kanarienvögel herum. Ich wüsste nicht, dass sich Onkel Georg jemals um die Vögel gekümmert hätte. Sie waren wohl von den Vorvätern ererbt und mussten darum unterhalten werden.

Später, als Tante Karoline mit uns den Garten besuchte, zeigte sie uns auch das Innere des s. g. Goethetempels mit dem Tintenfass, das Goethe angeblich gebraucht hatte. Siehe Bilder in den Memoiren meiner Mutter zwischen Seite 28 und 29. Im benachbarten Schlosserschen Garten, einer berühmten Offenbacher Gartenwirtschaft, gab es zuweilen Militärmusik-Konzerte, zu denen ganz Offenbach zusammenlief. Wir hatten den Vorteil, gratis zuhören zu können, wenn wir mit Tante Karoline auf dem Sitzplatz am Ende der Kastanienallee sassen und Kaffee tranken.

Onkel Georg war auch ein grosser Reiter vor dem Herrn, auf seinem Apfel-Schimmel jagte er die Kanalstrasse (Kaiserstrasse) auf und ab, – aber im Bosket, das sich zum Reiten so schön geeignet hätte, schien er seine Künste nicht ausüben zu dürfen. Ab und zu wurde vierspännig gefahren; aber nicht Onkel Georg, sondern der Kutscher lenkte der Viererzug. Und – traurig aber wahr – wir Kinder durften nicht mitfahren.

Bei Onkel Georg spielte die Reiterei eine geringere Rolle als bei meinem anderen Offenbacher Patenonkel, bei Onkel Karlo Krafft. Der hatte sogar – als er im Metzlerschen Maingarten wohnte, etwa ums Jahr 1884 –, dort einen eigenen gedeckten Reitsaal. Er hielt sich zwei riesige Reitpferde, war aber selbst so riesig und so schwer, dass er, wenn er in den Offenbacher Wald ritt, die Pferde unterwegs mit seinem Stallburschen wechseln musste; denn ein einziges Pferd konnte nicht den Hinweg und auch den Rückweg schaffen!

Dass aber der einzige richtige Reiter und Pferdekenner in der Offenbacher Verwandtschaft unser Onkel Max Müller-Alewyn war, das werde ich anderswo zu erzählen Gelegenheit haben.

Einerlei! Offenbach war der Himmel für mich; und was ist ein Buben-Himmel ohne Pferde?

Auch in das Offenbacher Theater wurde ich mitgenommen. Die d'Orvilles hatten die ganze rechte Proszeniumsloge in Erbpacht belegt, um das Unternehmen zu stützen. Das Unternehmen war eigentlich eine Schmiere. Was ich dort sah oder hörte, waren Possen und Lustspiele. Die Konkurrenz des nahen Frankfurt liess kein Offenbacher Theater aufkommen.

Zwischen Domstrasse 29 und den Eingang zum Bosket lag das schöne Haus von Emil Pirazzi, dem bekannten Verfasser des Buchs „Aus Offenbachs Vergangenheit". Emil – oder wie er allgemein hiess „Emilio" Pirazzi hatte das Haus von seinem Grossvater, dem Ysenburgischen Rat Schenck geerbt, mit dem wir nicht blutsverwandt sind. Seine Stiefmutter war Emilie Pirazzi gewesen, und diese, eine geborene Meister, war eine richtige Cousine meiner Mutter. Das schöne Haus ist leider von Adolf Büsing gekauft und abgetragen worden. Vergleiche die Memoiren der Emilie Pirazzi in meinem Besitz.

Und nun muß ich von dem Viehzeug erzählen, das Bruder Karlo und ich damals im Darmstädter Garten betreuten. Zu Anfang waren es Kaninchen und Meerschweinchen gewesen. Der Stall lag auf der Westseite der Waschküche also an der denkbar dumpfsten Stelle. Kein Wunder, daß die Hühner, die bald darauf das vierbeinige Getier ersetzten, niemals recht gedeihen wollten. Das erste Huhn unseres Besitzes nannten wir „Preuß". Es war, schwarz und weiß gesprenkelt und wurde von uns Buben, auf dem Steinbrückerteich bei dem Oberförster Freiherr von Schenck – dem Mann mit der angepappten Nase – abgeholt, mit dessen Söhnen Karl und Willi und mit dessen Tochter Pauline (Spitzname das Krokodil) wir späterhin sehr eng befreundet waren. Denn der Oberförster wurde damals pensioniert, das Forsthaus neben dem Steinbrückerteich wurde abgebrochen, und die Familie siedelte nach Georgenstraße 8 in unserer nächsten Nähe über.

Aber zurück zu den Hühnern. Die großartigste Vermehrung unseres Geflügelparks traf auf Weihnachten ein, als uns der Vater einen Hahn von bergischen Krähern und drei Hennen in einem großen Korb unter den Christbaum stellte. Die bergischen Kräher hatte Vaters Geschäftsfreund Ernst Greef, damals in Barmen und später in Frankfurt, für uns gestiftet. Wenn die Hühner, was selten geschah, Eier legten, so wurden sie der Mutter zu hohen Preisen verkauft. Aber das Geschäft war, jedenfalls für die Mutter, nicht einträglich, da sie uns das Futter stiften mußte.

Auch mit unseren Tauben ging es wenig besser wie mit den Hühnern, obwohl wir zwei Taubenschläge besaßen, einen im Dach der Waschküche mit Ausflug nach Osten zu, den andern in einem großen Kasten, der über der inneren Toreinfahrt hart unter dem Fenster von Karlos und meinem Schlafzimmer hing. Wir probierten es

mit Kropftauben, mit Pfauentauben, mit Tümmlern usw. usw. Der Erfolg war aber leider der, daß sich unsere Tauben zu den großen Taubenschwärmen des Tabakfabrikanten Wenk in Rheinstraße 53 verflogen, wo sie es zweifelsohne besser als in unsrer Pflege hatten.

Auch die Katzen und insb. die Katze unseres Gegenübers, der Schriftstellerin Frau von Klippstein, spielten bei unseren Misserfolgen eine Rolle. Eines Tages gelang es uns, die Katze in flagranti zu ertappen und im leeren Taubenschlag über der Waschküche einzusperren. Ein Sack wurde vor das Flugloch genagelt und siehe da, vom Hunger getrieben, sprang die Katze ein paar Tage später in den Sack hinein. Der Sack wurde zugebunden und in eine große Bütte mit Regenwasser gesteckt, die sich im inneren Hof befand. Aber die Katze wollte nicht untergehen, immer wieder tauchte Katze und Sack an der Oberfläche der Bütte auf. In diesem historischen Moment kam unsere Mutter in ihrer schönsten Samt Mantille zufällig aus der Stadt zurück. Sie machte der Tierquälerei dadurch ein Ende, daß sie mit Hilfe eines Rechens die Katze untergetaucht hielt. Ein ganzes Leben lang hatte die Mutter von den Neckereien zu leiden, die sich an diese ihre Heldentat knüpften. Nicht wir, sondern die Mutter hatte die Katze ermordet und hatte, so stellten wir es dar, die ertrinkende Katze noch mit den Schlägen des eisernen Rechens traktiert. Die tote Katze wurde von Bruder Manno im Schulranzen heimlich in den Wald befördert – und niemals ist Frau von Klippstein auf die Spur der wirklichen Mörder gekommen.

Den Sommer des Jahres 1880 – ebenso den des folgenden Jahres – brachte die Familie ausnahmsweise nicht in Lindenfels zu, sondern in Ziegelhausen am Neckar, wo wir im Gasthaus zum „Schwarzen Adler“ logierten. Wie gut erinnere ich mich der Heidelberger Corpsstudenten, die in hellen Haufen häufig mit unserem Vater, dem alten Corpsstudenten, auf der Terrasse des „Schwarzen Adlers“ zusammensaßen! Wie gut ihrer Hunde, die einen ins Wasser geworfenen Stein durch Untertauchen apportierten! Wie gut der Fahrten auf dem Neckar insb. bei einer Schloßbeleuchtung in Heidelberg, wobei die Boote der Studenten mit Lampions geschmückt waren! Die Frachtschiffe auf dem Neckar wurden damals mit Hilfe von Pferden stromaufwärts gezogen, die auf einem gepflasterten Saumpfad am Neckarufer von rohen Knechten mit Hammer und Peitsche bearbeitet wurden. Die Pferde und Lastkahn war mit langen Seilen verbunden. 3, 4 oder 5 Pferde zogen an einem Kahn.

Wir waren natürlich mit den Neckarfischern und Neckarbootsleuten, deren Ruderboot vor unserem Hotel lagen, eng befreundet; und tagelang hielten wir unsere sog. Angeln mit Würmern bespickt in den Fluß ohne jemals etwas zu fangen. Den größten Fisch landete mein Bruder Max, als er zufällig seine mit einer Stecknadel

ohne Köder bewehrte Angel vom Kahn aus ins Wasser gleiten ließ, und das Wunder geschah, als wir von dem Fährmann nach der Badeanstalt in der Mitte des Flusses hinübergerudert wurden. Bruder Max war ein Glückspilz, und er ist es geblieben – unbeschadet der Tatsache, daß er, mit dem Spitznamen „der Gees“ im Gymnasium nur schlecht reussierte und, tatsächlich so oft sitzen blieb, daß er zu guter letzt unter seinem jüngeren Bruder Manno landete.

Von Ziegelhausen aus machten wir mit den Eltern Ausflüge aller Art, so insb. in die Waldungen des gegenüberliegenden Ufers bei Schlierbach, und nach dem Heidelberger Wolfsbrunnen, wo wir die Forellen in offenen Teichen sahen – ohne sie jemals zu essen zu bekommen.

In der Sexta des Gymnasiums ging es mir zunächst gut, zu sehr gut; bei der ersten Versetzung war ich Nr. 7 unter 36 Schülern, ohne mich im geringsten dabei anzustrengen. Der Klassenlehrer war Dr. Walter, ein sehr sympathischer Herr, mit dem wir Buben uns sehr gut verstanden. Meine ersten Lateinlektionen habe ich mit meiner Mutter zusammen zu Hause absolviert, die in unserem Lateinbuch, dem Plötz, mit Bruder August bis zu Lektion 10, mit Bruder Karlo bis zu Lektion 20 und mit mir bis zur Lektion 30 avancierte, aber daraufhin wegen Arbeitsüberlastung den Lateinbetrieb einstellte. Ich war kein wilder Junge, aber fast täglich ging ich mit meinen Genossen in die Darmstädter Tanne um dort zu. spielen. Mag sein, daß meine Liebe zum Wald mich dazu veranlasste, oder daß ich von Jung auf vorhatte, ein Waldmensch zu werden.

Unser lieber Grossvater Gustav Alewyn war am 16. Juni 1879 in Baden-Baden Lichtenthal gestorben. Unsere Mutter hatte diesen Vater aufs allerinnigste und herzlichste geliebt; sie hatte ihn so heiss geliebt, dass unser Vater auf ihn, seinen Schwiegervater eifersüchtig war. Die Beerdigung des Grossvaters haben wir Kinder nicht mit gemacht. Tante Karoline hielt die beiden Zimmer, die der Grossvater im zweiten Stockwerk des Hauses in der Domstrasse 29 bewohnte, alle Zeit geschlossen. Ich erinnere mich nur in den späteren Jahren eines einzigen Einblicks in diese dunkelverhängten Zimmer. Zwischen zwei Türen hing ein schmaler, langer Spiegel: das ist derselbe Spiegel, der heute in meinem Lindenfelser Schlafzimmer hängt. Ich habe mich oft nach den Gründen gefragt, die meinen Grossvater verhinderten, mit der Tante Karoline seiner Schwägerin, mit der er seit dem Tode seiner Frau im Jahre 1850 zusammen lebte, die Ehe einzugehen.

Der Grund liegt vermutlich in den religiösen Anschauungen der Familie. Bekanntlich ist es ja auch in England dem Witwer verboten, seine Schwägerin zu heiraten.

Von dem grossen Schmerz über seinen jüngsten Sohn Otto, der sich nach finanziellen Verfehlungen in Bremen nach Australien und Schweden begeben musste, um schweren Strafen zu entgehen, glaube ich schon berichtet zu haben. Onkel Otto war ein genialer Leichtfuss, der u. a. glänzend Klavier spielte, und ein ausgezeichneter Witzbold. Er konnte aber die Hände nicht vom Börsen-Spiel lassen und diese Leidenschaft riss ihn ins Verderben.

Als die Bremer befreundete Firma seine Veruntreuungen herausfand, telegrafierte sie an Onkel Max Müller-Alewyn und bat um sofortige Ausfüllung des Defizits. Ichglaube es drehte sich um 20 000.- Mark. Da Onkel Max zögerte, brach das Verhängnis herein. Selbstverständlich hat die Familie den Fehlbetrag gedeckt. Onkel Otto aber war für lange Zeit in Deutschland unmöglich geworden. Und dem Grossvater brach das Herz darüber.

Der Tod des Grossvaters hatte ein wichtiges Ereignis zur Folge. Onkel Max und Tante Delly Müller fühlten sich in Offenbach, wo sie die entzückende Villa auf dem Linsenberg a./Main bewohnten, sehr vereinsamt, und sie beschlossen nach Darmstadt überzusiedeln, wo verschiedene Freunde der beiden (insbesondere Oberlandesgerichtsrat Pistor u. Frau, General Rau u. Frau) seit mehreren Jahren wohnten. Für Onkel Max kam dazu die Anziehungskraft der Reitwege in der Darmstädter Tanne, denn er war ein Pferdekenner und ein Pferdeliebhaber erster Güte.

Für Tante Delly bestand die grösste Anziehungskraft in dem Darmstädter Theater, das sie über alles liebte, und in dem die beiden zeit ihres Lebens zwei Plätze in der Parkettloge nahe dem Orchester linker Hand abonniert hatten. Sie hatten die üble Angewohnheit, wenn sie ihr Abonnement nicht ausnutzen wollten, die freien Plätze nicht an uns Kinder oder an sonstige Freunde zu verschenken, sondern die Theaterbillete zu verkaufen. Als Vermittler diente dabei der Laden des Posamentiers Schmidt in der Peter Gemeinderstrasse nahe Adolf Hitler Platz. Dieser Laden diente übrigens auch vielen anderen Theater Abonnenten als Börse für unbenutzte Theaterbillete.

Ein dritter Grund für die Uebersiedlung von Onkel u. Tante Müller aus Offenbach nach Darmstadt mag in folgendem gelegen haben. Onkel Max besass ein grosses Vermögen. Ein bedeutender Teil dieses Vermögens war in russischen Wertpapieren angelegt. Eines schönen Tages wurde der Handel mit russischen Papieren auf den deutschen Börsen durch Bismarck verboten. Der Grund dazu lag wohl in dem Wunsch, die russischen Militärkredite zu unterminieren. Jedenfalls sollten die deutschen Kapitalisten nicht dazu beitragen, die russischen Rüstungen zu finanzieren. Der Bismarck'sche Schachzug kostete unseren Onkel Max einen grossen Teil

seines Vermögens und veranlasste ihn, zeitlebens einen grimmigen Hass gegen Bismarck zu tragen. Wie dem auch sei: Der Linsenberg wurde verkauft und das Haus Heidelbergerstrasse 16 in Darmstadt, an das sich die Reitwege der Schepp-Allee damals unmittelbar anschlossen, für 68 000 Mark gekauft. Das Haus lag nicht in Darmstadt, sondern jenseits der Darmstädter Grenze in Bessungen, was damals gewisse steuerliche Vorteile mit sich brachte. Die schönen Offenbacher Pferde, die russischen Rappen Bora u. Strella, wurden nicht nach Darmstadt mitgenommen. Erst nach mehreren Monaten wurde ein kleiner Dogcart und das Doppelpony Gogo angeschafft. Aber nach wenigen Jahren wurde der Stall vergrössert, sodass meist 3 oder 4 Wagen- und Reitpferde vorhanden waren.

Onkel Max war, als er nach Darmstadt überzog schon mehr als 60 Jahre alt, konnte sich aber für weit jünger ausgeben. Dazu half ihm seine schwarze Perücke und der schwarzgefärbte Schnurr- u. Backenbart.

Tante Delly war 14 Jahre jünger als der Onkel und eine immer noch schöne, sehr verwöhnte Frau, die ohne ihre Kammerzofe nicht leben konnte.

Das Haus Heidelbergerstrase 16 war zum Alleinbewohnen folgendermassen eingerichtet:

Im Erdgeschoss nach vorne lagen zunächst das Frühstückszimmer und das gleichzeitig zum Billardspielen benutzte Esszimmer. Die Verwandlung vom Billardzimmer zum Esszimmer geschah durch das Auflegen von Einsatzbrettern auf den Billardtisch.

Das Eckzimmer nach der Heinrichstrasse war mit den roten Empiremöbeln aus dem Dorvill'schen Schloss ausgestattet. Das schmale Zimmer an der Nordost-Ecke enthielt die weiss- und goldenen Möbel, deren Ueberreste jetzt in Emmerichshofen stehen und die aus dem Tanzsaal des Dorvill'schen Schlosses stammten.

Nach dem Hofe zu lag die grosse Küche, in der auch die aus 4 Personen bestehende Dienerschaft speisen musste, nämlich der Kutscher, die Kammerzofe, der Diener Bernhard und die Köchin Bettchen.

Die Köchin spielte im Haushalt eine grosse Rolle und war in ihrer Art ganz vorzüglich. Sie verstand es, die schönsten Gänseleberpasteten herzustellen und hundert ähnliche Delikatessen auf verbilligte Weise nachzuahmen.

Da Onkel u. Tante nach altrussischer Sitte jeden Winter an der Riviera zuzubringen pflegten und demgemäss von Ende Oktober bis Ende Februar von zu Hause abwesend waren, hatten Diener, Kutscher u. Köchin alljährlich eine 4 monatliche sorglose Zeit. Ich wundere mich noch heute darüber, dass sie dabei nicht über die Stränge schlugen. Die Kammerzofe allerdings wurde jedes Jahr an die Riviera mitge-

nommen. Nur selten hatte Onkel u. Tante ein eigenes Haus für den Winter gemietet, so insbesondere im Jahre 1883 in Mentone, Villa Mayon, rue de Castellare, wo unser Vater längere Zeit bei ihnen zu Gast war. Das gewöhnliche Standquartier war das Hotel Malta in Mentone. Während der letzten Jahre ihres Lebens wurde Rapallo vorgezogen, und dort sah ich die beiden, mir so gewogenen alten Herrschaften zum letztenmal im Januar 1908.

Der Mittelstock des Hauses Heidelbergerstrasse 16 enthielt die Wohn- u. Schlafzimmer. Im Zimmer an der Südwestecke stand der grosse Bücherschrank und der Kassaschrank (beide jetzt bei mir in Lindenfels). Das Mittelzimmer mit dem Balkon, dessen Strassenwand das schöne Jugendbild Tante Dellys schmückte (jetzt bei Olli von Bart), enthielt ein kleines Sofa, und rechts am Fenster den grossen Rollschreibtisch (jetzt mein Schreibtisch), an dem Onkel Max arbeitete. Seine Arbeit bestand in einem genauen Durchlesen der Frankfurter und dem Ausschneiden von Börsenberichten über Aktien-Gesellschaften, für die er sich interessierte. Das Eckzimmer an der Nordwest Ecke war Tante Dellys blauer Salon. Dort stand ihr Flügel und ihr kleiner schwarzer Schreibtisch. Das schmale Rückzimmer an der Heinrichstrasse war das Schlafzimmer, das nach unseren heutigen Begriffen äusserst einfach und dürftig eingerichtet war. Daran schloss sich nach dem Hof zu ein kleines Zimmer (heute Badezimmer) mit Vogelkäfigen und einem automatischen Springbrunnen. Daneben lag das Zimmer der Kammerzofe, (in dem ich heute schlafe), und an Stelle der heutigen Küche im Mittelstock lag das Badezimmer, dessen einfache zinnerne Badewanne in Lindenfels im Oberstock des Hauses Gärtner Lehr ihr sicher hundertjähriges Dienstjubiläum feiert.

Im Dachgeschoss lag nach vorne das einzige gute Gastzimmer des Hauses, das meines Erinnerns lediglich von Tante Karoline d'Orville bis zu ihrem Tode im Jahre 1900 benutzt wurde.

Das Zimmer im Dachgeschoss, nach der Heinrichstrasse, also nach Norden, war das Malzimmer von Onkel Max; denn Onkel Max war ein leidenschaftlicher Maler von grösster Passion, der bei Bouchér (nicht den berühmten Bouchér, sondern einen Namensgenossen des berühmten Franzosen) in die Lehre gegangen war.

Seine Malerei in Darmstadt bestand in der Ausarbeitung von Skizzen oder Fotografien, die er im Süden gemacht hatte. Am ergiebigsten für seine Malerei war ein Ausflug nach Algier, den Onkel und Tante im Winter gemacht haben dürften.

Alle Bilder waren in guten und teueren, goldenen Rahmen eingefasst. Ich erbte mehrere davon, so insbesondere das Wüstenbild mit einem fliegenden Kamel,

das meine verstorbene Frau sehr gegen meinen Willen, zusammen mit anderen zur Inflationszeit verkaufte.

So bleibt mir denn heute von allen Bildern, die Onkel Max gemalt hat, nur ein Oelbild übrig, das die roten Felsen Rochers Rouges im Westausgang des Hafens in Mentone darstellt, und das mir Onkel Max persönlich ums Jahr 1902 geschenkt hatte. Ein derartiges Geschenk war in seinen Augen eine grosse Ehre. Seine Bilder sind gezeichnet „Max Rellüm". Das letzte Wort ist eine Umstellung seines Namens Müller.

Die armseligen Schlafkammern im Dachgeschoss nach dem Hof zu, die damals keine Fenster, sondern nur Dachluken enthielten, waren die Schlafzimmer der Köchin, der Zofe und des Dieners. Der Kutscher, der nach russischer Sitte keinen Schnurrbart tragen durfte, wohnte über dem Stall. (Meine heutige Bibliothek.)

Onkel Max und Tante Delly haben in unserem Leben eine ausschlaggebende Rolle gespielt, und so muss ich denn, um dieser Rolle gerecht zu werden, noch weiter von ihnen erzählen. Onkel Max war in Wilhelmsstrand in der Südost Ecke von Finnland am 27. April 1821 geboren. Einen Vater scheint er nicht besessen zu haben, und ich vermute, er war diskreter Herkunft. Seine Pflegeeltern hiessen Vogt. Tante Delly erzählte, dass der Vater auf einer Schlittenfahrt über einen zugefrorenen See verunglückt sei. Onkel Max war also kein Russe, sondern ein Finnländer. Es ist charakteristisch, dass er kein Wort russisch sprach, und als ihn der Grossherzog einmal den russischen Stammbaum eines Zarenpferdes zu übersetzen bat, versagten seine russischen Kenntnisse.

Onkel Max wurde von aller Welt als „Herr Konsul" angeredet, denn er war in seiner Jugend Herzoglich-Mecklenburgischer Konsul in Petersburg gewesen. Merkwürdig, dass Tante und Onkel die sich als Feinde aller Titel ausgaben, an dem eigenen Konsul-Titel festhielten, der tatsächlich schon im Jahre 1856 berechtigungslos geworden war; denn im Jahre 1856 siedelten Onkel und Tante nach Offenbach über. Die gute Tante hatte es nur knapp 1 Jahr lang in Petersburg ausgehalten. Ihre Briefe von dort nach Offenbach waren so sehr von Heimweh erfüllt, dass sich mein Grossvater entschloss, seine Tochter in Petersburg abzuholen. Seine Briefe aus Petersburg und seine Beschreibung der Rückreise mit Tante Delly nach Offenbach liegen in meinem Familienarchiv.

Onkel Max folgte als treuer Gatte bald darauf nach Offenbach nach; und alle Verbindungen mit Russland und Finnland waren damit ein für allemal im Jahre 1856 abgebrochen. Onkel Max ist niemals nach Russland zurückgekehrt.

Statt dessen beteiligte er sich an dem Bernard'schen Schnupftabakgeschäft in Offenbach, trat aber bald wieder aus, weil man, wie er mir des öfteren erzählte, die von ihm gewünschten Packungen in Staniolpapier nicht einführen wollte.

Frühzeitige Beziehungen zu diesem damals weltberühmten Tabakgeschäft waren es, die Onkel Max ein paar Jahre vor seiner Verlobung mit Tante Delly nach Offenbach brachten.

Kein Mensch konnte es begreifen, dass sich die schöne und allgemein vergötterte Tante Delly mit dem kleinen, unansehnlichen und ältlichen Russen verlobte, dessen Geeicht durch Pockennarben entstellt war, (die ein späterhin schwarz gefärbter Backen- u. Kinnbart nur schwach verdeckte). Onkel Max muss ein ausgezeichneter Reiter und flotter Kavalier gewesen sein. Im Verkehr mit Damen zeigte er – und das fiel uns Kindern stets auf – die denkbar besten Formen. Seine wesentliche Tätigkeit bestand späterhin in der Verwaltung seines Vermögens. Er hat niemals spekuliert. Gleichwohl erzählte Tante Delly, dass er sein Vermögen viermal verloren habe.

Mir selber hat er oft abgeraten, mein Vermögen in Obligationen anzulegen, da er darin bei wechselnden Staatskrediten viel Geld verloren hatte. Er riet mir stets dazu, meine Ersparnisse in Aktien anzulegen und die Risiken dabei auf viele Aktiengesellschaften zu verteilen.

Onkel u. Tante waren nicht freigebig, d. h. sie haben uns Kindern, soweit ich mich erinnere, niemals eine geldliche Unterstützung zukommen lassen. Wie anders war Tante Karoline, die jedem Kind alljährlich zu Weihnachten ein goldenes Zwanzigmarkstück zubilligte, für uns schlecht finanzierte Buben das denkbar erwünschteste Weihnachtsgeschenk! Auch anderer Geschenke von Onkel und Tante weiss ich mich persönlich nicht zu erinnern. Schwester Olga erhielt einmal den alten Flügel der Tante, als sie selbst diesen durch einen neuen Stutzflügel ersetzte; und Bruder Manno hat mir einmal erzählt, dass er von Onkel Max beim Kauf eines Pferdes finanziell unterstützt wurde.

Nach dem Tode meines Vaters im Jahre 1902 erwartete Onkel Max, dass meine Mutter ohne wesentliches Einkommen in der Welt stehe; und er hatte offenbar gehofft, ihr als finanzieller Berater beistehen zu können. Dass sich meine Mutter von seiner finanziellen Vormundschaft frei machte, scheint ihn schwer gekränkt zu haben; denn vom Jahre 1902 datieren die Missstimmungen, die sich späterhin zwischen Onkel Max und meiner geliebten Mutter eingestellt haben, und die beiden die Lebensfreuden etwas verkümmerten.

Und nun zur Tante Delly:

Dass sie in ihrer Jugend eine grosse Schönheit, eine glänzende Tänzerin und eine durch ihre Gastfreiheit in Offenbach beliebte Weltdame gewesen ist, glaube ich bereits erzählt zu haben.

Sie war eine ausgezeichnete Klavierspielerin und hat in ihren späteren Lebensjahren insbesondere mit meinem Gymnasiallehrer Dr. Conzen, einem Darmstädter Hausfreund, viel vierhändig gespielt. Meiner Schwester Olga hat sie durch Klavierunterricht viel Anregung gegeben. Tante Delly sprach sehr gern und sehr gut französisch, und hat mir und meinen Geschwistern hie und da französischen Unterricht erteilt. Ich erinnere mich insbesondere daran, dass sie mich im Französischen das weiche S als Z aussprechen liess, um mir den Unterschied zwischen dem weichen und dem harten S einzuprägen.

Tante Delly, obwohl sie nur 8 Monate lang zwischen Hochzeit und Abholung durch meinen Grossvater in Petersburg gelebt hatte, spielte sich gern und oft als Russin auf. Die Anhänglichkeit ihres Gatten an die russische Zarenfamilie war aber ganz gewiss nicht gemacht.

Tante Delly renommierte gern ein bisschen; renommierte mit den vornehmen Bekannten; renommierte mit ihren russischen Beziehungen; renommierte mit ihrem Reichtum. In späteren Jahren war sie eine begeisterte Freundin der Sängerin Loisinger, die später den ehemaligen Fürsten von Bulgarien den Prinzen Alexander von Battenberg heiratete. Tatsächlich waren Onkel u. Tante Trauzeugen dieses Paares bei seiner Vermählung in Mentone, die damals allgemeines Aufsehen erregte. Der Fürst und seine Gemahlin lebten späterhin als Graf u. Gräfin Hartenau in Graz, wo der Fürst vom Kaiser von Oesterreich die Stellung eines Brigadekommandeurs erhalten hatte; denn der Fürst stand dem österreichischen Kaiserhaus besonders nahe. Seine Anhänglichkeit an dieses Kaiserhaus und seine Abneigung gegen den russischen Zaren hatte zu seiner Entthronung geführt. Merkwürdig, dass mein russenfreundlicher Onkel sich mit dem russenfeindlichen Fürsten so gut verstand! Die Freundschaft mit der Gräfin Hartenau hat noch lange angehalten. Die Nachfolgerin der Loisinger war die Sängerin Milena, die ebenfalls von Tante Delly begünstigt wurde, und viel im Hause Heidelbergerstrasse 16 zu Gast war, und die späterhin den Prinzen Heinrich von Hessen heiratete und dabei zur Gräfin von Nidda erhoben wurde.

Zu grossen Opfern war Tante Delly nicht bereit. Meine Mutter hat es ihr nie verziehen, dass sie sich weigerte, ihre kleine damals einzige Tochter Olga (v. Baur) in ihr Haus zu nehmen, als wir Buben mit Diphtheritis und Scharlach erkrankt waren. Damals zögerte Tante Else Schenck keine Minute, ihr diesen Liebesdienst zu erweisen. Der Widerstreit zwischen den beiden Schwestern meines Vaters, der eben

genannten Tante Else Schenck und meiner Tante Anna Merck einerseits und Tante Delly andererseits, war im Laufe der Jahre so heftig geworden, dass meine Eltern niemals die Schwestern des Vaters und die Schwester der Mutter gemeinsam einladen konnten. Mit grosser Eifersucht überwachte Tante Delly unsere Beziehungen zu Tante Else. Immer wieder hat sie uns von den Taktlosigkeiten erzählt, die Tante Anna und Tante Else irgendwo und irgendwann begangen hatten.

Die innere Abneigung, die die Insassen von Heidelbergerstrasse 16 gegen die Schwestern meines Vaters zur Schau trugen, wurde übrigens von diesen, wenn auch weniger ausgesprochen, reichlich erwidert. Tante Delly war in ihren Gefühlsäusserungen sehr bestimmt. Wir Kinder sagten ihr nach, dass sie sich Notizen über alle Verfehlungen mache, deren wir uns ihr gegenüber schuldig gemacht hatten.

Mein Bruder Karlo, der im Jahre 1889 am gelben Fieber starb, war ihr ausgesprochener Liebling gewesen. Späterhin waren Schwester Olly und Bruder Manno, letzterer insbesondere nach seiner Verheiratung mit der Aristokratin Freya, die Bevorzugten. Dagegen war mein Bruder Max und seine Frau und noch mehr meine Schwester Lili unbeliebt.

Bruder Max war das Patenkind von Onkel Max gewesen. Leider machte ihm das Patenkind in seiner rückwärtigen Laufbahn im Darmstädter Gymnasium wenig Ehre. Ich erinnere mich zudem eines kritischen Vorfalls. Am 11. Juni 1882, dem Geburtstag meines Bruders Max, waren Onkel und Tante mit Wagen und Pferden nach Lindenfels gekommen. Für den Mittag hatte der Onkel zu einer Leiterwagenpartie nach Knoden eingeladen. Unglücklicherweise gab es, als wir im sogenannten kleinen Sälchen des Alten Rauch'schen Hauses zu Mittag assen, unter anderem grünen Spinat. Spinat war meinem Bruder Max wie Gift verhasst. So steckte er denn seine Portion grünen Spinat in seine blau und weiss gestreifte Geburtstagshose, mit dem Erfolg, dass das Geburtstagskind von der zu seinen Ehren arrangierten Geburtstagsexkursion ausgeschlossen wurde. Ich glaube, Onkel Max hat sich, als ihn sein Patenkind enttäuschte, vollkommen von ihm abgewendet. Auch die Tatsache, dass Max die Offizierslaufbahn ergriff, und nicht nach Onkel Maxens Wunsch Zahnarzt wurde, ging dem Onkel gegen den Strich.

Onkel Max trug einen gewissen Hass gegen die preussischen Offiziere, vielleicht aus dem Grunde, dass er sich in seinem bürgerlichen Stolz durch das selbstbewusste Benehmen der Darmstädter Garde-Leutnants gekränkt fühlte.

Wenn Bruder Max bei den Militärdebatten im Müller'schen Haus seinen Beruf verteidigte, so kam es zwischen ihm und dem Onkel zu harten Auseinandersetzungen.

Bruder Manno war klug genug, diesen Diskussionen auszuweichen. Unverzeihlich schien es dem Onkel und der Tante auch zu sein, dass der Erstgeborene von Max und von Elly, mein lieber Neffe Hans, nicht ganz 9 Monate nach dem Hochzeitstag der Eltern das Licht der Welt erblickt hatte. Die medizinischen Kenntnisse von Onkel und Tante reichten nicht aus, um diese Tatsache zu erklären.

Nach wohl bestandenem Maturum war ich bei Onkel und Tante Müller im Februar 1895 4 Wochen lang in Mentone zu Gast. Wir machten herrliche Ausflüge zu Fuss, und der gute Onkel half mir bei meinen Baumstudien. Er half mir aber insbesondere, als ich gerade damals durch Vanderbilts Telegramm eingeladen wurde, die Verwaltung seiner Standesherrschaft in Nord Carolina zu übernehmen. Denn meine Eltern billigten meinen Entschluss, diese Einladung anzunehmen, keineswegs, während Onkel Max ihn aufs eifrigste unterstützte.

Onkel Max hat mich stets angespornt etwas zu leisten und kein Durchschnittsmensch wie die anderen Staatsbeamten zu werden. Er hat meinen Blick nach aussen zu entwickeln gesucht. Er hat mich, durch seine Einstellung allen politischen Problemen gegenüber, schon früh zu selbständigem Denken angeregt; und für all dies schulde ich ihm ebenso viel Dank, als für die Vergünstigungen, die ich durch sein Testament erhielt.

Onkel Max konnte nicht verstehen, dass ich die ersten 3000 Mark, die ich mir in Amerika erübrigen konnte, für den Kauf des Lindenfelser Grundstücks benutzte, in dem ich meine alten Tage zubringe, und in dem ich heute schreibe. Eine Kapitalanlage war es ja nicht; und nur für Kapitalanlagen hatte Onkel Max Interesse.

Von der Adoption meiner Base Lydia, damals Gymnastiklehrerin in Offenbach durch Onkel Max und Tante Delly werde ich später; auch von Dr. Hugo Bender, dem Associé meines Vaters und dem treuen Berater des alten Ehepaares als sie ihr letztes Testament machten; aber schon jetzt will ich erwähnen, dass Onkel u. Tante viel mehr hinterliessen, als ich jemals angenommen hatte.

Ich vergesse nie, dass mir Onkel Max als todkranker Mann im Januar 1909 aus Italien schrieb:

„Ich habe mir für uns, einschliesslich Kammerjungfer, ein ganzes Abteil erster Klasse genommen, um nach Darmstadt zurückzukehren.“ Du lieber Himmel! In Amerika fuhr ich damals immer erster Klasse und zögerte niemals mir ein Abteil erster Klasse zu nehmen, wenn ich mit Adele nach New-York fuhr, und auch in Deutschland fuhr ich damals stets erster Klasse! Wie arm mußte der Onkel sein, der sich diesen Luxus nur einmal im Leben gestattete!!

Um es nicht zu vergessen; Onkel Max, erfreute sich bis ins hohe Alter hinein einer grossen Rüstigkeit. Er muss über 60 Jahre alt gewesen sein, als er das Kunststück vormachte, seine beiden Füsse hinter das Genick zu legen!

Wenn Tante Delly ins Theater ging, spielte er häufig im Darmstädter Kasino mit diesem oder jenem Herrn (einschl. unseres Gymnasiallehrers Kurschmann) Billard, und er soll ausgezeichnet gespielt haben.

Von der Einfachheit des Lebenshaushaltes muss ich noch ein Beispiel anfügen. Onkel Max benutzte, um das saubere Tischtuch nicht zu beflecken, vor und unter seinem Gedeck ein Stück weisses Wachstuch!

Das Haus Heidelbergerstrasse 16, das Onkel Max aus dem oben genannten Grunde gekauft hatte, wurde bald wesentlich entwertet, und das durch zweierlei Ereignisse:

In der Heidelbergerstrasse wurde die Dampfstrassenbahn nach Eberstadt gebaut. Dadurch wurde die Atmosphäre mit scheusslichem Kohlenrauch und der Reit- u. Wagenbetrieb durch den Pferde gefährdenden Radau gestört.

In der Heinrichstrasse wurde eine elektrische Strassenbahn angelegt, deren Endstation, um die Dampfstrassenbahn nicht zu überqueren, ausgerechnet an dem von Onkel und Tante bewohnten Eckhaus lag. Kam die Strassenbahn die steile Heinrichstrasse herunter, so musste sie vor dem Haltepunkt der Endstation energisch bremsen, und ehe sie abfuhr musste sie ebenso energisch läuten. Kein Wunder, dass der frühe und späte Schlaf von Onkel und Tante durch den vielseitigen Radau auf der Strasse andauernd gestört wurde.

Einen Kinderball im Winter 1881, an dem nur meine jüngeren Geschwister teilnahmen und der von Onkel u. Tante gegeben wurde, habe ich nicht mit gemacht. Es war die einzige Kindergesellschaft grösseren Stiels, die sie jemals gaben.

Ein einziges Weihnachtsfest haben wir mit Onkel u. Tante im gleichen Jahre 1891 zusammen gefeiert. Damals wurde zum ersten und einzigenmale das Eckzimmer mit den Empiremöbeln ausgeräumt und zur Bescherung benutzt.

Mein Bruder Karlo und ich erhielten zusammen ein hohes Fahrrad, wie sie damals Mode waren. Das Vorderrad war etwa 1½ Meter hoch, während das Hinterrad nur etwa 30 cm hoch war. Wie stolz waren wir beiden Buben auf diesen einzigartigen Besitz, dessen sich sonst nur die Herren Engländer rühmen konnten, die in Darmstadt studierten! Dieses Fahrrad ist übrigens das einzige Fahrrad, das ich jemals geritten habe.

Aber nun genug von Onkel und Tante Müller; es wird kein Jahr in meiner Schilderung vergehen, indem ich nicht Weiteres von diesem für mich so wichtigen Ehepaar erzählen werde.

Aber noch eins! Es kann keine zwei innerlich und äusserlich verschiedenere Schwestern geben, als es meine Mutter und ihre Schwester Tante Delly waren. Wie viel die Ueberzahl der Kinder bei meiner Mutter und das Fehlen der Kinder bei meiner Tante zur Vertiefung dieser Unterschiede beigetragen haben, kann ich nicht sagen.

Meine Mutter war tief religiös; von einer Selbstverständlichkeit der Liebe und von einem Nieansichdenken und von einer Aufopferungsfähigkeit erfüllt, die ihresgleichen niemals gehabt haben. Eines unreinen, oder selbstigen, oder unwahren Gedankens war meine Mutter vollkommen unfähig. Irgend einem Menschen etwas nachzutragen, oder ihn gar zu hassen, konnte ihr niemals in den Sinn kommen. Von all ihren Mitmenschen, auch den schlechtesten, dachte sie nur das Beste.

Dass Tante Delly ihr in allen diesen Stücken glich, wird niemand behaupten können.

Aber nun zurück zu meinen Schuljahren und zunächst zu meinen Schulfreunden.

Da ich beim Austritt aus Maurers Vorschule in die Sexta des Gymnasiums ein halbes Jahr übersprang, verlor ich damit gleichzeitig meine Schulfreunde aus Maurers Schule. Denn die früheren Freundschaften sind ja gebunden an die Zusammengehörigkeit zur gleichen Schulklasse, und in zweiter Linie in den grösseren Städten an das Beieinanderliegen der Wohnungen. In beiderlei Hinsicht war ich übel daran.

Als ich in das Gymnasium eintrat, war Willy Friedrich, mit dem Spitznamen „das Fässchen“ der nach dem Tode seines Vaters, des Bierbrauers Friedrich, mit seiner verwitweten Mutter am Ballonplatz in den zweiten Stock des Hauses Rheinstrasse 32 übersiedelte, und Willy von Schenck, der durch Sitzenbleiben aus einer höheren Klasse hinzukam, meine Schulfreunde.

Willy von Schenck zusammen mit seiner verwitweten Mutter geb. Freiin von Stein, seinem älteren Bruder Karl von Schenck und seiner Schwester Pauline von Schenck wohnten in der Georgenstrasse 8, und wir konnten uns von der Kasinostrasse nach der Georgenstrasse über die Gärten hinüber zuwinken.

So holte ich denn meine Freunde Willy Friedrich und Willy von Schenck allmorgendlich auf dem Schulweg ab. Um sie von meiner Bereitschaft zum Schulweg zu verständigen, benutzte ich den Indianer Schlachtruf „hugh“, der auch späterhin als Sammelsignal für meine Studenten in Biltmore zurück amerikanisiert wurde.

Merkwürdigerweise entwickelte sich meine Freundschaft für Otto Osann, der das ganze Gymnasium mit mir durch gemacht hat, erst nach dem Maturitas.

Mit meinem Schulgenossen Eugen Gerlach, dem katholischen und schwächlichen Sohn des Majors Gerlach in der Bismarckstrasse, habe ich nicht verkehrt.

Max von Preuschen, Philipp Weber (Sohn des späteren Ministers und Freundes meines Vaters) und Werner Wittich kamen erst später in meine Klasse und zwar durch „Sitzenbleiben" aus einer höheren Klasse. Von ihnen wird später noch oft die Rede sein.

Auch der Stotterer Ludwig von Knorr, dessen Vater ebenfalls mit dem meinigen befreundet war, gab nur zwischen höheren und tieferen Klassen eine kurze Gastrolle. Er wurde von allen Lehrern gut behandelt, trotz hahnebüchener Faulheit, weil sein Vater Ministerialreferent für Schulangelegenheiten war. Er wurde Dragoneroffizier und starb früh.

Von Siegfried Oppenheimer, von Garde, von Joel, von Ernst Bender (Bruder von Hugo Bender und Sohn des israelitischen Kantors) und endlich von Leo Seligmann glaube ich schon gesprochen zu haben.

Auch Alfred Gutman, Sohn des Weinhändlers, gehörte zu meinen Freunden. Wir beide sammelten u. a. die Etiketten von Weinflaschen, genau so wie andere Jünglinge Briefmarken sammelten. Auch mit den Feitler und Sobernheim, deren Vater eine Bretterhandlung in der Bleichstrasse Nr. 40 hatte, und deren Hofreite mit dem Garten meines Elternhauses an einer Ecke zusammenstiess, war ich (und ebenso meine Brüder) gut bekannt.

Ich vergesse nie mein Erstaunen, als ich gelegentlich eines Besuches im Feitlerischen Haus den alten Feitler mit dem Hut auf dem Kopf allein in der Wohnstube beim Essen sah, während der Rest der Familie die Mahlzeit in der Küche einnahm; und unvergesslich ist mir der „Dreck" des Oppenheim'schen Haushaltes, der sich in einem Hinterhaus der Grafenstrasse abspielte, und ebenso des Bender'schen Elternhauses in der Karlsstrasse Nr. 6, dessen Unordnung durch eine Anzahl jüdischer Pensionäre vermehrt war.

August von Schenck, der einzige meiner Jugendfreunde, der noch am Leben ist, kam erst später in das Darmstädter Gymnasium zusammen mit seinem Bruder Ferdinand von Schenck. Die beiden waren bei Hessert in der Annastrasse Nr. 42 in Pension, so lange ihr Vater als Kreisrat in Gross-Gerau fungierte.

Theodor Reh, Sohn des Majors Reh Elisabethenstraße 44, war ebenfalls, nachdem er in meine Klasse zurückversetzt wurde, einer meiner intimen Schulfreunde. Sein Vater hatte ein Erziehungsinstitut für junge Engländer gegründet und besaß

als Mathematik-Lehrer für dies Jünglinge ein für uns Buben sehr wichtiges Buch: Das Buch enthielt sämtliche Auflösungen für die mathematischen Rätsel, die unser Schulbuch von Tertia bis Ober-Prima uns zu lösen aufgab. Der Besitz dieses Buches und darum der Besitz dieser Freundschaft war für mich von grossem Wert. Die Schulaufgaben wurden dadurch erleichtert und eine unrichtige mathematische Lösung einer Schulaufgabe war ausgeschlossen.

Und nun komme ich zu meinem treuesten Schulfreund: zu Karl Lindeck, Sohn des Oberfinanzrats Lindeck, der ums Jahr 1878 oder 1879 mit seinen Eltern aus dem sogenannten Louvre am Johannesplatz in die Erdgeschosswohnung Neckarstrasse 8 übersiedelte. Karl Lindeck hatte aus unbekannten Gründen den Beinamen „Biceps". Sein Zwillingsbruder, dessen Vorname ich vergessen habe, blieb sitzen und entschwand dadurch von meiner Bildfläche.

Die Lindecks waren jüdischen Glaubens gewesen und dann zum Christentum übergegangen und katholisch geworden. Dabei hatten sie den Namen Levi mit dem Namen Lindeck vertauscht Ein Onkel Levi ist der weltberühmte Münchner Interpret und Freund von Richard Wagner gewesen.

Mit der Uebersiedlung von Biceps Lindeck in die Neckarstrasse begann für mich ein vollkommen neues Leben.

Ich hatte während meiner beiden ersten Schuljahre nichts, auch gar nichts gearbeitet; meine freie Zeit verbrachte ich mit diesen oder jenen Kumpanen im Wald. Meine schwächliche Lunge zwang mich zu vielen Versäumnissen in der Schule. Das mag zur Entschuldigung dienen. Als ich, der ich in der Sexta noch den siebten Locus unter 35 Schülern erhalten hatte, in der Quarta schon auf den Locus 31 unter 35 Schülern herunter sank und nur mit Mühe in die Tertia versetzt wurde, erschien Biceps Lindeck als ein Retter in der Not. Und das kam so:

Es war Mittwoch, und der Mittag des Mittwoch war schulfrei. Für mich war es selbstverständlich, den neu gewonnenen Freund für den Nachmittag einen Bummel in die Tanne vorzuschlagen; denn wir hatten für Donnerstag keine wichtige Aufgabe, weil am Donnerstag das sogenannte „Proloco" geschrieben wurde. Warum sollte der Mensch da arbeiten? Biceps war anderer Ansicht.

„Der freie Nachmittag vor dem Proloco wird von mir immer zum Studium der lateinischen Grammatik verwandt, und Du solltest das einmal mit mir tun", – meinte Biceps. So brachte ich denn diesen Mittwoch Nachmittag mit dem Studium der Grammatik zu. Der Erfolg war ein für mich unvergesslicher und unerhörter: Zum erstenmal in meinem Leben war meine Arbeit die beste der ganzen Klasse geworden!

Von diesem Tage an begann für mich ein neues Schulleben; der Ehrgeiz hatte mich gepackt, und ich hatte den Wert der Arbeit für das Fortkommen in der Schule zum erstenmale kennen gelernt. Der Erfolg war ein dauernder. Vom Jahre 1879 an, in dem ich der zweitbeste der Klasse wurde, bis zum Jahre 1886, in dem ich das Gymnasium verliess, war ich stets der erste oder der zweitbeste Schüler. Ohne Biceps Lindeck wäre mir dieser Aufschwung niemals geglückt.

Im Streit um den ersten Platz wurde ich späterhin von dem um 2 Jahre älteren Georg Heinrich Kraft aus Trebur bekämpft, der aus einer vorzüglichen Vorlehre in die Tertia des Gymnasiums herüber kam.

Und nun genug von meinen Freunden, um etwas von meinen Lehrern zu erzählen.

Aber Halt!

Mein allerwichtigster, allertreuester und einzigartiger Freund kommt, als der beste von allen, zuletzt an die Reihe!

Das war Georg Merck, Sohn des Kommerzienrats Wilhelm Merck und seiner Gattin Lina geb. Moller. Die wohnten Mühlstrasse 33 in Darmstadt, d. h. genau auf dem Platz, den heute das städtische Schwimmbad einnimmt.

Wilhelm Merck war damals Direktor der chemischen Fabrik E. Merck, die den grossen Platz vor dem Schwimmbad mit einem unglaublichen Gewirr von altmodischen, ungeordneten, baufälligen Gebäuden und Schuppen einnahm. Heute noch sehe ich Onkel Wilhelm in Hemdsärmeln und im Strohhut in dieser sogenannten Fabrik herum gehen und in die verschiedenen Töpfe hineingucken, in denen die Merck'schen Arzneien hergestellt wurden. Mit den meisten der alten Arbeiter stand er auf Du und Du.

Onkel Wilhelm war in seiner Jugend gegen seinen Willen nach dem Tode seines Vaters zur Aufgabe des von ihm erwählten Landwirtsberuf gezwungen worden, und er hat uns oft von seinen Heldentaten als Bauernbursche im hinteren Odenwald und von den Viehmärkten erzählt, auf die er die Ochsen seines damaligen Brotgebers auftrieb. Onkel Wilhelm war eine Seele von Herzensgüte. Er war keines unedlen oder selbstigen Gedankens fähig.

Daher kam es wohl, dass er unter dem Pantoffel von Tante Lina, seiner schönen Ehefrau stand, die ihn und den Haushalt dirigierte. Sie war eine Tochter des grössten Architekten, den Darmstadt gehabt hat, des Architekten Georg Moller, der die Ludwigssäule, das Landtagsgebäude, das Luftschutzhaus (frühere Kasino) Ecke Rhein- und Neckarstrasse gebaut hat, und für die Strassenfronten in der Neckarstrasse, Wilhelminenstrasse und Rheinstrasse von Darmstadt zu Anfang des Neun-

zehnten Jahrhunderts verantwortlich ist. Auch die katholische Kirche wurde vom ihm unter dem Eindruck des Pantheon in Rom gebaut.

Während die Fabrik auf der Ostseite der Mühlstrasse lag, nahmen das Wohnhaus Wilhelm Mercks (über der Toreinfahrt) und die Geschäftszimmer und Warenlager die Westseite der Mühlstrasse ein. Aber den grössten Teil des Merck'schen Anwesens auf dieser Seite nahm der in meiner Erinnerung riesige herrschaftliche Merck'sche Garten ein, der sich nach Westen bis unmittelbar an die Stadtmauer erstreckte. Mitten im Garten lag ein Teich, und dieser Teich war gross genug, um uns Kindern den Bau eines Flosses zu erlauben, auf dem wir herum manövrierten. Unvergesslich ist mir dabei unser Freudengeheul, als Georg Mercks älterer Bruder Emanuel Merck, den wir verulkten, mit dem Floss umkippte und ins Wasser fiel.

Im Garten waren alle möglichen Turngeräte, und vor allem eine Schaukel aufgestellt, mit der wir uns lustierten.

Nach der Lindenstrasse zu schloss der Garten mit einer hohen Mauer ab. Und das war gut! Denn wir Buben lagen mit den „Heinern" in einem ständigen Krieg, den wir von unserer Burg aus zu führen den artilleristischen Vorzug hatten. Nur einmal schlossen wir Frieden mit den „Heinern", den wir dadurch erkauften, dass wir ihnen ein paar Aepfel überreichten, bezw. herunterreichten. Aber wehe! Im Kern der Aepfel waren Pferdeäpfel verborgen! Die Wut unserer Feinde bei dieser Entdeckung war unbeschreiblich.

Mein Bruder Karlo und ich waren in den Jahren 1880 – 1884 an jedem Montag abwechselnd bei Georg Merck, bezw. bei seinen Eltern zu Gast. Ich glaube diese Einrichtung war getroffen worden, weil Georg keine Schulfreunde hatte, die in seiner unzivilisierten Nähe der Altstadt wohnten.

Mein Vater und Wilhelm Merck waren, damals durch ihre gemeinsame Tätigkeit in den chemischen Fabriken zu Mannheim intim befreundet, und diese Freundschaft dehnte sich auch auf die Frauen aus. Da Georg Merck in den Jahren 1884 – 1885 mit meinem Bruder Karlo zusammen als Lehrling in einem Frankfurter Drogengeschäft FA. Büdunger arbeitete, vertiefte diese Freundschaft mit Karlo; und als Georg Merck ums Jahr 1891 mit meinem ältesten Bruder August als Einjähriger im Darmstädter Artillerie Regiment zusammentraf, wurde diese innige Freundschaft auf August übertragen.

Aber ich selber habe vom Jahre 1896 bis zum Jahre 1926 von Georg Merck in Amerika ein Mass der Freundschaft und Treue und Anhänglichkeit gefunden, das in unseren Familien wohl einzig da steht.

Die Liebe, die Georg für meine früh verstorbenen älteren Brüder hatte, übertrug er in verdreifachtem Masse auf mich, den Jüngsten des Trios.

Mein Leben in Amerika wäre ohne die treue Freundschaft von Georg Merck und seiner Frau, meiner geliebten Rikel, nahezu unmöglich gewesen. Die Freundschaft von Georg und Rikel gab mir den Rückhalt und die Sicherheit, die mir in meiner amerikanischen Einsamkeit gefehlt hätte.

Noch heute vergeht kein Tag, an dem ich nicht an Georg und an Rikel Merck in Treue gedenke.

Es erübrigt sich zu erzählen, dass ich mit meinen Jugendfreunden aus der Vorschule, mit Georg Habich (später Direktor des Münzkabinetts in München und Bruder des berühmten Bildhauers Ludwig Habich) und mit Walter Wagner (der als Kaufmann in Wien starb) jeden Kontakt verlor. Mit Walter Wagners älterem Bruder Edu und seinem jüngerem Bruder Harry habe ich dagegen noch viele Jahre in freundschaftlichen Beziehungen gestanden.

Und nun endlich zu meinen Lehrern:

Wir 5 Brüder, die wir in den Jahren, 1878 – 1883 gleichzeitig das Gymnasium in Darmstadt besuchten, waren wegen dieser einzigartigen Familienvertretung bei der Lehrerschaft gut bekannt.

Wenn immer einer von uns mit den Lehrern Schwierigkeiten hatte, musste der gute Vater, sehr gegen seinen Willen, diesen oder jenen Lehrer besuchen, um gutes Wetter für den missratenen Sohn zu bitten.

Ich weiss, dass diese erniedrigenden Gänge für meinen Vater, der den Gymnasiallehrern eine gewisse Verachtung entgegenbrachte, sehr bitter waren. Das mag insbesondere bei den Bittgängen der Fall gewesen sein, die mein Vater zu Gunsten meines missratenen und immer sitzenbleibenden Bruders Max zu machen hatte. Max war als die „Gäs“ in der ganzen Schule bekannt. Es fehlte ihm vollkommen die Fähigkeit, sich auf der Schulbank zu konzentrieren, eine Kunst, die insbesondere meinen ältesten Bruder August auszeichneten.

„Wenn man in der Schule mit dem Hintern achtgibt, braucht man zu Hause mit dem Kopf nichts zu lernen“, war Bruder August‘s Leitprinzip.

Während mehrerer Jahre liess Vater die häuslichen Arbeiten seiner Buben, d. h. insbesondere die meines Bruders Max, von Privatlehrern von 5 – 7 Uhr nachmittags beaufsichtigen. Da war zunächst der Lehrer Wallauer und später der tüchtige Volksschullehrer Erkmann, dem die Beaufsichtigung oblag. „Die 3 Grossen“ d. h. August, Karlo und ich, drückten uns von dieser Kontrolle und benutzten Erkmann nur im Notfalle für unsere Schulaufgaben. Mein Bruder Max dagegen wurde von Er-

kmann mit dem spanischen Rohr zur Aufmerksamkeit und Arbeitsamkeit angehalten. Aber Bruder Max hat häufig erzählt, dass er eigentlich nur in den Privatstunden etwas gelernt hat, die ihm der ältere Bruder August gegen gebührendes väterliches Emolument mit der Peitsche in der Hand, erteilte.

Mein Klassenlehrer von Sexta bis Obertertia war Dr. Walter, Sohn eines Pfarrers in Ingelheim, der früh an Tuberkulose starb. In der Quarta und in der Untertertia, also zur Zeit meines Aufstiegs von unten nach oben, wurde ich Dr. Walters Liebling und Vorzug und das in einem so ungerechtfertigten Maß, dass ich mich, um seinen guten Willen zu belohnen, zur äusserste Kraftanstrengung verpflichtet fühlte. Eine peinliche Scene, die Dr. Walters Vorliebe für mich noch intensiver machte, ist mir, und war allen meinen Klassenkameraden unvergesslich. Es kam so:

Wir hatten im lateinischen Unterricht, den Dr. Walter gab, die Stelle zu übersetzen:

„Germani summum putant honorem non concubinare."

Um diese verfängliche Stelle zu Übersetzen rief Dr. Walter mich, seinen Liebling, auf, der sich mit Hilfe seines lateinischen Wörterbuchs vorbereitet hatte, und, in unschuldiger Verwechslung folgende Uebersetzung lieferte:

„Die Deutschen halten es für die grösste Ehre, sich des Nachmittagsschlafs zu enthalten."

Augenscheinlich war mir das Wort Beischlaf, das das Wörterbuch gab, vollkommen fremd. Als ich diese Uebersetzung lieferte, brach die ganze Klasse in ein nur mir unverständliches Gelächter und Geheul aus. Max von Preuschen der als böser Junge auf der vordersten Bank sass, konnte sich nicht fassen, nahm seinen Schulranzen unter der Bank hervor und warf ihn mit erschütterndem Getöse auf den Tisch. Dr. Walter rief in das Getöse hinein und applicierte gleichzeitig dem bösen Max eine schallende Ohrfeige: „Da kann man endlich erkennen, wer der anständigste Junge ist." Ich vermute, dass dieses Erlebnis oder Vorkommniß bald sämtlichen Lehrern erzählt wurde, die mich, je nach Veranlagung von dieser Zeit an mehr oder weniger den anderen Schülern vorzogen.

Es ist mir in späteren Jahren klar geworden, dass ein zweiter Zufall mir die Vorliebe einiger Lehrer zutrug.

Am Eingang zum Gymnasium in der Karls-Strasse steht eine schwere Sandstein Säule, mit hohlem, durch Eisendeckel verschlossenem Kopf und mit der Inschrift: „Für die armen Waisen." Diese Säule ist das einzige Ueberbleibsel der ur-

sprünglichen Bestimmung des Gymnasialgebäudes, das als Waisenhaus vor 150 Jahren gegründet wurde.

Ich folgte dem Beispiel meines Freundes „Biceps“, wenn ich mehr oder weniger häufig in den Sammelkasten im hohlen Kopf der Säule ein paar Sparpfennige hineinwarf, die in einen Zettel eingewickelt waren, mit der Aufschrift: „Ihr lieben Waisen, bittet den lieben Gott, dass ich ein gutes Proloco schreiben.“

Zuweilen lautete der Zettel auch:

„Wenn ich ein gutes Proloco schreibe, bekommt ihr „liebe Waisen“ 20 Pfg. von mir.“

Ich erinnere mich, dass ich; als ich das Gymnasium verliess, im Verfolg dieser Anweisungen den „lieben Waisen“ noch nahezu 1 Taler schuldig war. Zweifelsohne sind diese Zettel, ohne dass ich es wusste, auch der Lehrerschaft bekannt geworden, die den Autor auf Grund seiner Handschrift feststellen konnte.

Der Unterricht in Mathematik und Geographie wurde uns von dem Lehrer Gehrhardt erteilt, für den wir alle, weil er Interesse für uns Jungen hatte, eine grosse Zuneigung fühlten.

Den französischen Unterricht erteilte Herr Tillmann, dessen französische Sprachkenntnisse nicht die besten waren, und der gewisse Ausdrücke, die ich bei Tante Delly aufgeschnappt hatte (wie z. B. den französischen Ausdruck: „es zieht“), nicht verstehen und übersetzen konnte. Aus diesem oder jenem Grunde drückte ich einmal in einer Klassenstunde bei ihm meinen Unwillen in emphatischer Weise aus. Tillmann versuchte mich daraufhin aus der Klasse zu entfernen. Ich entzog mich seiner Anstrengung durch einen Dauerlauf um die mit johlenden Kameraden gefüllten Schulbänke herum. Merkwürdigerweise wurde ich für diese Subordination niemals gestraft.

Die französische Grammatik habe ich jedenfalls bei Tillmann ebenso wenig gelernt, als ich ihm meine französischen Sprachkenntnisse verdanke.

Den Unterricht in den Naturwissenschaften und insbesondere in Botanik erteilte uns Heinrich Schopp, dessen Initialen wir mit H_2S, also mit Schwefel-Wasserstoff ausdrückten. Der botanische Unterricht begann mit dem Studium der Blüte der Kaiserkrone, deren botanischen Namen „Fritillaria Imperialis“ sich mein Bruder Max bis ins Alter hinein als einzige botanische Kenntnis bewahrt hatte. Wie oft habe ich mit Elly darüber gelacht und auf dem Friedhof an Max‘s Gedenkstein, steht eine „Frittillaria Imperialis“. Schopp hatte eine kleine Sammlung von Säugetieren u. Vögeln und wurde insbesondere von den beiden Söhnen des englischen Jägers Oberst

von Ratcliff unterstützt, die das Darmstädter Gymnasium damals besuchten und die seltenen Jagdbeuten des sportlichen Vaters zur Schule brachten.

Auch den ersten Chemieunterricht verbunden mit ein paar einfachen Experimenten erteilte Heinrich Schopp. Der gute Lehrer wurde viel verulkt, trat aber in seinem Rachedurst dabei zuweilen den Unrechten, so insbesondere meinen Freund Georg Merck, der wegen einer angeblich dem vorbeigehenden Schopp durch das Gittertor zugerufenen Kränkung zu einer Stunde Carzer verurteilt wurde.

Den Singunterricht erteilte den anderen, aber nicht mir, der in Darmstadt bekannte Komponist Mangold, dessen Perücke, wenn er in Ekstase geriet, sich von seinem Kopf zu lüften pflegte. Der Singunterricht wurde an den freien Nachmittagen erteilt, und es versteht sich, dass wir Jünglinge unsere Stimmen zu verstellen und unsere Musikalität herabzusetzen versuchten, um dem Zwang des Singunterrichtes zu entgehen. Ich glaube uns 5 Brüdern ist der Versuch gelungen.

Den Turnunterricht erteilte Hauptmann Maurer, dessen Bruder ich als Direktor meiner Vorschule hatte kennen lernen. Maurer hatte viel Verständnis für uns Jungens. Das Turnen habe ich aber nie bei ihm gelernt. Nur die besten Turner, u. a. Max von Preuschen, wurden an die Turngeräte gestellt. Ich selber, ein Schwächling und ungelenk, habe mich nie mit Geräteturnen befasst, bis ich zu den Soldaten kam.

Bei Semesterschluss, in meinem Falle auf Ostern, versammelte sich das ganze Gymnasium in der Aula zu einer besonderen Feier.

Bei dieser Feier wurden an die besten Schüler Prämien verteilt, die meist aus Bücher bestanden. Auf diese Weise kamen verschiedene gute Bücher aus der griechischen Geschichte und Kulturgeschichte in meinen Besitz. Bei diesen Feiern wurde musiziert, – wobei die Schencks unbeteiligt waren, und es wurden Gedichte vorgetragen, eine Rolle zu der ich durch Dr. Walter des öfteren auserlesen wurde. So spielte ich den „Junker vom Rhein“ in dem bekannten Gedicht, das mit den Worten anfängt:

„Gott grüss Euch Alter, schmeckt das Pfeifchen“ und das bei Dr. Walter, der aus Ingelheim stammte, besonders beliebt war, weil es in einer Endstrophe die Zeile enthält:

„Man hiess ihn nur den tapfren Walter, dort lag sein Gut am Rhein.“ Und dann war da ein Gedicht vom Rhein bei dem irgend ein Geist mit Donnerstimme ausruft:

„Hol über, ruft es vom andern Strand.“

Ich muss die Worte „Hol über“ mit wirklicher Donnerstimme herausgeschmettert haben; denn sie blieben den Schulfreunden bis in ihre alten Tage unvergesslich.

Wenn ich jemals etwas in der Schule von Geographie gelernt habe, so war es die Geographie von Spanien, die uns Buben, und zwar aushilfsweise, Herr Kornmesser einprägte. Er lehrte uns die Umrisse von Spanien und seine Flüsse und Gebirge und Kaps mit 15 Strichen zu Papier bringen. Das hat mir einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Was ich späterhin von Geographie wusste, habe ich lediglich durch Reisen gelernt. Gar oft habe ich meinen Schülern erzählt, dass das beste Studierzimmer der Eisenbahnwagen sei, und dass die beste Universität in aller Welt liege.

Von der Aussprache des Englischen hatten unsere Lehrer keine Ahnung. Als ich den Staat Oheio zum erstenmal kennen lernte, wurde er „Ohio“ ausgesprochen.

Die wenigsten unserer Lehrer flössten uns durch ihre Persönlichkeit irgendwelchen Respekt ein. Gymnasiallehrer wurden zu meiner Zeit keine Söhne der besseren Familien und das umso weniger, je mehr diese besseren Familien vom Anfang der Achtziger Jahre an ihre Söhne die Offizierslaufbahn ergreifen liessen. Eine löbliche Ausnahme von der Regel machte Dr. Ferdinand Bender, der mit einer Schwester von Rosalie Eigenbrodt verheiratet war. Er war der Sohn des Oberhofpredigers Bender und ein fein gebildeter Herr. Und doch! Wie wurde der gute Ferdinand, weil er nicht durchgreifen und sich keine Autorität verschaffen konnte, von uns Buben verulkt! Er war Lehrer des Deutschen und der Geschichte. Statt der Aufsätze konnten wir ersatzweise Gedichte über vorgeschriebene Themen machen, eine Möglichkeit, die ich der grösseren Kürze halber reichlich ausnutzte. Im Geschichtsunterricht habe ich bei Bender meines Erinnerns nichts gelernt.

Ich hatte übrigens als häusliche Arbeiten nicht nur meine eigenen Aufsätze zu schreiben, sondern auch die meines Freundes Georg Merck, der mir die Abfassung seiner Aufsätze völlig überliess. Zum Lohn erinnere ich mich einmal von ihm einen Käfig für meine Kanarienvögel erhalten zu heben. Denn im Alter von 10 – 12 Jahren war ich ein begeisterter Züchter von Kanarienvögeln. Ich hatte so viel davon, dass die Käfige unter dem Dach im Speicher des Hauses aufgestellt werden mussten. Bei der Nachzucht waren die Weibchen leider gegenüber den singenden Männchen in der Mehrzahl. Ich muss aber ein ganz kleiner Junge gewesen sein – und begeisterter Hühnerzüchter – als ich es fertig brachte, ein Hühnerei in ein Rotkehlchen-Nest zu legen, das ich auf der Veranda hinter dem elterlichen Schlafzimmer entdeckt hatte. Der Erfolg war weder ein junges Rotkehlchen noch ein junges Huhn.

Herrengartenaufseher Georg Bröning

Georg Mercks und meine Kanarienvögel – und gelegentlich auch ein Dompfaff oder ein Buchfink oder ein Zeisig, wurden meist von einem Darmstädter Original namens Georg Bröning bezogen, einem ausgedienten Militär, der im Gartenflügel des Alten Palais hauste und wohl im Garten das Alten Palais – der damals dem Publikum noch nicht offen stand – als Aufseher funktionierte. Bröning trug eine uralte Soldatenmütze, die aus der Napoleonischen Zeit zu stammen schien, und wir vermuteten, dass er irgend welche genetischen Beziehungen zu dem berühmten Prinz Emil von Hessen gehabt hatte. Er war unverheiratet.

Ein damals – etwa anno 1880 – von mir öfter besuchter Züchter von Dompfaffen war übrigens auch der alte Peter Knopf, Gastwirt in Knoden, der es irgend wie verstand, seine Dompfaffen im Pfeifen zu unterrichten.

Aber zurück zu den Lehrern:

Von Obertertia an war Leopold Conzen mein Klassenlehrer im Lateinischen und Griechischen.

Leopold Conzen war der oben erwähnte Musikfreund von Tante Delly, mit dem sie vierhändig spielte, und der ihre guten Dinners zu schätzen wusste. Conzen war unverheiratet. Ob daran seine Vorliebe für die Sängerinnen und für die Schauspielerinnen des Hoftheaters schuld war, kann ich nicht sagen. Sein Hang zum Theater war jedenfalls grösser als sein Interesse an der Schule. Ich erinnere mich u. a. bei ihm die Abhandlung Ciceros über das Greisenalter De Senectute gelesen zu haben. Warum man uns jungen Gymnasiasten eine derartige fürchterliche Abhandlung zu studieren gab, mag ein anderer verstehen. Ich vermute, dass Conzen, der ein liebenswürdiger Lehrer war, die Ansicht seiner Schüler über diese Abhandlung teilte. Im übrigen war er so nachsichtig, dass er uns den Gebrauch von Spickern geradezu erlaubte.

Von Untersekunda an war unser Klassenlehrer der bei den Schülern beliebte Dr. Kurschmann mit dem Spitznamen „Kyros“. Er war wohl der einzige von unseren Lehrern, der zum Lehrerfach wirklich berufen war, und der alles daran setzte, seine Schüler für die Sache und insbesondere für den Geist des Griechischen zu interessieren. So wurde der Unterricht häufig von seinen Erzählungen über Troja und über die Ausgrabungen in Pergamon unterbrochen, von denen er uns Bilder zeigte.

Seine Wiege hatte sicher nicht im Darmstädtischen gestanden; denn seine Aussprache des Deutschen, wobei ihm im Eifer des Gefechts der Speichel zusammen mit der Rede aus dem Munde strömte, war entschieden norddeutsch. Er hatte gewisse Eigentümlichkeiten, die wir bei anderen Lehrern als Lächerlichkeiten angesprochen hätten, die uns aber den Kyros geradezu interessant machten. Für die Kinder der oberen Beamten und der Aristokratie hatte er eine grosse Vorliebe. Er bestellte sie häufig in sein Haus, um mit ihnen zusammen zu arbeiten. Ich selber habe mich von diesen häuslichen Arbeiten im Hause des Kyros gedrückt, was mir umso leichter möglich war, als ich wegen meiner schwächlichen Lunge von vielen Stunden dispensiert war.

Um es nicht zu vergessen; ich glaube nicht, dass ich, während meiner ganzen Gymnasiallaufbahn mehr als 2/3 der regelmässigen Schulstunden besucht habe. Von den anderen war ich als Lungenpfeifer dispensiert.

Wenn ich irgend etwas Unschönes über Kyros zu erzählen nicht unterlassen kann, so ist es seine Servilität den hohen Herrn Ministerialräten gegenüber, deren Söhne meiner Klasse angehörten. So wurde Ludwig von Knorr und späterhin Philipp Weber, die beide Söhne von Ministerial-Referenten für Schulangelegenheiten waren, von Kyros durch dick und dünn mitgeschleift und derart bevorzugt, dass wir Jungens unseren sonst stets vorhandenen Respekt für Kyros einzubüssen Gefahr liefen.

Mein Bruder Manno war übrigens bei Kyros lange Zeit, bezw. mehrere Sommer in Pension, zu einer Zeit als meine Eltern den ganzen Sommer in Lindenfels zubrachten. Ueber seine Erlebnisse im Hause Kyros kann Bruder Manno besser berichten als ich es kann.

Den Religionsunterricht erteilte uns von der Obertertia an der Pfarrer Trümpert, der sich durch einen wohlgepflegten, lang herabhängenden Vollbart auszeichnete. Wir Jünglinge waren zu skeptisch veranlagt, um den christlichen Lehren, Auslegungen und Glaubensbekenntnissen Trümperts kritiklos entgegenzutreten. Im Gegenteil! Wir wussten oder glaubten zu wissen, dass Trümpert eine Lehre vertrat, an die er selbst nicht zu glauben im Stande war. Ein Vorfall ist weniger mir in Erinnerung, als er meinen Klassenkameraden, die mir späterhin oft davon erzählten, in Erinnerung blieb: Trümpert sprach von den verschiedenen Beweisen für das Dasein Gottes. Als er damit zu Ende war, fragte er die Klasse: „Wer von Euch glaubt nicht an Gott?“ Ich soll der einzige Schüler gewesen sein, der seinen Unglauben durch Erheben von seinem Sitz bestätigte, und Trümpert soll mir daraufhin eine Ohrfeige erteilt haben. Ich habe, wie erwähnt, von diesem Vorfall eine nur dunkle Ahnung, und die Ohrfeige kann nicht weh getan haben. Sie wäre die einzige gewesen, die ich jemals in der Schule erhielt. Tatsache ist jedenfalls, dass ich an den Gott, den Herr Trümpert in der Oberprima vertrat, nicht glaubte, und auch heute nicht glaube.

Der beste von unseren Lehrern war ohne Zweifel Dr. Münch aus Gross-Gerau und dadurch mit den Eltern meines Freundes August von Schenck (Sohn des Kreisrats in Gross-Gerau) bekannt. Münch hatte seine Frau an Lungenschwindsucht verloren, und da ich selber ein Lungenpfeifer war, hatte er gerade für mich eine besondere Schwäche. So war ich denn in den Physikstunden, die er geradezu vorzüglich erteilte, sein ständiger Assistent. Münch war in der Wissenschaft fortschrittlich gesinnt und schritt mit der Wissenschaft fort. So wusste er Bescheid vom Grammschen Ring, und er war der erste, der elektrisches Licht (Bogenlicht) dem erstaunten Darmstädter Publikum zeigte. Die Gelegenheit dazu bot der jährliche grosse Ball, beim Staatsminister v. Starck, Ecke der Neckarstrasse und Waldstrasse. Ich war behilflich beim Aufstellen der Dampfmaschine, die Münch bei Venuleth u.

Ellenberger geliehen hatte und bei der Führung der Drähte. Tatsache ist, daß dieser erste Darmstädter Behandlungsversuch weder der Hofgesellschaft, noch den allerhöchsten grossherzoglichen Herrschaften, die dem Ball beiwohnten, imponiert hat. Das Licht knatterte; und die blendende Weisse des Lichtes liess die Schminke auf den Gesichtern der Damen allzusehr hervortreten. So berichtete am nächsten Morgen der Adalbert von Starck, Sohn des Staatsministers und Freund meines ältesten Bruders.

Gelegentlich eines Besuches in Offenbach hatten wir Buben, die wir im Krafft'schen Maingarten bis abends spät mit Dolphi Krafft, unserem Vetter, Fangball gespielt hatten, die spanischen Rohrschläger auch zu kleinen Kämpfen miteinander benutzt. Zu unserem Erstaunen stiessen die spanischen Rohre bei diesen Kämpfen im Dunklen ganze Ketten von Funken aus. Ich hielt diese Funken für elektrische Funken und meldete den Vorgang sofort meinem Lehrer Dr. Münch. Spanische Rohre wurden beschafft u. im verdunkelten Laboratorium des Gymnasiums zeigte sich bald, dass meine Funkentheorie richtig war. Aber ebenso bald lieferte Münch den Beweis, dass die Funken auf den Kieselüberzug zurückzuführen waren, der das spanische Rohr bedeckt. Es waren also „Feuersteinfunken", die ich entdeckt hatte. Für meine stets affizierte Lunge schenkte mir Münch einen Freiluft-Atemapparat, der die Nase unmittelbar durch einen Gummischlauch mit einem Loch im Fenster verband. Ein Klappenverschluss verhinderte das Wiedereinatmen der ausgeatmeten Luft. Ich habe den Apparat, der mir noch in guter Erinnerung ist, niemals getragen.

Auch in der Mathematik war Münch ein ausgezeichneter Lehrer. Tatsächlich waren meine Kenntnisse in der Physik und Mathematik, die ich durch Münch im Gymnasium erwarb, so gut, dass ich zum Bestehen des Universitätsexamens (Physicum) in diesen beiden Fächern nicht viel hinzu zu lernen brauchte. Münch war ein Lehrer, der es verstand, das Interesse der Jugend wach zu halten und sein Zuruf: „Alle auf mich sehen!" hat manchen meiner lieben Mitschüler von dem sonst üblichen Schlafen abgehalten. Dass ich stets die besten Noten bei Münch erzielte, ist selbstverständlich.

Gelegentlich unseres 25-jährigen Abiturienten-Jubiläums hatte ich Gelegenheit, die mathematische Arbeit einzusehen, die uns Münch für das Maturitätsexamen aufgegeben hatte. Unter meiner Aufgabe steht geschrieben: „Der Verfasser hat eine bis jetzt unbekannte, eigenartige, vollkommen richtige Lösung des Problems gefunden." Daneben stand eine glatte 1.

Um noch einmal auf Kyros zurück zu kommen; er gab uns als Maturitätsaufgabe die Uebersetzung eines Zeitungsartikels ins Griechische. Der Zeitungsartikel

behandelte den Einzug Kaiser Wilhelms in Stuttgart. Die schwierige Uebersetzung ist allen Kandidaten gelungen.

Kein Wunder! Kyros hatte uns die Uebersetzung im Voraus eingebleut.

Beim schriftlichen Maturum half mir der junge französische Lehrer Lenz aus der Klemme, der selbst gut französisch sprach und uns damals unterrichtete: Ich hatte in meiner Arbeit „de les Français“ statt „des franc“ geschrieben. Das sah Lenz im Vorbeigehen, und er hatte die Freundlichkeit, mich auf diesen fürchterlichen Fehler aufmerksam zu machen. So schnitt ich denn auch im Französischen gut ab.

Den Geschichtsunterricht in der Prima erteilte uns der blutjunge Karl Lindt, der dabei seine Giessener Kolleghefte benutzte und uns haarklein wiedererzählte, was er ein paar Wochen zuvor gelernt hatte. Diese Art des Lehrens, war wirklich interessant und subjektiv aber – charakteristisch ist, dass wir in der deutschen Geschichte nicht bis zu den Befreiungskriegen kamen – bei denen unser Grossherzog eine zweifelhafte Rolle gespielt hatte – und nicht bis zum Revolutionsjahr 1848, dessen Errungenschaften im Grossherzoglichen Gymnasium, einer Beamtenschule, perhorresziert werden mussten und doch nicht heruntergesetzt werden konnten. In der griechischen und römischen Geschichte waren wir Jünglinge jedenfalls besser beschlagen als in der deutschen.

Den Lehrer Windhaus habe ich zu nennen vergessen: Der war mein Klassenlehrer in der Obersekunda. Er lebte mit meinem Bruder Karlo im Krieg, den er durch die Bemerkung „Schenck, wackele nicht so mit Deinem dummen Kopf“ gekränkt hatte. Der Vater musste die Ehrenrettung vollbringen. Ich selbst kam mit Windhaus gut aus.

Und nun zum Schluss, zum fürchterlichsten Lehrer, den ich je erlebt habe – Gott hab‘ ihn selig: Das war der Direktor des Gymnasiums Theophil Becker, mit dem Spitznamen der Dopp. Was habe ich gegen ihn einzuwenden? Nun, er war ein fürchterlicher Mucker. Seine Gebete bei Schulanfang, morgens um 7 oder 8 Uhr, vor der Homerstunde, waren ebenso lang wie für uns Buben ungeeignet. Wir benutzten sie zur Lektüre, zur Vorbereitung auf die Homerlektion, zu Allotria. Becker hatte nicht das geringste Verständnis für die Jugend, und nicht das geringste für die Schönheiten der Griechischen Sprache und Kultur: „Da haben sie ja wieder das men oder das de vergessen“, monierte er, wenn einer von uns das lediglich einschaltende, homerische Zwischenwörtchen vernachlässigte. Und als ich übersetzte: „Der getretene Wurm krümmt sich“, frug er mich: und mit Bezug auf: „Was krümmt er sich?“ Das wusste ich nicht: „Mit den Beinen“, sagte der Dopp mit seiner weinerlichen Stimme. Der Dopp war ein Kleinigkeitskrämer, aber nie ein Lehrer, der über den

Schülern und über dem Thema stand. Ein Lehrer sollte die Schüler interessieren, sollte ihnen imponieren durch sein Wissen und seine Persönlichkeit. Unsere Lehrer – viele von ihnen – waren lächerlich. Und das wird so bleiben, bis der Lehrstand der erste und der bestbezahlte Beruf in Deutschland ist, und bis durch diesen ersten Stand Deutschland zur ersten Kulturmacht der Welt wird. Wie bei den Griechen zur Blütezeit Athens muss der Lehrer geistig und physisch erstklassig sein: Dann wird alles gut. Und der Lehrstand muss so unabhängig sein wie der Richterstand. Amen.

Und nun will ich mal nachtragen, was ich von dichterischen Versuchen anstellte: Meine Kinderphantasie hat mein Vater dadurch belebt, dass er uns am Sonntag Morgen – alle 5 Buben – in sein Bett nahm und uns aus dem Gedächtnis die Geschichten von Reinecke Fuchs usw. frei nach Goethe erzählte oder uns Schillersche Balladen wie die Kraniche des Ibikus vortrug: Vaters „Sieh da, sieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibikus“ wurde mit einem Tonfall vorgetragen, den ich nie vergesse. Zu Weihnachten wünschte sich Vater oft von uns Aufsätze über unseren künftigen Lebensweg, und dazu waren Gedichte statt der Aufsätze besonders geeignet: So beschrieb denn einer meiner Erstlinge mein künftiges Forsthaus in gesetzten Reimen. Auch meinen Patenonkel Georg d‘Orville habe ich wiederholt angedichtet, meist in Darmstädter Mundart, und ein Gedicht über „Batties Zirkus“ war unter diesen Erstlingen.

Auch ein von mir verfaßtes patriotisches Gedicht ist mir in guter Erinnerung, das ich am 2.ten September 1881 in Lindenfels vor versammelten Volk (im alten Mauchschen Haus) und Kurgästen hersagte:

Bei Sedan, als geschlagen war
Die deutsche Heldenschlacht,
Wie klang es „Hurrah!“, hell und klar:
Das Werk ist nun vollbracht!

Eilboten flogen hin und her
Von Frankreich bis zum Nord;
Hell tönte über Land und Meer
Das frohe Siegeswort.

Und jeder zog sein Schwarz-Weiss-Rot,
Liess es im Winde wehn:
Mein Vaterland, Du warst ja tot

Und durftest auferstehn.

Und alles dieses hat geschafft
Die deutsche Einigkeit.
So lange diese steht in Kraft
Ist uns der Sieg im Streit.

Kaum war ich und der Beifall verstummt, da erhob sich Hanno von Radecke, Darmstädter Primaner, Rekonvaleszent in Lindenfels, Sohn des Darmstädter Divisionskommandörs und sagte: „Leider ist das Gedicht falsch; die schwarzweissrote Flagge wurde erst nach bitteren Kämpfen Bismarcks mit dem Kaiser und im Reichstag zwei Jahre später zur deutschen Reichsfahne gemacht!“ Ach, ich fühlte mich so blamiert und so hereingefallen! Der verdammte Hanno hatte mich vollkommen erledigt!

An dem Gedicht „Marie Hals“, das die Brüder mir gerne vorsangen, bin ich aber unschuldig: Es stammt von Lessing, und so gute Reime wie Lessing habe ich nie gemacht. Allerdings, Marie war meine heimliche Liebe in Wimpfen, wo Karlo, Georg Merck und ich den Geburtssommer meiner Schwester Lili sohlbadender Weise zubrachten – und allerdings wurde das Marie-Hals-Gedicht in meinem Schreibtisch gefunden: Denn August oder Karlo hatten es hineingelegt. Für die Vertonung dieses Lieds ist Bruder Karlo verantwortlich. Die geistigen Kämpfe mit Bruder August spielten sich – in meinen Sekundanerjahren ebenfalls oft in Spott und Hohngedichten ab, so beispielsweise über die dichterige Zulässigkeit der Schreibart „schreibet“ statt schreibt oder „befreiet“ statt befreit. Auch Theaterstücke haben Karlo und ich zusammen zu Wege gebracht, die dann im Kartoffeltheater aufgeführt wurden. In der Schule gewann ich in der Frühstückspause eine Wette: Ich hatte mich anheischig gemacht, innerhalb der Pause ein Gedicht über irgend ein Thema unseres Lesebuchs zu machen. Die Seite des Lesebuchs wurde durch einen Nadel- oder Messerspitzenstich ins Buch hinein bestimmt. Der Stich traf auf die Seite, die vom Tod Gustav Adolfs bei Lützen erzählte. Ich gewann die Wette mit folgendem Gedicht:

Bei Lützen stand am Abend spät
Ein Reiter auf der Wacht.
Er sprach ein inniges Gebet
Für ihn nach blut‘ger Schlacht.

Für ihn? War er sein Kamerad,

War er sein guter Freund,
Den er so tief betrauert hat,
So schmerzlich hat beweint?

Er war sein Feldherr, General;
Der starb in blut'ger Schlacht
Getroffen von der Kugel Strahl:
An ihn hat er gedacht.

Von diesem Tag an stieg mein Dichterrommé in der Klasse. Weniger bei den Herrn Lehrern. Jedenfalls lehnte Herr Kurschmann mein grosses Drama „Die Söhne Heinrich des Vierten", das in Jamben gedichtet war, und das ihm mein Vater zur Begutachtung vorgelegt hatte, glattwegs ab. Er meinte, es enthielte zu viel geschichtliche Unwahrheiten, und die Liebesscene des ältesten Sohns Heinrich (später der Vte) mit einer Dame, die ins Kloster gehen sollte, erinnerte wohl ein bisschen an die selige Ophelia Hamlets. Als junger Student – nach meinem Fiasko in Tübingen – beteiligte ich mich an der Konkurrenz um Lustspiele, die mit ausgesetzten Preisen vom Darmstädter Karnevalsverein ausgeschrieben worden war. Ich fiel durch, – zum Bedauern meiner Basen Rikel Schenck und Wisa Schenck (spätere Frau Prof. Lange in Tübingen), denen ich mein Machwerk vorgetragen hatte. Der Sieger in der Konkurrenz war Georg Büchner (verh. mit einer Schenck) und dessen Lustspiel „Der geplagte Familienvater". Aber siehe da! Als es aufgeführt wurde, erkannten die Basen und ich, dass Büchner mit Hilfe des Karnevalsvereins einige meiner Szenen – insb. die, in der ein Polizist sich in der Küche unterm Küchentisch versteckt – in seinen „Geplagten Familienvater" aufgenommen hatte. Natürlich, auch meine Freunde wurden angedichtet, und mit Ernst Bender unterhielt ich mich alsemal in gebundener Rede. Das schönste aller unserer Jugendgedichte stammt übrigens von Bruder Karlo aus dem Jahre 1887 oder 1888, wo es zu Mutters Geburtstag erschien. Es beschreibt in humorvoller und charakteristischer Weise die verschiedenen Mitglieder der Familie. Dies famose Gedicht findet sich im Band Familie Schenck in meinem Familienarchiv. Über ein Drama „Der Bauernaufstand vom Jahr 1526", das ich als Primaner verbrochen haben muss, wurde ich von Georg Merck bis in meine alten Tage hinein geneckt. Er zitierte oft meine Strophe: „Auf Ihr Bauern, auf Ihr Bauern! So kann das nicht länger dauern!"

Und nun will ich kurz von den Freundschaften meiner Brüder erzählen:

Augusts Freunde waren – mit Ausnahme von Ernst Grein – nur Aristokraten. Freiherr Hugo von Leonhardi, Freiherr Adalbert von Starck, Freiherr Karl von Schmidtburg. Hugo, mit dem ich später in Giessen jahrelang zusammen war bzw. zu Tisch sass (im Hotel Prinz Karl) war sehr musikalisch, hatte in Grosskarben einen schönen väterlichen Besitz (damals allerdings als Fideikommiss seinem älteren unverheirateten Bruder gehörig) und Hugo erbte später von seiner Tante Gräfin Oriola, deren Haus in Darmstadt und deren Landgut Heldenbergen. Hugos Mutter war Witwe. Sie besass ein grosses „Palais" in der Wilhelmstrasse. Merkwürdiger Weise war Hugo nicht Klassengenosse von August, sondern von Karlo! Aber August hatte diese ausgesprochene Anziehungskraft für Darmstadts Aristokratie. Hugo war späterhin Hofmarschall der Grossherzogin und mit der Tochter des berühmten „Grossherzogs von Worms" des genialen Freiherrn Heyl zu Herrnheim verheiratet. In seinen älteren Tagen verband dieses Paar eine innige Freundschaft mit Bruder Max und meiner Frau Elly Schenck.

Adalbert von Starck war der Sohn des – zu meiner Zeit – allmächtigen Staatsministers Freiherrn von Starck, der im Ministerpalais Neckarstrasse 7 wohnte. So war er denn Bruder Augusts Begleiter zur Schule. Auch August von Starck war kein Klassengenosse meines Bruders. Ich selbst kam ihm nahe, als wir zusammen in Giessen studierten und als er sich mit einer Buderus, Tochter und Erbin des Hirzenheimer Eisenkönigs, verlobte. Adalbert sowohl als Hugo von Leonhardi waren Juristen. Nur Hugo hatte die Energie, den Dr. Juris zu machen. Adalbert von Starck und mein Bruder verzichteten auf den Dr. jur., der letztere trotz Drängens durch Onkel Max Müller. Der Staatsminister von Starck stürzte ums Jahr 1884 herum, als er unseren Grossherzog Ludwig IV mit einer Russischen Megäre, Frau Kolemine, geschiedenen Gattin des früheren russischen Gesandten am Darmstädter Hof, heimlich getraut hatte.

Freiherr Karl von Schmittburg wohnte mit seinem Vater, einem pensionierten Oberförster, und seiner gelähmten Mutter in der Bismarckstrasse. Auch diesen Freund meines Bruders lernte ich später in Giessen kennen, wo wir täglich zusammenwaren, und in späteren Jahren waren wir oft auf der Jagd – auf Schmittburgs Jagd zusammen. Er war ein ausgezeichneter Schütze und Jäger. Karl wurde zunächst Leutnant bei den Darmstädter Roten Dragonern. Ich sehe ihn noch auf seinem grossen Gaul, bei der Hochzeitsparade für die Prinzessin Elisabeth, verehelichte Sergius von Russland, in der Peter Gemeindestrasse! Da fiel Karl vom Pferd herunter, ausgerechnet gegenüber der Wohnung seiner geliebten Frl. Lochow, Tochter eines

-106-

Theater des Carnevalzug-Vereins Darmstadt

im Saalbau,

Zu Seite 56 unten

Mittwoch, den 2. März 1887.

Wiederholung des preisgekrönten Concurrenz-Stückes

E geplagda Familievadda

Darmstädter Localposse in 4 Acten

von

Mersollonet-Wisse.

Personen:

Knotterich, zur Ruhe gesetzter Kaufmann	Herr Schaum von Sevilla.
Karoline, sein Hauskreuz	Fräulein Lachmann.
Marie, auf den Mann wartende Jungfrau (ihre Kinder)	Fräulein Blumenschmitt.
Eduard, sitzengebliebener Secundaner (ihre Kinder)	Herr Brillenweber.
Katharine, Köchin mit solidem Verhältniß	Fräulein Materna.
Dr. Spiehrer, Knabenbändiger am Gymnasium	Herr Knorzerich.
Rosenroth, schauspielender Primaner	Herr Pieper.
Faß, Bierbrauer und Biedermann	Herr Wasserhorst.
Heinrich, sein Sohn, Gemüthsmensch	Herr L. Utz.
Minna, dem Faß sei schönst Bäsche	Fräulein Blanca.
Kohlmann, (Gäste und hervorragende Politiker)	Herr Suppé.
Schneider, (Gäste und hervorragende Politiker)	Herr Adam.
Jakob, (Gäste und hervorragende Politiker)	Herr Bernweich.
Ein unberittener Schutzmann mit Courage	Herr Gränärmel.
Emerentia Wunderhold, ein älteres Mädchen	Fräulein Hassia.
Käthche Kleinschmitt, noch ein älteres Mädchen	Fräulein Hortig.

Schauplatz: I., II. und IV. Act ins Knotterichc,
III. Act in der Wirthschaft von Faß.

Preise der Plätze:

Besonderer Sperrsitz	Mk. 3.—	Saal, Estraden und Logen	Mk. 1.—
Sperrsitz	„ 2.—	Vorsaal	„ —.50

Billetverkauf bei den Herren D. Fair und Söhne, G. L. Kriegk, Rheinstraße, W. Kaminsky, Marktpassage, L. Damm, Ludwigsplatz.

Abends an der Kasse tritt ein Aufschlag von 20 Pfennig per. Billet ein.

Anfang der Vorstellung 8 Uhr. Ende gegen 10 Uhr. Kasseeröffnung 7 Uhr.

Hoflakais, die im Alten Palais wohnte, – und die Karl später heiratete. Natürlich, um sie heiraten zu können, musste er den Offizier quittieren und musste Oberförster werden. Die Heirat kostete ihm leider auch die Freundschaft von Hugo Leonhardi, von Adalbert von Starck und die meines Bruders, die mit der Lakaientochter nicht mehr verkehren wollten. Karl von Schmittburg war über diese Treulosigkeit seiner Freunde, die seinen Liebesroman mitgemacht hatten, schwer gekränkt. Natürlich, als gute Freunde hätten sie ihn von Liebesdummheiten abhalten sollen!

Der vierte und tatsächliche lebenswichtigste Freund Bruder Augusts, war Ernst Grein, Sohn des Hofpredigers, der im IIIten Stock des Hauses Neckarstrasse 5 wohnte. Das Haus gehörte seinen Tanten, den Damen Davisson Hofmann, die im Hinterhaus eine berühmte Mädchenschule, im Vorderhaus ein Mädchenpensionat unterhielten. Meine verstorbene Frau, Adele Bopp, ging dort zur Schule. Ernsts Vater war der bzw. ihr Religionslehrer. Zweimal oder dreimal gingen wir mit Ernst in die Schlosskirche, um seinen Vater predigen zu hören. Ernst und sein mir im Alter nahe stehender Bruder Friedel Grein (später Pfarrer in Giessen) waren echte Darmstädter Lausbuben, immer fidel, zu Streichen aufgelegt, – und nie vergesse ich, dass mir Ernst unmittelbar vor dem Gymnasium einen riesigen Spicker zeigte, den er beim Proloco kurz zuvor benutzt hatte. August und seine Freunde utzten sich mit Ernst viel herum. Wiederholt wurde dem Ernst der Umgang mit August oder umgekehrt von den Eltern verboten. Dadurch wurde die Freundschaft um so inniger. Warum er den Necknamen „der Spitze“ hatte, weiss ich nicht. Ernst und Friedel wurden zuweilen zum Erbgrossherzog eingeladen und das imponierte uns Nicht-Eingeladenen gewaltig.

Dass Georg Merck zusammen mit Bruder August das Einjährigen-Militärjahr bei der Darmstädter Artillerie verbrachte und von da an mit Bruder August auf das Engste befreundet war, habe ich wohl bereits berichtet.

Und nun zu Bruder Karlos Freunden, die sich fast alle aus der Kaufmannschaft rekrutierten: Da war Ferdi Becker, Enkel des Bekannten Offenbacher Germanisten, der auch in den Memoiren der Emilie Meister eine Rolle spielt, und dessen Schule auf dem Linsenberg in Offenbach das Haus einnahm, das Onkel Max und Tante Delly späterhin bewohnten. Ferdi Beckers Vater hatte sich als Kaufmann in Holland und in den Holl. Kolonien ein grosses Vermögen erworben und lebte im Sommer auf einer wunderschönen Besitzung in Gelnhausen. Karlo war dort oft zu Gast, und dort hat er seinen ersten und einzigen Rehbock geschossen. Ferdi wurde später Jurist und lebte als pensionierter Kreisrat nahe Bremen. Sein Bruder Alexander Becker spielte bei der Frankfurter „Metallgesellschaft“ eine grosse Rolle. Auch

die beiden Weintrauts, deren Vater in Offenbach als Grosskaufmann einen damals bedeutenden Namen hatte, gehörten zu Karlos Intimi. Die Weintrauts sowohl als Ferdi Becker waren bei meinem Onkel Oberstleutnant Ferdinand von Hessert und seiner Gattin Luise geborene Schenck (Tafel 18 in Rudolf Schäfers Geschichte der Familie Schenck) in Pension. Die Hesserts hatten früher Engländer als Pensionäre gehabt, wohnten in der Theodor Fritschstrasse (Martinstrasse) Nr. 28 zusammen mit Tante Mex Schenck, der unverheirateten Schwester, die eigentlich Wilhelmine oder Minna getauft war und erst 1916 starb. Der jüngere Weintraut wurde Mediziner und beging nach dem Weltkrieg in Wiesbaden Selbstmord. Ich habe nie etwas Näheres über die Weintrauts-Geschicke erfahren, ausser dem Verdacht, dass sie jüdisch versippt waren. Das sah man aber den beiden Buben nicht an. Übrigens – auch Freiherr Ludwig von Westerweller, Sohn des Hofmarschalls, gehörte zu Bruder Karlos Freundeskreis. Wir hatten zusammen Fechtstunde, im Winter 1882/3, und zwar in dem damals unbenutzten NW-Zimmer des Erdgeschosses meines Elternhauses. Ludwig starb bald darauf an Diphtheritis, und sein Leichenbegängnis, an dem sich das ganze Gymnasium beteiligte, ist mir in guter Erinnerung. Ludwig war ein besonders charmanter Junge. Die Westerwellers besassen damals ein kleines Hofgut, den Hopfengarten, der sich mit einer kleinen Meierei zwischen der Schepp Allee und der Holzhofallee erstreckte. Es war ein armseliges, unfruchtbares Gut, und Hopfen wurde dort ganz gewiss nie erzeugt. Wir tranken dort, im Kuhstall, auf ärztlichen Befehl, frischgemolkene Milch, und wie herrlich spielten wir, Karlo, die Westerwellers und ich, auf den krummen Kameelsrücken der Kiefern in der Schepp Allee herum, die leider der Zeit zum Opfer gefallen sind! Auch Joseph Otto, Sohn des Majors, gehörte zu unseren Gespielen. Er war, wie die Westerwellers, katholisch. Ein älterer Bruder Ludwig von Westerwellers, August, lebt noch heute als pensionierter Oberst der Roten Dragoner in Darmstadt.

Und – immer wieder war es Georg Merck, der zu den allerbesten und treuesten Freunden Karlos zählte. Dazu trug der Umstand bei, dass Karlo und er in den Jahren 1885 – 1886 als kaufmännische Lehrlinge zusammen bei FA. Büdingen, Drogen en gross) in Frankfurt dienten und gleichzeitig zusammen im Hause des Lehrers Lenz in der Friedberger Landstrasse logierten! Wie viel Unsinn haben die beiden dort zusammen getrieben und uns übertreibend wiedererzählt! Mit langen Pfeifen rauchten sie und hingen sie dem Fenster hinaus, und – die Lieder, die sie sangen, stammten nicht aus der Konfirmandenstunde.

Im Winter 1882 hatte ich; zusammen mit vielen anderen Gymnasiasten und insb. mit unserem Freund Georg Merck, Konfirmandenstunden bei dem damals

in Darmstadt vergötterten Pfarrer Sell, die mit unserer gemeinsamen Konfirmation in der Stadtkirche am 22ten Mai 1882 – also wenige Tage vor Schwester Lilis Geburt – ihre Krönung erhielten. Ich glaube, ich war tiefer von dem Ereignis ergriffen als die Mitkonfirmanden. Pfarrer Sell, mit seinem Christusgesicht, seiner milden einschmeichelnden Sprache, seinem überzeugenden Tonfall hatte es mir angetan. Warum er mir aber vor dem Altar beim Händeauflegen den Spruch „Selig sind die Sanftmütigen" antat, weiss ich nicht recht. War ich schon damals so aufbrausend-jähzornig, wie ich es späterhin leider oft gewesen bin? Hatten meine Eltern diesen Spruch suggeriert? Ich weiss nicht recht. Jedenfalls bat ich meine Mutter, die mir den Konfirmationsspruch sticken wollte, mir doch lieber den Spruch „Selig sind, die reines Herzens sind" auszuarbeiten. Das tat denn die gute Mutter auch, eigenhändig. Und dieser Spruch, in blauer und roter Seide aufgetragen, in schwarzem Rahmen gerahmt, hat mein Schlafzimmer, jahrzehntelang verziert. Ich war wohl einer der wenigen Konfirmanden, die auch nach der Konfirmation noch allsonntäglich in die Kirche gingen und sich den Kirchgang erst allmählich abgewöhnten. Zur Konfirmationsfeier war auch mein Pate Karlo Krafft aus Offenbach erschienen: Er dedizierte mir die von mir gewünschte goldene Uhr mit goldenen Zeigern, – aber leider keine Remontoiruhr sondern eine altmodische Schlüsseluhr, die das Unglück hatte, durch das Ungeschick eines meiner Brüder (keiner wollte es getan haben) vom Geschenktisch herunterzufallen und kaput zu gehen. So musste sie Onkel Karlo denn gleich zur Reparatur zurücknehmen. Von meinem Paten Onkel Georg d'Orville stammte die goldene Uhrkette. Uhr sowohl als Kette wurden von mir anno 1917 gelegentlich der deutschen Kriegsgoldsammlung auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Dafür – und ich opferte auch die zweite Kette, die ich von meinem Vater geerbt hatte – erhielt ich eine eiserne Kette, auf deren Gliedern der Dankspruch stand „Gold gab ich für Eisen." Das ist die Uhrkette, die ich noch heute alltäglich trage. Über den Wert der Konfirmation, in der evangelischen Kirche, habe ich heute andere Gedanken als damals: Nach meinen Erfahrungen trägt sie, auf die lange Sicht, nichts zur Religiosität der Konfirmierten bei; sie ist reine Formsache und nicht Herzenssache. Das bei der Konfirmation abgelegte Bekenntnis und Gelöbnis ist vollkommen wertlos. Es beeinflusst die charakterliche Entwicklung nicht im geringsten.

Im Sommer 1882, bald nach Schwester Lilis Geburt, als es im Haus Kasinostrasse 8 an Platz fehlte, und als ich wegen meiner Armseligkeit wimpfener Salzbäder nehmen sollte, wurden Karlo und ich ins Solbad Wimpfen geschickt, – und mit viel Mühe überredeten wir den Vater Wilhelm Merck, unseren Freund Georg Merck mit von der Partie sein zu lassen. So brachten wir drei Lausbuben denn die Sommer-

ferien ohne irgend welche autoritäre Aufsicht in Wimpfen zu, fischten im Neckar, badeten (in unserem Hotel) Salz und machten Exkursionen in die Nachbarschaft, einschl. Weinsberg und Heilbronn, und wir besichtigten die Sehenswürdigkeiten von Wimpfen. Von unseren Streichen will ich lieber schweigen. Natürlich gehörten auch Liebschaften dazu, meine nur immer schwarz-gekleideten Marie Hals, und Georgs oder Karlos zu einer jungen Dame Paula, die damals bei der Witwe Lauteschläger in Pension war und deren Familiennamen ich momentan nicht mehr weiss. Und eines Abends, da war ein grosses Konzert angesagt: Siehe da, der Hauptsänger war der lange Chorleiter Hedderich vom Darmstädter Hoftheater, den wir Buben sehr gut kannten, weil er in allen Chören durch seine Länge mehr als durch seine Stimme excellierte.

Aber zurück zu den Freunden, und nun kommt die Reihe an die Freunde meines Bruders Max, der „Gees" des Gymnasiums, über die wir älteren Brüder uns immer schämten: Er galt als dumm, faul, frech, unaufmerksam und unmöglich. Von seinen Darmstädter Jugendfreunden weiss ich nichts. Nur kam der Johny Siebert, Amerikaner, öfter aus Wiesbaden herüber und biederte sich mit Max an. Und dann war da ein Sohn des „Sputze" Dosch aus Worms, mit dem Max befreundet war, und diese Doschfreundschaft vertiefte sich, als Max durch klugen Entschluss meines Vaters von Darmstadt vollkommen weggenommen und nach Worms zu Lehrer Marx in Pension und ins Wormser Gymnasium gesteckt wurde. Die Luftveränderung wirkte Wunder: Max wurde ein ganzer Kerl. Daran mag wohl Willy Marx, Sohn des Lehrers, schuld gewesen sein, denn er wurde Maxens bester Freund, und diese Freundschaft hat sich – mit dessen Vetter, dem Pfarrer Rudolf Marx – bis ins Hochalter der ganzen Familie erhalten. Max wurde insbesondere in Worms zu einem guten Gesellschafter. Und er war bei Gross und Klein beliebt. Rosa Marx, die Pensionsmutter, hatte den stets gefälligen Jungen geradezu lieb.

Von Bruder Mannos Freunden weiss ich nichts, garnichts zu erinnern. Manno war ja 3½ Jahre jünger, wie ich, und das ist bei Kindern ein Altersunterschied grösser als ein 35-jähriger bei Erwachsenen. Manno war ein dicker kerngesunder Junge, so dick, dass wir ihn „der Pfaff" tauften. Manno ist Abkürzung von Emanuel und jedenfalls besser als die Abkürzung Menes, die sein Taufpate, Emanuel Merck führte. Manno war der tapferste von uns, und schon als 8 oder 9-jähriger hiess es in seinem Weihnachtsaufsatz: „Ich will meinen starken tapferen Arm dem Vaterland widmen!" Wenn wir 4 jüngeren Buben in Theater-Abwesenheit der Eltern auf dem „Gang" der Wohnung abends Krieg gegen Bruder August führten, so musste Manno stets als Mauerbrecher oder Vortrupp herhalten, und das tat er mit Widder-artig vor-

gehaltenem Kopf, der gegen Augusts Schläge unempfindlich war. Unvergesslich ist mir auch folgende Manno-Scene: Abends spät hatten wir Buben im Garten getollt. Die Eltern waren im Theater. Manno fiel dabei auf einen Nagel an einem Pfosten, der die Rasenfläche einsäumte, und sein Mund zeigte eine klaffende Wunde. Wir Buben nahmen uns seiner brüderlich an, indem wir ihn, um das Bluten zu stillen, den Mund in conzentrierten Essig halten liessen und Mannos Demonstrationen durch den Vorwurf der Feigheit und durch Gewalt bekämpften. Als die Eltern vom Theater nach Hause kamen, war der Mund dick geschwollen, und Dr. Eigenbrodt musste die Wunde noch in der Nacht vernähen. Manno war ein guter Schüler, nie einer der besten, nie einer der schlechten, und er hat seinen Eltern weniger Sorgen gemacht als wir anderen alle.

Die grösste Sorge, – das habe ich zu erzählen vergessen: Es war kurz vor Weihnachten 1877. Karlo und ich hatten eine Kindertheatervorstellung bei Reinhard Lotheisen (Sohn des Divisionsintendanten und Freund des Grossherzogs Ludwig IV) mitgemacht. Wir sassen im Kinderzimmer am runden Tisch und erzählten. Karlo hantierte dabei mit einer Scheere herum, die einen kleinen Kasten aufsperren sollte. Dabei rutschte die Scheere aus und traf sein linkes Auge. Mein Vater wurde aus dem Kasino geholt und führte den Jungen zu Dr. Eigenbrodt, der die Schwere des Unfalls sofort erkannte, und Vater und Bruder Karlo zum „Augen-Weber“ brachte, dem damals weltberühmten Darmstädter Augenarzt (heute Augenklinik Frankfurter Strasse 42). Die Gefahr lag vor, dass das verletzte Auge ausliefe, und dass Karlo so zyklopisch aussehen würde, wie sein Vetter, der dicke August Schenck (Wau). Der Augen-Weber zog die verletzte Hornhaut über die Wunde und mein Vater erzählte oft erschüttert von dem „Es gelingt“, das der Augen-Weber dabei ausrief. Karlo musste daraufhin mehrere Monate lang im dunkeln Zimmer liegen. Das Auge war äusserlich gerettet und drehte sich mit dem gesunden in der Blickrichtung. Aber das Auge blieb blind. Ein weisser Strich in der Pupille und ein matter Schimmer über dem Auge zeigten seine Minderwertigkeit an. Karlo benutzte das beschädigte Auge damals, wenn ihn Bruder August – wie das die älteren Brüder immer tun – für dieses oder jenes züchtigen wollte. Dann schrie er „Mein Auge, mein Auge“ und war der sofortigen Hilfe der Mutter, der des Vaters gewiss. Auch von der Militärdienstpflicht hat das blinde Auge meinen Bruder Karlo befreit. Aber die Angst um dieses blinde Auge hat meine Muttern zeitlebens verfolgt –, mehr so als den Bruder Karlo selbst. Karlo schoss mit dem guten Auge jedenfalls sehr gut, besser als ich. Und – das bringt mich auf die Jagd zusprechen!

Die Jagd! Die erste Jagdanleitung erhielt ich durch Vetter Leutnant a. d. Karl Locher, Schwiegersohn von Tante Anna Merck. Der nahm mich als 12 oder 13-jährigen mit auf die Pürsche nach Seeheim, dessen Jagd er gepachtet hatte, schenkte mir eine einläufige Lefaucheux-Flinte (gekauft bei Büchsenmacher Riebel in Lindenfels!!), die ich noch heute besitze, und eine einläufige Vorderlader-Büchse mit Kugelgiessapparat, Pulverhorn, und sonstigem Zubehör! Das war wirklich edel! Denn wenn man einen anderen anlernt, verdirbt man sich die eigene Jagd und schiesst nichts. Karl Locher war der sehr richtigen Ansicht, dass man mit den einfachsten Schiessprügeln beginnen müsse, um die Jägerei zu lernen. Zu den Jagdexcursionen mit Vetter Karl Locher, kamen in Lindenfels Karlos und meine Jagdabenteuer mit dem damals berühmten Gastwirt Rauch, der aus Schlierbach stammte, das alte Hessische Haus begründete und Vater von Adam Rauch, Peter Rauch, Philipp Rauch, Frau Marie Obermeier und Frl. Babette Rauch. Wir Schencks assen damals nicht mehr bei Lannert im Odenwald zu Mittag, sondern bei Rauch im Hessischen Haus bzw. in dem hölzernen Gartenhaus, das damals an der Stelle des jetzigen Hessischen Hauses stand. Marie Obermeier und Babette waren Kellnerinnen; die Mutter Rauch war Köchin; und der Vater Rauch ging auf die Jagd!! Karlo und ich gingen oft mit ihm auf den Anstand in Schlierbach oder im Lindenfelser Buch. Nie wurde etwas erlegt. Denn es war kein Wild da. Vater Rauch war ein starker Trinker. Und, wenn wir drei von der Jagd heimkehrten, baten wir Jungens den Jäger oft aber vergebens, uns seine Flinte tragen zu lassen, mit der er betrunken in der Luft herumfuchtelte. Auch Fischer war der alte Rauch. Da waren wir stets dabei: Die Schlierbach wurde mit Quernetzen, eins von dem andern etwa 8 m entfernt, abgesperrt. Dann wurde mit hölzernen Stempeln unter die Ufer des eingesperrten Fachs gestochen, und aus dem dadurch verschlammten Bach die Netze herausgezogen, meist mit vielen Fischen darin! Das ging besser und rascher, und das war ergiebiger als das heutige Angelfischen! Der alte Rauch setzte die Forellen in einen Holzkasten, – denn sie waren ja lebend gefangen –, der im Bach in der Nähe seines Schlierbacher Elternhaus schwamm. Und von dort wurden die Forellen je nach Bedarf ins Hessische Haus nach Lindenfels geschafft. Damals gab es übrigens auch viele Krebse in der Schlierbach, und diese Krebse wurden nach Darmstadt durch den Buttermann gebracht, der an jedem Donnerstag zu Fuss nach Darmstadt und zurück wanderte. Heute – nicht einmal der Odenwaldklub macht derartig anstrengende Exkursionen! Die Krebserei hatte ich übrigens schon mit Menes Merck in Jugenheim erlebt: Da wurden kleine Netze, mit Fleisch belegt, im Bach am Hartenauer Hof und die in der Nacht daraufgekrochenen Krebse am Morgen abgelesen.

Es muss ums Jahr 1885 gewesen sein, da erlaubte mir der Vater – dem damals 15-jährigen – eine Jagd zu pachten. Ich überredete den Winkler Jagdpächter, den alten Marquard auf dem Neuthäler Hof, mich als Mitpächter anzunehmen, wobei ich 2/3 tel der Jahrespacht, nämlich 20 Mark zu zahlen versprach. Als die Sache perfekt war, und als ich mich bei Marquard bedankte, sagte er ehrlich: „Gern haw ich's net geduhn." Die Winkler Jagd erstreckt sich bis hoch ins Buch hinauf. Ab und zu gab es einen Hasen. Karlo und ich lauerten Nächtelang auch auf Füchse. Karlo schoss vorzüglich insb. mit einer Pistole, die ihm seine Patin Adele Lemmé geschenkt hatte, und – die wir in einem dichten Eichenschälwald beim Durchkriechen unwiederbringlich verloren. Auch Bruder August und Georg Merck waren ein paar Male mit mir auf „meiner" Jagd, und Bruder August holte dabei einmal einen Sperber aus grosser Höhe herunter: Das mag der Sperber sein, der noch heute ausgestopft irgendwo in Ernst Greins Lindenfelser Wohnung hängt. Meine grösste Jagdbeute im Lindenfelser Buch waren drei Hasen an einem Morgen, die ich einmal erlegte, als der zufällig zu Gast anwesende Louis Schleiermacher, mein Vetter, als Treiber fungierte: Wir trugen die Hasen voll Stolz durch die Gassen von ganz Lindenfels. So was war noch nicht dagewesen! Später, als Student, war ich Pächter des Seidenbucher Waldes. Aber – bald gings in den Ernst des Lebens, und da war die deutsche Jägerei vorbei! Bruder August pachtete mehrere Lindenfelser Gemarkungen zusammen, nachdem er das Agathchen geheiratet hatte und es sich erlauben konnte.

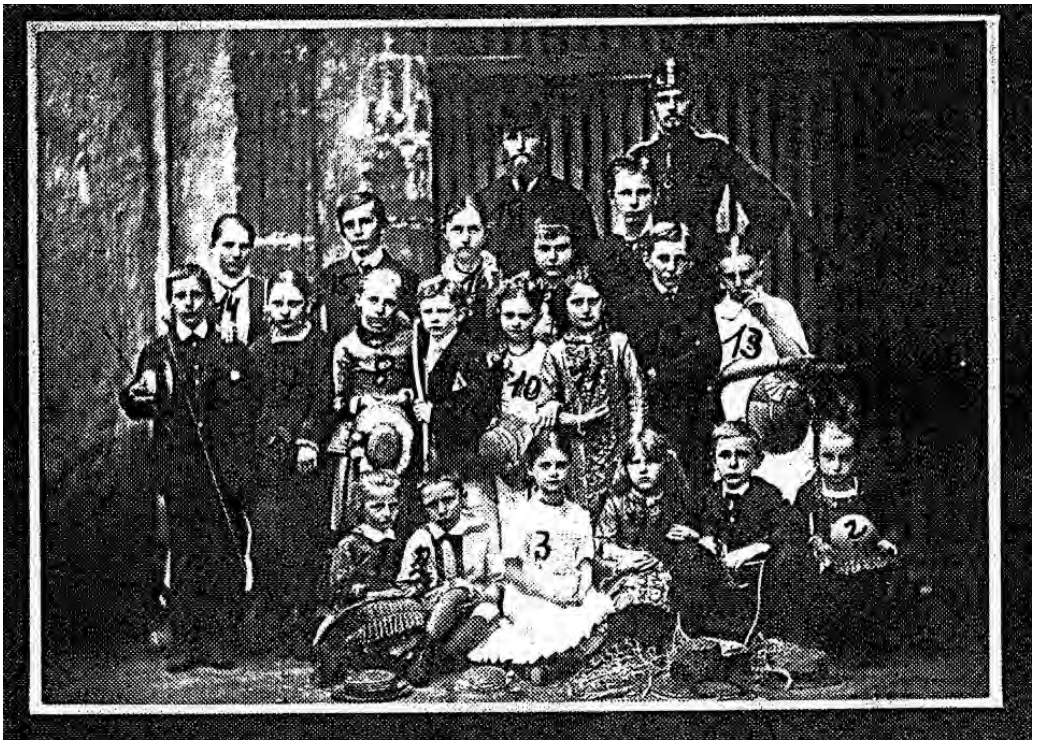
Beinahe hätte ich mal jemand totgeschossen. Es war so: Ich ging mit dreimal geladenem Vorderlader-Drilling, einem sehr schweren Apparat, auf der Buck-Chaussee nach Hause. Plötzlich brach der Büchsenriemen; das Gewehr schlug mit der Mündung auf dem Boden, alle drei Schüsse lösten sich automatisch (Zündhütchen unter den sicher gestellten Hahnen); der Sohlenrand meines Schuhs ging in die Brüche; und 10 Schritte hinter mir kam ein alter Lindenfelser mit seinen Enkeln, um die die Schrote herumwirbelten, mit dem Schrecken davon. Gottseidank!!!

Von Schwester Lilis Geburt ist nachzutragen, dass das Ereignis den Geschwistern – vielleicht auch den Eltern – etwas unerwartet kam: Denn meine Mutter war bereits 42 Jahre alt, also nach medizinischen Grundsätzen über die Wahrscheinlichkeit des Kinderkriegens hinaus. Lili bekam eine Amme, und diese Amme hatte soviel Milch, dass sie uns Buben damit vollspritzte, wenn wir dem Säugeakt allzuneugierig zuguckten. Bruder Manno hat mit oft vorgehalten, dass meine persönliche Freude über das neuangekommene Schwesterchen nicht allzugross war: Denn als er, beim Gang ins Gymnasium, über die breite Rheinstrasse hinüber, irgend einem Schulkumpan die frohe Botschaft zurief: „Wir haben ein neues Schwesterchen ge-

kriegt“, verbot ich ihm derartig überschwängliche Gefühlsäusserungen in der breiten Öffentlichkeit. Tatsache ist jedenfalls, dass Bruder Manno, in seinen ganzen Jugendjahren, dem kleinen Schwesterchen hingebend diente. So beispielsweise auch in Lindenfels, wo der Kinderwagen mit seinem wertvollen Inhalt allmorgendlich über einen steilen, jetzt verlassenen Fusspfad von der Burgstrasse nach dem Schlosswald befördert werden musste: Denn der Hängemattenbetrieb im Schlosswald gehörte zu den täglichen Gewohnheiten der Eltern und anderer Kurgäste.

Unter diesen Kurgästen excellierten damals der Wiener Hofburgschauspieler Stedter und seine entzückende Frau Annerl, deren Mutter Frau Galimberti, in Wien einen berühmten Modesalon besass. Was brachte die Wiener wohl nach Lindenfels, der damals noch nicht gefundenen Perle des Odenwalds? Es kam so: Herr Stedter hatte den Darmstädter Buchbindermeister Achtelstädter zum Vater, und das junge Paar kam nach Hessen, den Vater zu besuchen; das Achtel seines Namens hatte Stedter fallen lassen, weil ein übler Kritikus ihm 7/8 tel von Bühnentalent abgesprochen hatte! Und die Stedters hatten den berühmten Wiesbadener Maler Knaus zum Freund, mit dem sie sich in Lindenfels Rendezvous gaben. So wurden wir denn mit den Stedters, die wie wir im Rauchschen Hessischen Haus zu Mittag assen, gut bekannt, und wir hatten Gelegenheit, auch die Knaus-Familie einschliesslich der Tochter Else, Mutter meines jetzigen Freundes Landforstmeister Dr. R. Müller in Bukarest, kennen zu lernen. Auch Herr Stedter malte in Öl, unter anderem ein hübsches Bild vom Rodenstein, das der den Eltern schenkte. Aber Herr Stedter tat mehr: Er las den Eltern (und einigen Honoratioren wie Generalsuperintendent Wilhelm Baur) im Schlosswald ein paar Baumbach-Dichtungen vor: Den „Zlatorog“ und „Mein Frühjahr“. Die Vorlesungen fanden an der Rundbank bei der grossen Ulme statt, wo der Pfad zur Schlossruine vom obersten Schlosswaldweg abzweigt. Lili in ihrem Kinderwagen hörte immer, wir ältere Buben hörten zuweilen zu. Mehr als das: Wir gewannen den Rudolf Baumbach und seinen Interpreten, den Stedter, wirklich lieb. Allerdings, wir hatten nicht viel Zeit fürs Zuhören: Denn wir machten damals, unter dem beurlaubten Gustav Baur, totkranken Totentopf-Leutnant bei den Braunschweigern und Sohn des Generalsuperintendenten, allerlei Schnack im Schlosswald: Triumphzüge unter Absingen des schönen Liedes „Europa hat Ruhe, Europa hat Ruh, und wenn Europa Ruh hat, dann hat Europa Ruh“, und Odenwälder Trauzüge vom Pfalzgrafenstein aus, wobei Bruder Manno als Bräutigam und seine Freundin, die langbezopfte hübsche Mathilde Lotheisen aus Darmstadt, als Braut fungierten. Die Familie Ministerialrat Lotheisen mit drei Töchtern und einem Sohn Hermann gehörten zu den Lindenfelser regelmässigen Sommergästen. Auch

ein paar englische Basen der Baurs waren zuweilen dabei, mit langen wallenden Haaren, und irgendwo ist die ganze Jugend photographisch festgehalten. Der Leutnant, schwer lungenkrank, war gleichzeitig schwer herzkrank geworden: Denn die wunderschöne, in tiefstem Schwarz verschleierte und dazu katholische Guste Lambert hatte es ihm angetan, die nach dem plötzlichen Tod ihres Bräutigams, sich in Lindenfels von schwersten Erschütterungen erholen sollte. Guste Lambert war ein Darmstädter Mädel, aus der Bismarckstrasse Nr. 31. Ihre Mutter war eine geborene Weber, und die Webers waren mit den Schencks irgendwie bekannt. Der Vater war ein vermögender zurückgezogener Privatgelehrter. Aber für uns Buben kam ein weiteres Band dazu: Das war die längere Abwesenheit bei dieser Gelegenheit von Tylla und Maria Fölix aus Mainz, Cousinen der schönen Guste Lambert; und die jüngere davon, die Maria, war das holdseligste Mädel, das ein junger Mann sehen konnte: Wie Milch und Blut, mit schwarzen Locken und schwarzen strahlenden Augen, und da war es kein Wunder, dass sich meine älteren Brüder in Maria verlieben mussten. So insbesondere mein vielliebender Bruder Karlo: Denn der hatte bereits ein intimes Verhältnis – wir nannten es damals eine Poussage, zum Entsetzen meiner Mutter – mit der dicken Luise Schmidt, die als Enkelin des Darmstädter Praesidenten Kempff im Hause Neckarstrasse Nr. 1 wohnte und ebendaselbst auf dem Hin- und Rückweg zum Gymnasium von Karlo poussiert wurde.



Unsere Gespielen im Schloßwald Lindenfels 1883 oder 1884

Vorderste Reihe sitzend
1. *Mädchen, vielleicht Mariechen Blank*
2. *Bübchen unbekannt*
3. *Mathilde Lotheisen*
4. *engl. Cousine von Gustav Baur de Betaz*
5. *Bruder Manno*
6. *?*

Erste Reihe stehend
6. *Bruder Max*
7. *Tochter des Kaufmanns Reuling aus Mannheim, der den Karolinentempel im Buch stiftete*
8. *Mariechen Blank*
9. *Hermann Lotheisen*
10. *Auguste Lotheisen,*
11. *engl. Cousine von Baur de Betaz*
12. *Alwin Schenck*
13. *Toni Lotheisen*

Zweite hintere Reihe stehend
14. *Schwester von Nr.7*
15. *Bruder Karlo Schenck*
16. *Schwester von Nr. 7 und Nr. 14*
17. *Tilly Fölix aus Mainz*
18. *Bruder August Schenck*

Die zwei Hintermänner
19. *Gymnasiallehrer Dr. Baur, Vetter von Gustav Baur de Betaz*
20. *Gustav Baur, später de Betaz, damals Lungenpfeifer auf Dauerurlaub in Lindenfels, Leutnant bei den Braunschweiger Totenkopfmännern und heimlich verlobt mit Guste Lambert, Cousine von Tilly Fölix Nr. 17*

Lieber Manno: Bitte sage mir, ob Du diese Leute noch erkennen kannst. Wie hiessen die Mannheimer Kaufmannstöchter?

Und, als auch Luise Schmidt zum Kurgebrauch mit einer Tante nach Lindenfels kam, ergab sich für Karlo das herzzerreissende Dilemma: Hie Maria Fölix, hie Luise Schmidt. Der damals knapp 16-jährige Karlo entzog sich den Folgen durch die Flucht, die Flucht nach Frankfurt, wo er mit erlangtem Obersekunda-Zeugnis und ohne das Maturum abzuwarten als kaufmännischer Lehrling bei der Grossdrogenfirma FA. Büdingen eintrat. Unser Freund Georg Merck folgte ihm bald dorthin, in derselben Lehrlings-Stellung, und ich vermute, die Drogenfirma wurde von Georgs Vater als Lehrmeisterin für die beiden „Schwungs“ besonders ausgewählt. Karlo und Georg wohnten in Pension bei einem Frankfurter Lehrer namens Lenz in der Eschenheimer Landstrasse, und wenn sie an den Sonntagen zu Besuch nach Lindenfels oder Darmstadt kamen, dann ging es hoch her mit dem erzählen ihrer kaufmännischen Erlebnisse. So beispielsweise ein Dialog oder Trialog aus dem Geschäft: Der Prinzipal fragt „Karlo, was machst da?“ und Karlo antwortet: „Ich hole mir ein Gummibändche.“ „Du holst Dir ein Gummibändche“ und (erstaunt) „Er holt sich ein Gummibändche“ sind die nächsten Fragen oder Ausrufe. Dann weiter „Wir holen uns immer Gummibändcher“, und (der Prinzipal noch erstaunter) „Ihr holt Euch immer Gummibändcher“ und (der Prinzipal, niedergeschmettert) „Sie holen sich immer Gummibändcher.“ So lernt man konjungieren, sagte Karlo. Aber Karlo und Georg taten mehr. Sie holten sich auch allerlei Schnäpse und Süßigkeiten und ich kann nur hoffen, dass sie diese Sachen bezahlten und nicht rundwegs stahlen. Und einmal, da brachte der Karlo die Utensilien mit zur Anfertigung von Raketen und von Feuerwerk aller Art. Und weil damit eine gewisse Explosionsgefahr verbunden sein sollte, machten wir das Feuerwerk auf dem kleinen Tempel fertig, der die Wilhelmshöhe, das Lindenfelser Köpfchen, schmückte. Die drei Töchter des Jura-Professors Heinze aus Heidelberg, die mit der Mutter ebenfalls in Lindenfels zum Luftschnappen wohnten, halfen dabei. Schade! Als wir das Feuerwerk abbrennen wollten funktionierte die Sache nicht, und unsere verschiedenen Kurtisanen waren enttäuscht, aber wohl gleichzeitig froh, dass kein Unglück passierte. Ebenso die eingeladenen Eltern und darunter die hochdurchgeistigte Frau Professor Heinze geb. von Gastrow, die in der neuen Literatur gut Bescheid wusste und unseren Vater mit einem seiner späteren Lieblingsromane, der Ägyptischen Königstochter, bekannt machte. Die Professoren-Familie wurde übrigens späterhin zu gütigen Hausfreunden meines Bruders August, als er in Heidelberg studierte und (wie Willy Merck)

der dortigen vornehmen Blase der „Hamburgia“ angehörte. Die älteste der Heinze-Töchter war verlobt, und das keusche Erröten der Braut ist mir unvergesslich, wenn wir im Alt-Heidelberg Lied Scheffels zu der Strophe gelangten „Und kommt aus fernerem Süden, der Frühling in das Land, so webt er Dir aus Blüten ein duftig Brautgewand“. Ja, diese Scheffellieder! Aber am liebsten sangen wir die uns von Stedter angelernten Lieder vom Rodensteiner „Das war der Herr von Rodenstein“, der die zwei Dörfer Gersprenz und Reichelsheim vertrank, oder das Scheffellied von der Schlacht im Teutoburger Walde, „Als die Römer frech geworden.“ Bei diesem Lied durfte die Schwester Olga, damals neun Jahre alt, den eigenen Vater auf den Hintern hauen, zum allgemeinen Gaudi und namentlich zur Freude dieses ihres Vater, wenn die Strophe kam: „Nagelte ihn hinterwärts auf sein Corpus Juris.“ Klein Olga war der allgemeine Vorzug: Und ein lebhafteres, schlagfertigeres, wonnigeres Mädel von 9 Jahren lässt sich nicht denken. Erst durch die unerwartete Ankunft der Schwester Lili wurde sie abgesetzt.

Das bringt mich auf die Taufen und die Taufpaten der jüngeren Geschwister zu sprechen: Schwester Olga hatte deren viele, darunter Frau Marie Metzler und Elise Andreae in Frankfurt, Jugendgespielen der Mutter und Töchter von Tante Adele Lemmé, Tante Delly Müller, Tante Anna Merck und Emmy von Hahn; auch in der Wahl ihrer Patinnen war Olga besonders klug! Aber ein Tauffest wie das für den Nachkömmling Lili gefeierte, ja ein so glänzendes Tauffest hat weder Olga noch einer ihrer 5 Brüder veranlasst! Das war ein Fest! Die Patinnen der kleinen „Karoline“ waren Tante Lina Merck, Tante Caroline d’Orville, Melly Krafft, Anna Locher und die damals erst 16-jährige Friedrike Schenck, wohl als Vertreterin ihrer Ziehmutter, der guten Tante Else Schenck. Eine Unzahl von Taufgästen waren geladen. Die heilige Handlung wurde auch diesmal vom Divisionspfarrer Strack vorgenommen (denn wir gehörten ja zur Militärgemeinde, und wir zahlten keine Kirchensteuern), der nun den 7ten „blühenden Ölzweig“ ins heilige Wasser tunkte. Tante Dolly hatte dazu richtiges Jordanwasser mitgebracht, von einer vorhergehenden Palästinareise. Und es gab Sekt und Wein wie bei der Hochzeit von Kana, aber bessere Qualitäten wie damals. Unter den ulkischsten Rednern war Karl Locher, der sich in der Küche das Haushaltstagebuch der Köchin gestohlen hatte und allerlei witzige Fälschungen und Einträge vorlas: „Dem Herrn Rat sein Frackhemd mit Sternen gebiegelt, 23 Pfennig“, war einer der Einträge. Ich glaube, Schwester Lilis Taufe war das froheste Fest, das das alte liebe Elternhaus in der Casinostrasse 8 jemals gesehen hat.

Zum Wort Fest ist zu sagen, dass wir im Winter, an den Sonntagen, meist Tante Else mit Rikel Schenck, Tante Anna oder Onkel Max u. Tante Delly Müller

zu Gästen hatten. Beim Onkel wurde auf ein gutes Glas Wein besonderer Wert gelegt: Aber ich habe ihn einmal hereingelegt, als ich denselben Wein in verschiedenen Temperaturen einschenkte und bei dem kühleren Tropfen eine besondere Qualität vorlog. Tante Anna mischte sich stets in die Art des Bratentranchierens ein, und es kam dabei zuweilen zu harten Wortkämpfen zwischen Tante Anna und dem Vater, so insbesondere beim Tranchieren der spätherbstlichen Gans. O diese Gänse! Der Vater liebte sie heiss, und es kam ihn hart an, eine ganze Gans in den Mündern und Mägen seiner Progeny innerhalb weniger Minuten verschwinden zu sehen! Schon am Vormittag wurde ihm ein Teller mit Ganskartoffeln ins Büro gebracht Natürlich, wir Buben durften uns nicht – bei keinem Braten – selbst bedienen: Der Vater legte jedem sein Stück auf den Teller, – und ich glaube, ich bekam oft das beste und grösste Stück, weil ich ein so armseliger Junge war. Und dann – da waren die Gänsefett-Bröter, die der Vater und die wir Buben alle so sehr goutierten! Wo sind sie hingeschwunden, die sonntäglichen Gänsebraten, die die Adventszeit jeden Jahres verherrlichten, mit Gewichten von 18 oder 20 Pfund! Und als Nachspiel des Gansbratens kam, eines Abends, das Fest des Abnagens des Gans-Gerippes! Nur die nacktesten Knochen blieben, da übrig.

War Lilis Taufe das vergnügteste Fest, das die Casinostrasse Nr. 8 jemals gesehen hat, so war Lisa Mercks Verlobung und späterhin ihr Polterabendfest in den Räumen des Casinos das grossartigste Fest, das die Gesamtfamilie der Blutsgenossen jemals erlebt hat: Leider war ich dazu nicht eingeladen! Monatelang währten die Vorbereitungen, an denen unsere Mutter als Dichterin wesentlich beteiligt war. Louis Strecker, der Bräutigam, wurde zunächst angedichtet mit „Als in Dieburg kam zur Welt, der Louis Strecker, unser Held, an der Wiege standen da, die Frau Jus und Musica.“ Auch Tante Else dichtete, frei nach Homer, zum Hersagen durch die Locherstöchter und Olli: „Wer soll künftig unsre Spiele leiten oder uns zum Zauberer geleiten, wenn Du, Lisa, unsrer ganz vergisst.“ Mein Vater war übrigens – zunächst – mit Lisas Zusammenkommen mit Louis Strecker nicht einverstanden. Ich weiss nicht warum. Denn der von ihm angegebene Grund „Der Louis trinkt ja den Wein nicht pur, sondern mischt ihn mit Wasser“ kann nicht ausreichend gewesen sein; und der Vater war erbost auf Tante Else, die das Match angeblich gemacht hatte. Das Verlobungsessen in Jugenheim habe ich mitgemacht. Wir Kinder sassen irgendwo im Nebenzimmer. In den Esspausen, die mit Reden gefüllt waren, absentierte ich mich, um im Kahn auf dem See herumzugondeln, fiel aber dabei ins Wasser und musste von Lisa mit Kleidern von Willy Merck ausstaffiert werden, die mir natürlich viel zu gross waren. Mit Lisas Verheiratung war der lieblichste Reiz von „Tal-Mercks“

in Jugenheim auch für mich weggezogen. Meine fast alljährlichen Gastrollen bei Tante Anna Merck in Jugenheim erreichten ihr Ende.

Nein! Das kann nicht richtig sein! Ich war ja in Jugenheim anwesend, als Vetter Menes eines schönen Tages im Gehrock auftauchte, dann auf ein paar Stunden verschwand und dann seiner erstaunten Mutter – und alle Welt teilte ihr Erstaunen – lachend mitteilte, er habe sich soeben mit Elisabeth Rieger in Alsbach verlobt! Aber diese Verlobung fällt nicht ins Jahr 1882. Sie muss anno 1885 stattgefunden haben.

Damals war Vetter Menes für uns besonders interessant: Er hatte, im Garten, hinter Rheinstrasse 7, ein chemisches Versuchslaboratorium eingerichtet und er war einer der ersten Photographie-Dilettanten, die es in Darmstadt gab. Und neben dem Laboratorium standen die Käfige mit seinen Falken und Habichten und mit einem Uhu, den er auf der Krähenhütte benutzte. Als er sich aber, bei der Behandlung seiner Vögel, eine schwere Blutvergiftung zuzog, erreichte dieser für uns so interessante Sport sein Ende.

Photographieren! Ich glaube, ich bin zum ersten Male, zusammen mit meinen 5 Geschwistern, im Jahre 1881, kurz vor Lilis Geburt, von dem berühmten Photographen Backofen, Riedeselstrasse 39, photographiert worden. Das Resultat ist ein köstliches Bild, und es hängt, während ich schreibe, neben mir. Ich muss damals noch fleissig am Klavier gewesen sein, da ich mit Noten in der Hand davor sitze. Schwester Olga hat eine Puppe in den Händen, was auf das Herannahen der unterwegs befindlichen Schwester Lili hinweisen sollte – nach Vaters Absicht, der die Aufnahmen zu Mutters Überraschung machen liess.

Die Betrachtung des Bildes bringt mich auf den guten Schneidermeister Eichhorn, der unsere Bubennkleider anfertigte. Nicht nur damals! Nein, bis tief in meine amerikanische Zeit hinein sind alle meine Kleider und die meiner Brüder in Eichhorns Künstlerhänden entstanden. Herr Eichhorn wohnte nicht in Darmstadt, sondern in Zwingenberg, in der Bahnhofstrasse, etwa im sechsten Haus vom Bahnhof aus gerechnet. Nicht mein Vater hatte diesen billigen und zuverlässigen Landschneider entdeckt, sondern sein Freund Fritz von Hahn. Auch mein Vater wurde stets von Eichhorn „eingekleidet“. Natürlich, auf die Moden verstand sich Eichhorn nicht so gut wie mein Bruder August, dessen Künstlerhand ihm zuweilen beim Zuschneiden an die Schneiderhand ging. Eichhorn hatte die Gewohnheit, um seine Kunden zu Hause zu treffen, stets ausgerechnet zur Mittagsmahl-Zeit zu den Anproben zu kommen, sehr zu Vaters Ärger, der diese Störungen nicht liebte. Jedenfalls waren wir 5 Buben stets sauber und gut gekleidet, wohl etwas besser als unsere Durchschnittskameraden; und auch dadurch müssen wir der Lehrerschaft

des Gymnasiums angenehm aufgefallen sein. Ich erinnere mich kaum, dass ich von den älteren Brüdern ererbte Kleider oder Schuh hätte tragen müssen. Nur Vetter Willy Merck half mir gelegentlich durch Hergabe von ihm angetragener Jacken auf, darunter einer braunen Schossjacke mit weissen Streifen aus vorzüglichem Stoff, die ich noch als Student stolz bewegte. Wie dem auch sei: Die Schneiderrechnungen, die mein Vater alljährlich zu bezahlen hatte, müssen nicht gering gewesen sein, auch wenn Herr Eichhorn der billigste Schneider der ganzen Provinz Starkenburg war. Kinderreiche Familien sollten Vorzugspreise nicht nur in den Schulen, sie sollten sie auch bei den Schneidern und den Schustern geniessen!

Unser Schuster!!! Das war der Schuster Hambach, der in einem Hinterhaus der Casinostrasse 15 amtierte. Damals gab es keine Massenware von Salamander, Mercedes oder Chasalla-Schuhen. Alle Schuhe und Stiefel wurden vom Schuster nach Mass gemacht, und sie waren viel haltbarer als die heutige Massenware, dabei natürlich relativ viel teurer. Dass ein Schuhmachermeister dabei reich geworden wäre, ist nicht anzunehmen: Sie waren sprichwörtlich arm, waren so arm „wie ein Schuster“. Dass ich jemals hätte Schuhe oder Stiefel tragen müssen, die den älteren Brüdern zu eng geworden waren, ist mir nicht erinnerlich, aber nicht unwahrscheinlich.

Aber ich muss noch ein paar Lindenfelsiana nachtragen: Auf einer Leiterwagenparthie nach dem Rodenstein, ums Jahr 1883, war Mariechen Blank, die Tochter des Direktors der Präparandenanstalt in Lindenfels (jetzige Bürgermeisterei) und spätere Frau Pfarrer Junker, von meinen Eltern mitgenommen worden. Ich war ein junger Dachs, und renommierte ihr beim Abendessen und Abendtrinken in Reichelsheim, im Gasthof zum Engel (wo wir regelmässig einkehrten und zwar im Gartenhaus der Wirtschaft), von den Mengen von Spirituosen vor, die ich vertilgen könne. Mariechen Blank und ich sassen, auf der Rückfahrt, ganz hinten im Leiterwagen, und es begab sich, dass mein müder Kopf in ihrem Schoss fiel und es begab sich außerdem, dass aus dem Mund meines Kopfes, durch den schütternden Leiterwagen angeregt, ein Strom unverdauten Alkohols auf Mariechens rosarotes Sommerkleidchen ergoss. Das war das Ende der beiderseitigen Liebe; und es war vergebens, daß meine Mutter das Kleid in die Kunstwäsche nach Darmstadt schickte: Der rosarote Schoss war hellweisslich gebeizt worden.

Von Gesellschaftsspielen in Lindenfels ist mir insb. das Croquet erinnerlich, dem wir im sogenannten Bosket nachgingen. Und eines Tages, als ich nach einem gutgelückten Treffer voll Freude mit meinem Croquetschläger auf einen der dort stehenden Gartentische schlug, purzelte, von dem Donnerschlag erschreckt,

ein Eichhörnchen auf den Tisch herunter! Ich war nicht rasch genug, es zu greifen und es, wie es die anderen Lindenfelser Lausbuben taten, in einen Käfig zu stecken. Ein Eichhörnchen im Käfig, das ist auch heute noch der Ehrgeiz eines Lindenfelser Schuljungen; und wenn sich gar im Käfig ein Rad findet, in dem das Eichhörnchen herumläuft, – das ist die Höhe der Gefühle!

Wir Buben kletterten viel in der Burgruine herum; und wer es fertig brachte, aus dem Erker des alten Kaplanzimmers heraus und auf die alte Kapelle zu klettern, ohne schwindlig zu werden, der hatte eine Art von Alpinisten-Examen zurückgelegt.

Alpinisten! Wie beneideten wir Schencken-Buben unsere Schulfreunde, die von den liehen Eltern nach der Schweiz, nach dem Schwarzwald oder dem Harz mitgenommen wurden, während wir immer und immer auf Lindenfels angewiesen waren! Aber da war nichts zu machen: Die Familie war zu gross für gemeinsame Schweizerreisen; und den Eltern ging keine Landschaft über die Lindenfelser! Nur Karlo ward, nach seinem Augenunglück, zweimal mit der gleichfalls erholungsbedürftigen Mutter nach Reifenberg am Feldberg geschickt. Und ich? Meine Extratouren waren auf Wimpfen, Jugenheim und Offenbach beschränkt. Nie kam es zu einer Rheinparthie. Und bei den von Darmstadt aus gemachten Exkursionen wurde zu unserem Bedauern niemals eingekehrt, – nicht auf der Ludwigshöhe, nicht auf der Fasanerie, nicht auf dem Einsiedel, nicht auf dem Frankenstein. Nur wenn wir vom Vater auf eine Advokatenfahrt in den Odenwald mit genommen wurden, waren die Aussichten besser: So erinnere ich mich einer Landparthie nach Oberkreuzsteinach und einer Fahrt nach Mörlenbach von der wir, zum Entsetzen unserer Mutter, unseren ersten Familienhund, den Rattenpinscher Schnuckes, mit nach Darmstadt brachten. Der Schnuckes stammte von derselben Hofreithe, die Afel als angehender Landwirt ums Haar gekauft hätte.

Der Vater machte nahezu täglich einen Sonderspaziergang in die sogenannte Darmstädter Tanne, und er liebte es, dabei von einem seiner Söhne begleitet zu werden. Aber beim Ruf „Freiwillige vor“ versagten die Söhne und insbesondere mein ältester Bruder August. Der Gang in die Tanne war eine vom Grossvater Schenck übernommene Gewohnheit: Noch nach seiner Pensionierung im Jahre 1865 wandelte der Grossvater (das habe ich nicht gesehen, sondern mein Vater erzählte es) fast täglich in die Tanne und dort nach dem Gehaborner Hof, dessen Verwaltung er auf Wunsch des Grossherzogs beibehalten hatte. Und in der Tanne lagen zwei Kiefernanbauversuchsflächen, die eine aus Saat, die andere aus Pflanzungen entstanden, in denen die Grossväterliche Oberforst- und Domänendirektion in den 60-er Jahren

die Vorzüge dieser Anbauverfahren zu vergleichen suchte. Die Parallelbepflanzungen lagen da, wo heute der Darmstädter Hauptbahnhof liegt.

Von den Familienereignissen habe ich nachzutragen, dass Vaters Schwester Mina Schenck, die sich bei der Pflege des Grossvaters zu viel zugemutet hatte und gegen deren Herzkrankheit ein längerer Kuraufenthalt über einen Kuhstall (!!) nichts geholfen hatte, im gleichen Jahr 1879 starb, das unseren Grandpapa Alewyn wegnahm. Kurz vor Tante Minas Tod wurde ich tüchtig ausgescholten, als ich ihr bei einem Besuch mein kindliches Erstaunen über ihren Kräftezerfall durch den Ausruf „Aber Tante Mina, Du siehst ja so krank aus“ zu erkennen gab. Nun war Tante Else allein mit der Rikel, aber wir Buben frequentierten das vereinsamte Anwesen in der Rheinstrasse 33 nach wie vor, tollten mit der Rikel im Hof und Garten, lernten französisch und englisch mit ihr und von ihr, und waren entzückt von ihrem Schauspielertalent, das sie in einem französischen Stück gelegentlich einer Aufführung in der Lanz'schen Mädchenschule zeigte. Ich war schon so weit in der französischen Sprache, dass ich Rikeles „Merçi, merçi mille fois merçi“ verstehen konnte! Donnerwetter! Auch Jeanne Schenck und Ernst Schenck kamen ab und zu zu Besuch von Antwerpen aus zu Tante Else nach Darmstadt; und Ernst imponierte uns auf Weihnachten kolossal, als er eine ungeschälte Orange wie einen ungeschälten Apfel ass und als er sich beim Schlafengehen vor sein Bett stellte und sagte: „Steh ich in finstrer Mitternacht vor einem Bett, das nicht gemacht, so denk ich Himmelsapperment wie faul doch heut die Weibsleut sind.“ Lisl Schenck war damals bzw. war nach dem Schiffbruch des Vaters bei ihrer Großmutter, der Tante Friederike Schenck geb. Müller und bei ihrem Onkel, dem unverheirateten Pfarrer Friedrich W. Schenck in Babenhausen untergebracht. Tante Friederike kam ab und zu nach Darmstadt: Sehr einfach, fein, lieb, in einem altmodischen Shawl gekleidet und noch immer mit dem Liebreiz, den auch das Bild Seite 42 in der „Geschichte der Familie Schenck“ ausweist.

Tante Else und Rikel kamen damals selten oder nie nach Lindenfels. Die dortigen Unterkunftsmöglichkeiten waren zu beschränkt. Denn die Gasthaltereien Odenwald und Hessisches Haus gewährten kein Quartier, sondern nur Mahlzeiten an die sogenannten Kurgäste. Allerdings, das Gasthaus zur Harfe (Hechler) machte eine Ausnahme von dieser Regel. Aber dort verkehrten wir nicht.

Tante Caroline d'Orville wohnte aber wochenweise in Lindenfels, um mit uns zusammen zu sein, und zwar bald im katholischen Pfarrhaus, bald bei Ex-Brigadier Greinert, dem damaligen Eigentümer des Elfenbeinschnitzer Meisinger'schen Haus. Das waren die besten Logierzimmer in Lindenfels, neben den vermietbaren Zim-

mern im Hause des Rentamtmanns, in denen Onkel Fritz und Tante Elise Schenck meines Erinnerns abstellten.

Dass wir vom Jahre 1877 an bis zur Erbauung der Villa Schenck die Mittagsmahlzeit nicht mehr im Odenwald bei Lannert, sondern im Hessischen Haus bei Rauch einnahmen, habe ich wohl schon erwähnt. Das „Speisezimmer“ war ein hölzernes Gartenhaus, das an der Stelle des jetzigen fürstlichen Steingebäudes stand. Die alte Mutter Rauch kochte, die Töchter Marie und Babette und der Sohn Philipp servierten; und der Weg von der Küche über die Burgstrasse hinüber nach dem Gartenhaus war etwas lang für den Wirt sowohl als für die Gäste. Die Mahlzeiten, mit zwei täglichen Fleischgängen und Süssspeise, waren äusserst reichlich, und so konnten wir Buben denn nicht hungern, obwohl der Nachmittagskaffee in Lindenfels ausfiel, und das Abendbrot in einfachster alter Kürze da verabreicht wurde, wo die Eltern logierten. In den Jahren 1883 – 1885 logierten sie im Gasthaus zur Post, bei Hofmann. In den vorhergehenden Jahren bald da, bald dort in den „Präparandenzimmern“ irgend eines Lindenfelser Hausbesitzers. Es war unmöglich, die ganze Familie in einem einzigen Haus unterzubringen.

Die alljährlichen Übersiedelungen nach Lindenfels waren nicht einfach: ein Leiterwagen (Strohmenger) mit Plandecke nahm auf, was die gute Mutter für ihre grosse Familie einschliesslich der Wickelkinder brauchte, – also Bettstellen, Wiegen, Kochgeschirre, Kleider für alle, Essvorräte, Schulbücher usw. usw. Wahrhaftig: Unsere Matter hatte an alles zu denken einschliesslich der Bedürfnisse des Vaters, die ebenfalls auf Wochen hinaus vorbereitet und vorbesorgt werden mussten. Und wenn alles gut ging, kam der vollgepackte Leiterwagen ohne Regen innerhalb 24 Stunden in Lindenfels an, – und wir auch! Und dann musste ihn die Mutter verstauen.

Wir Buben gingen oft zu Fuss nach Lindenfels statt mit der Pferdepost zu fahren, die für die Fahrt von Bensheim nach Lindenfels drei Stunden brauchte, also genau so viel, wie der Fussgänger über Knoden benötigte. Unser Vater hat es oft so gemacht: Er fuhr mit der Pferdepost bis oberhalb Reichenbach, ging dann zu Fuss über die Hohenstein und erreichte den Postwagen im Wiesental kurz vor Kolmbach. Die Welt war damals besser zu Fuss als heutzutage: Der Winterkaster Buttermann fand es selbstverständlich, dass er mit seiner Butterkate auf dem Buckel nach Darmstadt, hin und zurück zu Fuß ging, und niemand erstaunte sich über diese Leistung. Heute ist das anders: Von der jetzt lebenden Generation der Lindenfelser marschiert keiner zu Fuss nach Bensheim und zurück, um die Kosten der Autofahrt zu sparen. Übrigens war auch das Fahren der Pferdepost, ein oder zweimal täglich, nach Bensheim und zurück, eine Leistung für Kutscher sowohl als für die Pferde! Postfuhrman

war der alte Pfeifer, Vater von Adam Pfeifer in der Poststrasse. Der war gleichzeitig der grösste Grundbesitzer von Lindenfels: Seine 6 bis 8 Pferde wollten gefüttert sein, und der Postkontrakt mit der Reichspost, den Pfeifer abgeschlossen hatte, war lukrativ. Die steilen Strecken der Bensheimer Chaussee wurden dreispännig befahren, mit Pferdewechsel bei Hechler, im untersten Haus von Reichenbach. Die Postwagen waren altmodisch schwer: Innen im Kasten 6 Sitze, vis-à-vis, und oben auf dem Kutschenbock 5 Sitze ohne Regenschutz. Um die Jahrhundertwende gab es auch eine Pferdepostverbindung nach Reichelsheim, mit altmodisch-gelbem Postwagen und einem Kutscher, der das Posthorn blasen konnte. Diese Kunst haben die „Postpfeifers" trotz ihres musikalischen Namens nie selbst ausgeübt.

Aber nun muss ich auch einmal von meiner Vaterstadt Darmstadt, von der Haupt- und Residenzstadt des Grossherzogtums Hessen erzählen. Was gab es da alles in meiner Gymnasiastenzeit, und was gab es nicht? Nehmen wir die vornehme Rheinstrasse vor: Die alte Haupttorwache an der Landgraf-Philipp-Allee, von der unser Vater zu erzählen pflegte, war längst aufgegeben; da war kein Tor, und da war keine militärische Wache, die beim Herannahen von Fürsten oder von Halunken in Tätigkeit trat. Aber da war, an der Ecke der Zigarrenladen der Tabakfirma Wenck, der der ganze Häuser- und Gartenkomplex bis zur Bleichstrasse herunter gehörte. Einige von uns pflegten sich dort mit Zigaretten zu versorgen. Dass unsere Tauben es vorzogen, von der Casinostrasse auszuwandern und sich den Wenckschen Tauben anzuschliessen, habe ich wohl schon erzählt. Dort wurden die Tauben jedenfalls besser gefüttert als bei uns Buben. Denn Wenck war reich, steinreich, so reich, dass sich seine Frau sogar die Salonstühle beim Vergolder Sonntal hätte vergolden lassen, wenn der alte Wenck die Bestellung nicht mit dem Einwurf „Herr Sonntal, vergolden Sie aber auch den Arsch meiner Frau" rückgängig gemacht hätte. Ausser dem Wenckschen Laden war, auf der Nordseite der Rheinstrasse, kein weiteres Ladengeschäft zu sehen, bis hinauf zum Eck der Grafenstrasse, wo die Kolonialwarenfirma Kriegk, deren Söhne kurze Gastrollen im Gymnasium gaben, ihres Amtes waltete, und bis zur Engelapotheke Emanuel Mercks, damals in Rheinstrasse 7 untergebracht. Im Hinterhaus waren Mercksche Lager, und im Garten war das neuerrichtete chemische Versuchslaboratorium unseres lieben Vetters Menes Merck, das wir Buben oft besuchten, aber nicht aus chemischen, sondern aus zoologischen Gründen: Denn Menes hatte ein paar Käfige mit Jagdfalken und Habichten und da war auch ein Uhu, den er auf der Krähenhütte benutzte; und da war ein Hund, den er aus der Kreuzung eines Dackel mit einer Setterhündin gezogen hatte: 100 cm lang, 30 cm hoch, und der Bauch schleifte an der Erde.

Also in der Rheinstrasse waren, auf der Nordseite, drei Ladengeschäfte. Alle anderen Gelasse waren Wohnräume.

Und wie war es auf der Südseite der Rheinstrasse?

Beginnen wir beim Residenzschloss: Das Eckhaus, unmittelbar gegenüber dem Schloss, wurde von dem Drehermeister Faix mit grossen Schauläden eingenommen, vor denen wir Kinder bewundernd standen: Denn da gab es alle Spielwaren aus aller Herren Länder in Perfektion zu sehen, Dobsche, Glicker, Pfeifen, Theaterpuppen und Puppentheater, Kasperle und Kasperletheater, zoologische Gärten mit allem Getiers, Fangbälle und Fangreifen und Pistolen und Gewehre und Feuerwerkskörper. Ohne Zweifel, der schönste Laden Darmstadts war der Faixischa!

Ein paar Nummern weiter nach Westen, Rheinstrasse 6, war Bergsträssers Hofbuchhandlung, aus der wir unsere Schulbücher zu Vorzugspreisen bezogen: Das war die angesehenste Buchhandlung der Residenz. Dann, ja dann kam auf der Südseite kein Ladengeschäft, bis man über die Grafenstrasse hinüber zu Prassels Laden, Rheinstrasse 14, gelangte. Da führte eine Freitreppe zum Erdgeschoss, in welchem Kaffee und Thee und Cacao usw. verkauft wurden. Und dann weiter westlich, kam der Clou der Bonvivants von Darmstadt, beispielsweise des unverheirateten Generaladjutanten des Grossherzogs, Oberst Karl von Küchler, der in dem Clou alltäglich seinen Kaffee trank und im Sommer grössere Töpfe mit Speiseeis konsumierte: Der Clou schrieb sich Eichbergs Konditorei. Das Trottoir, vor dem Laden, war in ein offenes Gewächshaus verwandelt, in dem die Geniesser bei gutem Wetter sassen. Das Gewächshaus bildete aber kein Verkehrshindernis. Denn – die Rheinstrasse war zwar die breiteste, aber auch die verkehrsloseste Strasse Darmstadts, von der der Dichter so schön sagte: „So lang und breit die Rheinstrasse ist, es wimmelt drauf ein Accessist“, d. h. ein Referendar, der seine sonstige Darmstädter Musestunden bei einer der vielen Behörden oder bei einem Anwalt verträumte. Und – die Leere der Rheinstrasse war damals um so klaffender, als der Schmuck der einsäumenden Allee Lindenbäume fehlte.

So war also das „Leben“ und der Zustand in der Galastrasse Darmstadts. Zum Leben gehören allerdings auch die Banken. Von diesen, die sich äusserlich nicht von Privatwohnungen unterschieden, gab es zwei Etablissements in der Rheinstraße: Das waren die Bankhäuser Reichenbach, Rheinstrasse 29, und Wolfskehl, Rheinstrasse 32. In beiden Häusern wechselten wir zuweilen, in Vaters Auftrag, die von ihm abgeschnittenen Coupons der Aktien und der Obligationen ein, die er in seinem Kassaschrank verwahrte. Und um es nicht zu vergessen: Im Hof und Hinterhaus von Rheinstrasse 28 betrieb Herz Bodenheimer ein grosses Landesproduktengeschäft.

Die Bodenheimers waren besonders strenggläubige Juden, und der Sohn der Bodenheimer, der mit Bruder August in dieselbe Gymnasialklasse ging, liess sich an jedem Sonnabend, dem Schawes, die Schulbücher von der christlichen Magd ins Gymnasium tragen, weil ihm selber das Lasttragen verboten war.

Die Neckarstrasse machte einen genau so leeren Eindruck, damals, wie die Rheinstrasse. Auch hier wohnte die Gentry der Stadt, als da sind die Dalwigks, die President Kempffs, die Max Biegers, die von Selzams, die Ministerialrat Kaups usw. usw. Und Ecke der Elisabethenstrasse war die große Weinhandlung Gutmann, mit deren Sohn Alfred ich die Vorschule besucht hatte. Ecke der Waldstrasse war die Privatwohnung und waren die Amtsräume des Grossherzoglichen Staatsministers Freiherrn von Starck, nebst Ballsaal und Garten. Adalbert von Starck, der jüngste Sohn, wurde bereits als Freund meines Bruders August genannt. Und … hart daneben, in dem anderen Eckhaus der Waldstrasse, befand sich das Hofmännische Mädcheninstitut, und da wohnten im dritten Stock die Hofprediger Greins, mit deren Söhnen erster Ehe, dem Ernst und dem Friedel, wir alle befreundet waren. Meine erste Frau, Adele Bopp, ging hier in die Schule. Aber damals, damals kannte ich sie kaum; sie war ja 6 Jahre jünger als ich, und zur Poussage eines Gymnasiasten schon wegen dieses Altersunterschieds vollkommen ungeeignet.

In der Peter Gemeindestrasse, damals Wilhelminenstrasse, gab es mehrere Läden: Nr. 5 war Posamentier Schmidt, die allgemeine Austauschstelle für unbenutzte abonnierte Theaterplätze; Nr. 7 war das Tafelsilber-Geschäft von Victor; Nr. 21 war der von der Erbgrossherzogin gegründete Alice-Basar, in welchem Handarbeiten verarmter Damen an den Mann oder an die Frau gebracht wurden; Nr. 19 war eine Bücherei, deren trottelige Söhne das Gymnasium zu besuchen versuchten. Aber das interessanteste für uns Buben war das von den Hornmannschen Läden eingenommene Eckhaus der Elisabethenstrasse. Nicht als ob wir uns für den dort angebotenen Allerweltswarenschund begeistert hätten! Nein! Aber an dieser Ecke standen wir, die mehr oder weniger verliebten Gymnasiasten unentwegt, um die ebenso mehr oder weniger verliebten Mädels abzufangen, die in der sogenannten Victoriaschule, einem städtischen Schuletablissement, in nächster Nähe ausgebildet wurden. Und noch eins! An dieser Ecke kam, täglich kurz nach 12 Uhr, die entzückend schöne Grossherzogstochter Alix, die spätere Russische Czarina, in Begleitung ihrer Hofdame vorbeispaziert; und wir Buben eilten uns, nach Gymnasialschluss um 12 Uhr, um vor dieser Prinzessin einen allerdevotesten Hut abziehenden Hofdiener zu machen. Dass sie diese Reverenzen besonders freundlich erwidert hätte, kann ich nicht behaupten.

Unsere Grossherzöge! Meine Ahnen hatten ihnen und ihre Vorfahren, wie unsere gedruckte Familiengeschichte erzählt, vom Jahre 1610 an unentwegt als Münzwart, als Pfarrer, als Forstmeister, als Amtmann, als Hofrat, als Excellenz und Präsident des höchsten Gerichtshofs, als Präsident der Ober- Forst- und Domänen Direktion und als Ministerialsekretär und Stabsauditeur treulich gedient: Meine Generation ist seit 300 Jahren die erste, die nicht direkt und unmittelbar im Dienst der Landgrafen bzw. Grossherzöge von Hessen und bei Rhein steht oder gestanden hat. Aber das Zusammengehörigkeitsgefühl ist mir, trotz allem und trotz meiner langen Amerikazeit, bis ins Greisenalter hinein geblieben.

Ludwig III, der kinderlos und in seinen alten Tagen mit der Tänzerin Appel morganatisch vermählt war, wohnte im immer im Residenzschloss. Ich erinnere mich nicht an ihn. Aber sein jüngster Bruder, Prinz Alexander von Hessen, dessen Nachfahren sich Prinzen von Battenberg nannten, ist mir in guter Erinnerung als der Typ eines vornehmen Kavaliers. Noch heute sehe ich ihn, gemessenen Schrittes, in auffallend schmalen Schuhen, quer über die Rheinstrasse, in der Nähe seines Palais gehen, das unmittelbar neben der Post an der Balkon-geschmückten Ecke des Adolf Hitlerplatzes lag. Und unvergesslich ist mir der jubelnde Empfang, den wir Gymnasiasten seinem Sohn, dem ersten Fürsten von Bulgarien, bereiteten, als er nach seiner Absetzung und Vertreibung in der Uniform eines 24ten Dragoners auf dem Main-Neckarbahnhof (heute Jakob Sprengerhaus) ankam. Und abends im Theater, als man den Waffenschmied gab, und als der Bariton Eilers ein paar Verse improvisierte:

Vom Fürsten, dem durch Lug und Trug
Ein böser Geist den Thron zerschlug;
Doch es lebt noch immer der Waffenschmied
Der da Gute belohnt und das Böse sieht,
Und Lug und Trug muss zerbrechen
Und das Böse am Bösen sich rächen

oder so ähnlich war es. Da kannte unsere Begeisterung keine Grenzen. Am liebsten wären wir alle Bulgaren geworden, und hätten unseren Battenberger wieder eingesetzt und seinen Gegner, den russischen Czaren, vom Thron heruntergerissen. Aber es kam anders. Und 10 Jahre später glänzte das „N“ des russischen Czaren auf den Achselstücken desselben 24ten Darmstädter Dragonerregiments, dem der vom russischen Czaren abgesetzte Fürst angehört hatte. Dass dieser Fürst nichts Eiligeres zu

tun hatte als sich in die Sängerin Leusinger zu verlieben und sie mit Onkel und Tante Max Müller als Trauzeugen in Mentone zu heiraten, habe ich schon erzählt. Die Enttäuschung der Darmstädter über diese Messalliance war ungeheuer. Der Fürst liess sich vom Kaiser von Östreich, dem Freund seines Vaters, zum Brigadegeneral ernennen und starb als solcher in seiner Garnison Graz.

Ludwig III muß ums Jahr 1877 herum gestorben sein. Wir Gymnasiasten standen auf dem Paradeplatz Spalier, als die Leichenkortège unter den Klängen von Meyerbeers Trauermarsch vorbeizog. Ludwig IV, sein Nachfolger, war der Sohn des Prinzen Karl von Hessen, des zweiten Bruders des Großherzogs, der in der Wilhelminenstraße 34, gewohnt hatte und im Jahr 1877 gestorben war. Seine Frau Alice, Tochter der Königin Victoria von England und Schwester der Kronprinzessin von Preußen, starb früh im Jahre 1878, bei der großen Darmstädter Diphteritis-Epidemie. Sie hatte ihrem Gatten 5 Kinder hinterlassen. Das waren: Großherzog Ernst Ludwig, geboren 1868, die Prinzessin Victoria (verheiratet 1884 mit ihrem Onkel, dem Prinzen Ludwig von Battenberg, der als Admiral in englischem Dienst stand und später, im Weltkrieg, Lord Mountbatten getauft wurde; die Prinzessin Elisabeth, verheiratet 1884 mit dem fürchterlichen Großfürsten Sergius von Rußland, der auf die Hochzeitsreise zum Entsetzen der Darmstädter, zwei Mätressen mitnahm. Die Prinzessin Irene, verh.1888 mit dem Bruder des Kaisers, Grossadmiral Prinz Heinrich von Preussen, Inhaber meines Darmstädter Artillerieregiments und dort oft zu Gast und der erste deutsche Prinz. Der die Fliegerprüfung (auf dem Griesheimer Exerzierplatz, den er dreimal umfliegen musste) ablegte; und endlich die Prinzessin Alix, von der ich weiter oben bereits gesprochen habe. Alle Prinzessinnen waren gesellschaftlich ungewandt und ungelenk, ganz anders wie ihre Mutter, die sich in ihrer Erbgrossherzoginnenzeit um Darmstadt wirklich unvergängliche Verdienste erworben hatte. Die hohen Herrschaften wohnten im Neuen Palais, nahe der katholischen Kirche, das die Königin Victoria von England im Darmstädter botanischen Garten, nach Windsor-Mustern, hatte erbauen lassen. Auch nach dem Tode ihrer Tochter war diese Königin öfters in Darmstadt zu Gast: Da sah man sie, ein Fettklumpen, den der Leibdiener Brown in einen kleinen Ponywagen hineingehoben hatte, die Sandstrasse herunter und die Hügelstrasse wieder herauffahren. Ihr Einfluss auf die Großherzogl. Familie war gross: Sie wurde mehr englisch als deutsch erzogen. Und Darmstadt selbst genoss den Vorzug, dass viele reiche Engländer ihre Söhne und Töchter zur Erziehung nach Darmstadt sandten. Einige dieser Jünglinge lebten bei meinem Onkel Oberstleutnant Ferdinand von Hessert, Gatten von Tante Luise geb. Schenck und Schwager von Tante Mex Schenck, zusammen mit deren drei Söhnen

Franz, Fritz und Wilhelm von Hessert im Hessertschen Hause Theodor Fritschstrasse 28. O diese jungen Engländer! Ich sehe sie noch heute mit Riesenschritten und mit wagrecht gehaltenen Riesenspazierstöcken durch die Strassen bummeln oder auf Riesen-Zweirädern nach der Tanne fahren! Dass ich einer der jungen Engländerinnen meine englischen Sprachkenntnisse und damit meine ganze amerikanische Zielsetzung verdanke, will ich später berichten. – Die Engländer nannten wir die „beefs", und mein Bruder August, der sich englisch zu kleiden und englisch zu gehen suchte, wurde von uns als Beef verulkt. Viele der jungen Engländer waren zum Verkehr bei „Grosssherzogs" zugelassen, ein Vorzug, dessen sich die Darmstädter Jugend weniger erfreute. Allerdings, – da waren die beiden netten Westerwellersbuben, Söhne des Generaladjutanten, unsere Spielkameraden, und da waren die beiden Greins-Buben, der Ernst und der Friedel Grein, die zuweilen zu Grossherzogs befohlen wurden; und Karl und Willy von Schenck wurden zu Kindertheatervorstellungen herbeigeholt.

Dass die Kindergesellschaften bei „Grossherzogs" besonders amüsant waren, glaube ich nicht annehmen zu können: Denn unsere Freunde haben uns nie erzählt, was es dort zu sehen, zu hören oder gar zu essen gab. Aus Bescheidenheit haben sie das wohl nicht zu erzählen versäumt.

Und eines Tags ereignete sich etwas Unerhörtes: Die Erbgrossherzogin, Prinzessin Alice von England, hatte ein Fussball-Match der in Darmstadt gastierenden jungen Engländer auf dem Exerzierplatz arrangiert, in der Hoffnung, die Darmstädter Mütter und deren Sprossen für dieses Spiel interessieren zu können. Der Erfolg der Bemühungen war vernichtend: Denn einer der jungen Engländer brach bei dem Spiel ein Bein, und derartig rohe und gefährliche Spiele waren der Darmstädter Jugend und deren Müttern nicht zuzumuten.

Unter der hoffähigen Jugend unserer Bekanntschaft ist etwas Wichtiges nachzutragen! Da war ja auch Leopold von Werner dabei, mit dem ich als kleiner Junge befreundet war, und den ich öfter in der Wohnung seiner Eltern, Wilhelminenplatz 14 im ersten Stock, ums Jahr 1876 herum besuchte. Leo ging, weil er stets kränklich war, nicht in die Schule. Seine Mutter Bertha von Lemmé, war eine geborene Freiin von Schäffer-Bernstein, Enkelin von Adolf d'Orville, und dadurch eine entfernte Verwandte meiner Mutter. Leos Vater war Regierungsrat oder Ministerialrat, und ausserdem – wie es schon der Grossvater gewesen war, grossherzoglicher Oberhofzeremonienmeister, zu dessen wichtigsten Obliegenheiten die Kontrolle der Tischordnung bei den Galadinners des Grossherzoglichen Hofs gehörte. Das war ein – in seinen Augen – hochwichtiges Amt, so wichtig, dass er steif wie ein Stecken durch

die Strassen zu ziehen pflegte, als wäre er der Grossherzog selbst. Er war riesenlang und dünn, und der Darmstädter Witz nannte ihn daher „der Gummibaum“, während Leopold mit „der Ableger“ bezeichnet wurde. Frau von Werner war klein von Gestalt, und wenn das Ehepaar zusammen auftrat, so wirkte die Verschiedenheit ihrer Längen geradezu komisch. In Offenbach hätte meine Mutter, bzw. meine Eltern, mit den von Werners zweifelsohne intim verkehrt: Aber in der Residenz ging das nicht an. Und so kommt es, dass ich Frau von Werner nicht erwähnte, als ich auf Seite l4 [Seite 37/38][1] von den Darmstädter Freundinnen meiner Mutter erzählte. Kurz und gut, – auch Leopold von Werner gehörte zur Hofgesellschaft, und wäre der Grossherzog nicht abgesetzt worden, Leo von Werner wäre heute Kraft Erbrechts sein Oberhofzeremonienmeister. Statt dessen wurde er späterhin, auf der Hochschule in Giessen und Jahrzehntelang in Darmstadt mein treuer Freund, an den ich noch heute täglich beim Aufziehen der Schwarzwälder Kuckucksuhr denke, die er mir als Hochzeitsgeschenk verehrte. Ich werde noch oft von ihm und seiner unwandelbaren Anhänglichkeit zu erzählen haben.

Zur Darmstädter Hofgesellschaft haben wir Schencks niemals gehört, – und auch die Schleiermachers taten es nicht zu einer Zeit, als Ernst Schleiermacher, Bruder meines Ur-urgrossvaters, d. Leibmedicus Carl Chr. H. Schleiermacher, als grossherzoglicher Kabinettssekretär in Darmstadt eine hervorragende Rolle spielte. Und mein Vater hat uns Kindern, als traditionelles Familienprinzip, stets den Spruch vorgehalten:

„Drang‘ Dich nicht zu Deinem Fürst,
Wenn Du nicht gerufen wirst.“

Dagegen waren in Darmstadt hoffähig, d. h. fähig, zu dem grossen alljährlichen Hofball eingeladen zu werden

1. Die Darmstädter Minister (Staatsminister, Justizminister, Finanzminister) mit ihren Frauen und Kindern, einerlei, ob sie adelig waren oder nicht.
2. Die Familie des Leibarztes Sr. Kgl. Hoheit, unseres guten Freundes Dr. Karl Eigenbrodt, Vaters meiner lieben Freundin Rosalie Eigenbrodt.
3. Die Ministerialräte, ohne Frauen, wenn diese nicht zufällig von adeliger Geburt waren.
4. Sämmtliche Offiziere sämmtlicher Darmstädter Regimenter und deren Frauen, wenn letztere adelig geboren waren.

1 Die Seitenverweise aus der Originalfassung sind als aktualisierte Seitenzahlen in eckigen Klammern angegeben (d. Hrsg.)

Die Offiziere! Nach der Niederlage Hessens im Jahre 1866 waren unsere Darmstädter Garde-Regimenter preussisch geworden. Der Grossherzog konnte keinen ihrer Offiziere ernennen, und es ist charakteristisch, dass zwar ein paar Offiziere dieser Regimenter, aber niemals ein Regimentskommandör ein Hesse war. Der preussische Adel und Hochadel war stark darin vertreten. Aber – die Regimentsnamen waren geblieben, was sie waren, – Erstes Großherzoglich Hessisches-Leibgarde-Infanterie-Regiment in der Alexanderstrasse, Erstes Grossherzoglich Hessisches Garde-Dragoner-Regiment (weisse Dragoner), beide Regimenter in meiner Jugend zusammen in der Kaserne am Marienplatz 7, – und der Volkswitz wusste nicht zu sagen, ob das Leib- oder ob das Garde-Regiment dem Grossherzoglichen Leib näher stehe. Und dann war da, das von einem Oberst Hahn gegründete „Grossherzoglich Hessische Artilleriekorps", mit Gardelitzen an den Rockkrägen, in dem mein Bruder August, Georg Merck und ich selbst längere Gastrollen gaben, und dem unsere angeheirateten lieben Vettern Karl Locher und Carlo von Hahn aktiv angehörten: Die Hahns wurden vom Grossherzog geadelt, als das Artilleriekorps sein hundertjähriges Jubiläum feierte! Das muss ums Jahr 1888 herum gewesen sein.

Und wer war der letzte Adelige, den ein Grossherzog von Hessen jemals aus den Tiefen des Bürgertums herausgehoben hat? Das war im Jahr 1917 Hirsch in Frankfurt, Schwiegersohn des Lederfabrikanten Meyer in Offenbach, der zu irgend einer den Grossherzog interessierenden Sache 50.000 Mark beigesteuert hatte. So nannte denn der Darmstädter Spötter den Herrn von Hirsch „den letzten Ritter"; und die von Hahns waren in guter Gesellschaft.

Zum Chef und Inhaber des Leibdragoner-Regiments hatte der Grossherzog seinen Schwager, Se. Majestät Kaiser Nikolaus II von Russland ernannt; und seine beiden Schwäger Prinz Heinrich von Preussen und Prinz Ludwig von Battenberg hatte er à la suite meines Artillerieregiments gestellt. Dazu war er durch den Militär-Vertrag mit Preussen berechtigt. Und er konnte ebenso seinen Kunstfreund, den Freiherrn Max von Heyl, etappenweise vom pension. Major zum Generalmajor à la suite aufsteigen lassen, um zu vermeiden, dass dieser Mäzen bei den Hoffesten untenan zu den Stabsoffizieren gesetzt werden musste. Als aber der Grossherzog, auf Grund seiner Uniform-Vorrechte, ums Jahr 1886 herum die schwarzen Offiziersmäntel durch hellgraue ersetzte – wie es später allgemein geschah – wurde den Offizieren das Tragen dieser Mäntel durch den preussischen Korpskommandör verboten.

Ludwig IV war soldatisch veranlagt; im Krieg 1870 hatte er die Hessische Division „befehligt". Aber er war vor allem ein weidgerechter echter deutscher Jäger. Davon werde ich später erzählen. Und er fuhr vier – oder fünfspännig (Rot-

schimmel) mit grosser Passion. Sein Sohn Grossherzog Ernst Ludwig war weder Soldat noch Jäger, obschon er ein ausgezeichneter Kugelschütze war, und Theater und Kunst interessierten ihn weit mehr als Pferde und Jagd. Auch davon habe ich späterhin allerlei zu erzählen.

Wir Schencken-Buben merkten und sahen von der Grossherzoglichen Familie nichts, gar nichts, wenn wir sie nicht gerade zufällig auf der Strasse vorbeifahren oder in die Hofloge des Theaters sitzen sahen. Und dann, das waren die festlichen Aufzüge, bei grossherzoglichen Hochzeiten oder Beerdigungen, bei denen wir Gymnasiasten Spalier stehen durften, oder gar die Gelegenheit des Besuchs Kaiser Wilhelm I in Darmstadt, ums Jahr 1880 herum, bei welchem Kaiser und Grossherzog in offenem Wagen durch die Rheinstrasse fuhren, oder der Besuch Kaiser Wilhelm II in Darmstadt, bald nach seinem Regierungsantritt, der mit grossen Hofjagden verbunden war, und bei diesen Jagden schoss Wilhelm II, nach Aussage der mir bekannten Hofjagdjunker, trotz seinen gelähmten linken Hand geradezu glänzend.

Hie Kaiser, hie Grossherzog! Der Gegensatz bestand, und zwar nicht nur an den Höfen, sondern auch in unseren kindlichen Herzen; und wenn wir unsere gute, grossdeutsch-eingestellte Mutter in späteren Jahren foppen wollten, so erklärten wir ihr, dass wir Buben uns in erster Linie als Hessen fühlten, und erst in zweiter Linie als Deutsche! Waren wir doch nur dadurch Deutsche, dass wir Hessen waren!

Da die Grossherzöge anno 1866 das Recht eingebüsst hatten, die auswärtige Politik zu leiten, bestand in Darmstadt nur eine Kgl. Preussische Gesandtschaft, die in meiner Jugend in Rheinstrasse 18 (Emmerlingsche Haus), später auf der Rosenhöhe residierte. Grossbritannien war allerdings durch einen s. g. „Geschäftsträger“ mit Gesandtschaftskanzlei vertreten, der aber weiter nichts tat als die Briefe an und von der englischen Königin an ihre Adressen zu befördern, also der persönlichen Beziehungen der engverwandten Höfe zu dienen. Und einen ähnlichen Zweck verfolgte die Persönlichkeit eines in Darmstadt wohnenden kaiserlich-russischen „Ministerresidenten“. Einer der letzten war, ums Jahr 1884 herum, der russische Staatsrat Kolemine, der in der Hermannstrasse 41 wohnte und dessen Familie das damals einzigartige Recht hatte, im gegenüberliegenden, dem Publikum unzugänglichen Prinz Emilsgarten spazieren zu gehen. Das wurde nicht nur dem Staatsrat, sondern auch dem Grossherzog Ludwig IV (dessen Gattin Prinzessin Alice von England 6 Jahre zuvor gestorben war) zum Verhängnis: Denn auch der Grossherzog ging zuweilen im Prinz Emilsgarten spazieren, und das um so mehr, je tiefer er sich in die Gattin des Staatsrats Kolemine verliebte. Frau Kolemine liess sich daraufhin von ihrem Gatten scheiden, und der Grossherzog zwang seinen Staatsminister Freiherrn

von Starck – der sofort darauf zurücktrat – ihn mit der Geschiedenen standesamtlich zu trauen. Darmstadt war entsetzt: Ich erinnere mich noch deutlich, dass mir mein Freund Bizeps Lindeck die unglaubliche Kunde auf dem Schulweg an Hornemanns Eck verkündigte: die Lindecks waren „scandalmongers“ während mein Vater uns Buben eine solche für das Grossherzogliche Haus derartig blamable Sache, von der er als täglicher Casinobesucher wissen musste, niemals erzählt. Denn Frau Kolemine war ein Vamp, eine Intrigantin, eine Megäre. Und Se. Kgl. Hoheit musste sich nolens-volens wieder von der Kolemine trennen. Übrigens soll die spätere Lady Mountbatten, des Grossherzogs älteste Tochter, dem Reinfall des Grossherzogs mit allen Kräften Vorschub geleistet haben.

Am Vorabend von Grossherzogs Geburtstag gab es von alters her einen „Zapfenstreich“, bei dem der Kapellmeister des Leibgardeinfanterieregiments (Adam) das Musikkorps durch die Hauptstrassen der Residenz führte, unter Begleitung des Darmstädter Janhagels einschliesslich der Schenck-Buben. Vor dem Schloss bzw. vor dem Neuen Palais wurde dann konzertiert. Der Zapfenstreich war ein Hauptjux für uns anspruchslose Patrioten.

Feierlicher und üppiger war der Zapfenstreich, oft mit Feuerwerk auf dem Luisenplatz verbunden, der alltäglich am Vorabend des Reichsgründungstags, also am Abend des 17ten Januar stattfand. Raketen stiegen, Feuerräder liefen, Feuerregen hagelte herauf und herunter: Grossartig!

Also noch einmal: Vom Hof sahen wir Schencks nichts. Aber unser Vater war mit dem Hofmarschall Oberst Karl von Küchler (später Vater des Generalfeldmarschalls von Küchler), der noch immer die alte Hessische Offiziersuniform trug, so eng befreundet, dass mein Bruder Karlo nach ihm getauft und genannt wurde. Küchler wurde beim Tod des Grossherzogs Ludwig III pensioniert und durch den Hofmarschall und Generaladjutanten Freiherrn von Westerweller unter Ludwig IV ersetzt, von dem ich auf Seite 59 [Seite 76] erzählt habe. Kabinettschef unter Grossherzog Ludwig IV war Ernst Becker. Mein Vater war mit ihm, meine Mutter war mit Frau Tilde Becker eng befreundet. Aber Herr Becker kam nicht, wie die anderen „Regierenden“. einschliesslich Oberst von Küchler allabendlich ins Kasino oder gar an dessen Runden Tisch, an dem die täglichen Staatsaffairen durchgesprochen wurden.

Wenn ich noch erzähle, dass es in Darmstadt bzw. beim Darmstädter Hof einen Ordenskanzler gab (Freiherr Röder von Diersburg), einen Oberstallmeister (Freiherr von Riedesel) und einen Oberjägermeister (Muhl als Nachfolger von Jägermeister von Werner), so habe ich die obersten Hofchargen alle genannt. Auch Muhl

war ein guter Bekannter meines Vaters. Ich werde von ihm noch öfter zu sprechen Gelegenheit haben: Denn er war auch ein hervorragender Forstmann.

Und nun genug vom „Ganzen Grossherzoglichen Hause“, für das die Kirchgänger aller Konfessionen jeden Sonntag beten mussten, damit es „Kraft aus der Höhe“ bekäme, und damit es „lange und mit Segen sein Volk zu Gottes Preise regiere“. Es war die grösste Sehenswürdigkeit von Darmstadt; aber es war für gewöhnliche Sterbliche nicht zu sehen.

Und was gab es ausserdem in Darmstadt?

Da war die sogenannte Schebb Allee, nach dem Bädecker vom Jahre 1845 die grösste Merkwürdigkeit von Darmstadt. Die Allee bestand aus Korkzieher-krummen gewöhnlichen Kiefern, zu Seiten des herrlichen Reitwegs, den der jagdlustige Landgraf Ludwig VIII geradlinig ums Jahr 1740 nach dem „Griessheimer Haus“ hatte herrichten lassen. Nach Muhl waren diese künstlich gekrümmten Kiefern die Reste eines Kiefernspaliers. Nach anderen Vermutungen waren die Kiefern aus getopften Pflanzen erzogen worden, die man nahezu wagerecht auf den Boden legte und jährlich umlegte, also derart, dass sich der jährliche Gipfeltrieb jedesmal senkrecht zur Stammachse stellte. Der Boden war zu arm um andere Einfassungsbäume als Kiefern zuzulassen, und gerade gewachsene Kiefern entsprachen nicht den geschmacklichen Forderungen einer Barockzeit. Wie wir die Schepp Allee benutzten, habe ich auf Seite 59 [Seite 76] bereits erzählt.

Die zweite Ausserordentlichkeit Darmstadts bestand aus dem Zeughaus, das an der Stelle des heutigen Museums auf dem Paradeplatz stand: Es war das Exerzierhaus, in welchem der Soldaten-spielende Landgraf Ludwig IX seine Garde hatte, exerzieren lassen, ohne sich und ohne die schönen Uniformen der Soldaten den Unbilden der Witterung auszusetzen. Es war ein Fachwerkbau von etwa 80 m Länge und 30 m Breite, der aus einer einzigen Halle bestand. Es soll der grösste Hallenbau Deutschlands gewesen sein. Nach der Niederlage des Jahres 1866 waren die Hessischen Kanonen darin aufbewahrt worden. Als nun die Preussen in Darmstadt einzuziehen drohten, und als dem Zeughauskommandanten von seinen Kasinofreunden geraten wurde, diese Kanonen vor preussischen Zugriffen in Sicherheit zu bringen, soll dieser Biedermann geantwortet haben: „Die Preisse könn‘ mich am …; sie könne ja net enei; hier is der Schlissel in meiner Hosetasch‘!“

Das Landes-Museum, das wir ab und zu mit meiner Mutter besuchten, und das auf eine Gründung des Kabinettssekretärs Ernst Schleiermacher zurückgeht, war damals im II. und III. Stock des Residenzschlosses, Südteil, untergebracht. Mein Onkel August Schleiermacher fungierte, in den Jahren 1860 – 1892, als Museumsdirektor.

Die Darmstädter Technische Hochschule, in meines Vaters Jugend als Gewerbeschule, in meiner eigenen Jugend als das Polytechnikum bekannt, war in dem Gebäude östlich des Gymnasiums, Kapellstrasse 5, untergebracht, das heute von der Oberrealschule eingenommen wird. Dort habe ich anno 1886/87 Vorlesungen über Botanik und über Landwirtschaft gehört. Die Chemie war in einem Hinterhaus untergebracht. Erst das Aufkommen von Elektrizität und Physik machte die Neubauten am Herrengarten auf der Stelle notwendig, die in meiner Jugend von der grossherzoglichen Meierei eingenommen wurde: Dort trank ich – auf Dr. Eigenbrodts Befehl – viele Liter frischgemolkener Kuhmilch!

Die Martinskirche und die Johanniskirche wurden erst ums Jahr 1886 erbaut, erstere aus einer Stiftung des frommen Dr. Max Rieger, Schwiegervaters von Menes Merck, der damals seine reiche Tante, die auf Seite c [Seite 2] genannte Generalin Hofmann, beerbt hatte. Die Paulskirche entstand erst zu Anfang des laufenden Jahrhunderts: So waren wir Buben denn beschränkt auf den etwaigen Besuch der Stadtkirche, des Kapellchens und der Hofkirche. Dass wir diese Kirchen alle drei ziemlich regelmässig schwänzten, glaube ich berichtet zu haben. Nur zur Konfirmandenzeit gingen wir zur Kirche, und zwar zum Militärgottesdienst unter Divisionspfarrer Strack um 8 Uhr früh, ins Kapellchen zu Pfarrer Sell, oder in die Hofkirche zu Hofprediger Grein, dem Vater von Ernst und von Friedel Grein.

Wir waren dem Theater viel mehr zugetan als den Kirchen, und wir waren glückselig, wenn uns Tante Anna Merck einen von keinem anderen Familienmitglied gewünschten Platz in ihrer Loge 13 überliess. Dass Onkel und Tante Müller-Alewyn nie und nimmermehr einen ihrer abonnierten Plätze an uns Kinder schenkten, habe ich ebenfalls erwähnt. Aber als meine Eltern, im Winter 1882 als Müllers in Mentone waren, die Müller'schen Abonnements in der zweiten Prosceniumsloge, Parterre, links, ausnahmsweise übernahmen, gelangten wir zuweilen in den Genuss eines der Müller'schen Plätze. So sah ich dort das französische Drama!

Adrienne Lecouvreur, das ich längst vergessen hätte, wenn sich nicht aus der Tatsache meiner Anwesenheit im Theater ein Familienscandal entwickelt hätte: Tante Else und Tante Anna machten den Eltern, die mich in dies Kokottenstück geschickt hatten die bittersten Vorwürfe. Und das von rechtswegen! Dieser Abend hat meine Moral ruiniert!

Aber Logenplätze hin, Logenplätze her: Wir Buben sassen lieber – oder wir standen, denn es gab mehr Steh- als Sitzplätze – in der zweiten Gallerie des Olymp, der Platz zu 50 Pfennig, Sonntags 75 Pfennig, die unsere Kommilitonen frequentierten! Und oft bin ich dort im Theater gewesen, eine Stunde vor Aufgang des

Vorhangs, um die Gallerie mitzuerstürmen: Denn der rascheste Treppenspringer hatte die Wahl der Plätze, wenn er als erster anlangte, nachdem das den unteren Zugang absperrende Seil gezogen worden war. Gar oft nahm ich meine unerledigten Schulaufgaben, den Homer oder den Äschyllos oder die Physik, mit ins Theater, um meine Schulaufgaben während der Wartezeit oder während der Pausen zu erledigen. So habe ich alle gängigen Opern vom Hohen Olymp herab kennen gelernt, und die Erstaufführungen des Nibelungenrings, die ich dort erlebte, sind mir besonders unvergesslich. Ich erinnere mich aber nicht, irgend ein Lust- oder Trauerspiel von der zweiten Galerie aus gesehen zu haben: Nur Opern. Auch Carmen habe ich gesehen, als Erstaufführung in Darmstadt, – und unser Religionslehrer Trümpert war über die Eltern entrüstet, die uns den Zweideutigkeiten dieses Librettos aussetzten!

Das Darmstädter Theater erfreute sich eines guten Rufes: Jahrzehntelang fungierte Herr Wünzer als Theaterdirektor und Herr de Haan als Theater-Hofkapellmeister. Ersterer trat gelegentlich in Glanzrollen, wie Wallenstein oder Wilhelm Tell in Bühnenerscheinung; letzterer machte sich anderswo durch eine Azteken-Oper mit dem Titel „Die Kaisertochter“ bekannt, die anno 1884 in Darmstadt herauskam. Erste Sängerin war Fräulein Roth, wundervoll in der Stimme, insbesondere als Fidelio, weniger wunderschön im Äußeren. Ihr Hauptpartner war der Tenorist Bär, ein ausgezeichneter Florestan. Herr Eilers war herrlich als Bassist, Herr Fessler großartig als Bariton; sein fliegender Holländer ist mir unvergeßlich, weil ich den „Fliegenden“ öfter als irgendeine andre Oper gehört habe. Der Liebling der Darmstädter, als Komiker, war Herr Butterweck, dessen witzige Improvisationen bei uns zu Sprichwörtern wurden. Noch heute klingt mirs in den Ohren, wie er beim vierten oder fünften Herausruf sang:

Da oben auf der Gallerie
Da sitzt eini,
Die rufet immer H-hi-hi,
Der Butterweck, der Butterweck!

Und noch heute sehe ich ihn, im Bettelstudent, als Gefängnisdirektor der Gräfin-Mutter ein Gratulations-Bouquet aus Stroh übergeben. Das Darmstädter Ballett war weniger ergötzlich, die Damen waren so alt und so steif, daß sie, wenn sie sich irgendwo niedergetan hatten, nicht taktmäßig wieder aufstehen konnten. – Das kommt davon, wenn die Theaterkasse nicht imstande ist, pensionsreife Balletteusen zu pensionieren! Der Großherzog mußte aus seinem verfassungsmäßigen Jahresein-

kommen von 1.600.000 Mark, das jährliche Defizit des Theaters tragen und dies Defizit soll stets über 300.000 Mark betragen haben. Armer Großherzog von Hessen und bei Rhein!

Vom Theater zum Zirkus: Einmal in meiner Jugend hatten wir einen Zirkus, den ganzen Winter lang, auf dem Marktplatz: Das war der Zirkus Wulff, mit 12 dressierten Rapphengsten. Der Circus Batti gastierte auf dem Platz vor dem alten Lagerhaus und ist mir in Erinnerung, weil ich diesen Zirkus in einem Gedicht beschrieb, das ich meinem geliebten Patenonkel Georg d'Orville dedizierte. Dann war da der Zirkus Renz, auf dem Paradeplatz; und im heutigen Orpheum, dass ursprünglich als Scating Ring für Rollschlittschuhläufer gedacht war, besuchten wir den Zirkus Lorsch. Ich glaube, wir Buben hatten kein grosses Intresse am Zirkus. Ich weiss nicht recht, warum?

Und Conzerte? Darmstadt besass keinen Conzertsaal. Der grosse Tanzsaal des Hotels Traube musste dafür herhalten. Ich glaube nicht, da mehr als zwei Konzerte gehört, aber keines verstanden zu haben. Wir Schencks waren, von Grossväterzeiten her, nicht konzertlich eingestellt. Schade! Aber vielleicht habe ich gerade darum in meinen alten Tagen die Conzerte meines Patensohns und Stiefsohns Alwin Georg Kulenkampff besonders genossen.

Und das Musikalische: Nun, es gab in Darmstadt von Alters her einen Musikverein und einen Mozartverein. Wir Schencks standen diesen Vereinen aber ferne, obwohl, der Familiengeschichte nach zu urteilen, die Schencks zu Anfang des 19ten Jahrhunderts zu den Mitbegründern dieses oder jenes Musikvereins gehört hatten. In meiner Jugend kam noch ein vielumstrittener Richard Wagner-Verein hinzu. Darmstadt war damals in zwei Parteien gespalten: Für und gegen Wagners Zukunftsmusik. Zu den einflussreichsten Gegnern gehörten die „Prinzen-Beckers", also die musikalische Familie des Grossh. Geheimen Cabinettssekretärs Becker, mit deren Eltern meine Eltern intim befreundet waren. Der Grossherzog musste Gewalt gebrauchen, um seinen Cabinettssekretär zum Besuch einer Wagneroper zu veranlassen.

Es fehlte in Darmstadt an einer höheren Schule der Musik: Allerdings, da war das „Conservatorium der Musik" in Elisabethenstrasse 36 oder die Schmitt'sche Akademie für Tonkunst, in der ich anno 1887 eine kurze Gastrolle gab und Seite an Seite mit 8 bis 10-jähigen ABC-Schützen der Musik die Elemente des Klavierspiels mir nachträglich anzueignen trachtete.

In meiner Darmstädter Verwandtschaft waren, abgesehen von Tante Delly, nur die Schleiermachers musikalisch interessiert. Und – meine geliebte Mutter hol-

te, ums Jahr 1880 herum, ihre alte Offenbacher Zitter aus dem Gerümpelschrank hervor, nahm den Spielring an den Daumen der rechten Hand und zitterte den erstaunten Buben etwas vor!

Und wie stand es im Darmstadt meiner Jugend um die Malerei? Auch darin war Ebbe. Unser Gegenüber in der Casinostrasse 7, der Maler Nebel, war unbekannt. Der Maler August Noack, der in dem schönen Eckhaus Annastrasse 28 wohnte, und der das Auferstehungsbild in der Friedhofskapelle gemalt hat, spielte keine Rolle. Aber da war die junge Malerin Frl. von Preuschen; und die ganze Schenck'sche und Merck'sche Familie war stolz, als Tante Anna Merck den Salon ihres neueingerichteten Hauses Rheinstrasse 43 mit einem Originalgemälde dieser Dame verschönerte. Und da war der Kunstverein! Dem gehörten die Eltern wie alle besseren Darmstädter an. Da gab es jährliche Bilderverlosungen, und die Mitglieder erhielten zu Vorzugspreisen wundervolle Kupferstiche: Zwei von diesen Beutestücken, Wallensteins Generale beim Festmahl und Zriny vor der Leiche Wallensteins, hingen an den stolzen Wänden unserer Bubenzimmer. Im übrigen konnte die Beamtenschafts Darmstadt, das heisst die Darmstädter Gesellschaft, kein Geld für die Kunst aufbringen.

Die Beamtenschaft hatte nur Eines mit der Kunst gemein: Auch sie war gezwungen, nach Brot zu schreien.

Die Geschichte, und zwar die Hessische Geschichte, wurde im Historischen Verein gepflegt. Mein Vater hat mich, ein oder das andere Mal, in die Vortragssitzungen dieses Vereins mitgenommen, die im kleinen Saal des Casinos, Ecke der Rhein- und Neckarstrasse, abgehalten wurden.

Den Garten-Verein sollte ich noch erwähnen. Mein Grossvater war einer seiner Gründer gewesen; mein Onkel Fritz Schenck gehörte zum Vorstand; und ich war einmal dabei, als bei einer seiner Veranstaltungen – es war am Woog, nahe der Merckischen Fabrik – die Darmstädter Heiner nach – im Vereinsgarten –aufgehängten Würsten sprangen!

Kurz und gut: Das Darmstadt meiner Jugend war alles Mögliche Schöne; aber ganz gewiss keine Stadt oder Stätte der Kunst und der Wissenschaft; es war eine Beamtenstadt und eine Offiziersstadt.

Es war auch keine Industriestadt. Schon der Mangel an einer nahen Schiffahrtsstrasse und dadurch an billiger Kohle liess die Industrie nicht aufkommen, und Fabriken passten nicht in eine vornehme Grossherzogliche Residenzstadt hinein. Gewiss, da war die Chemische Fabrik E. Merck, die sich aus einem Apotheken-Anhängsel entwickelt hatte, und von der ich auf Seite 39 [Seite 58] berichtet habe: Ein „Gelerr“ unansehnlicher Gebäude mitten in der Altstadt!

Und da war da, wo heute Rheinstrasse 91 die Landwirtschaftliche Versuchsanstalt steht, und das war damals unmittelbar am Waldrand der Darmstädter „Tanne“, die Maschinenfabrik und Giesserei der Gebr. Lossen. Der älteste Sohn der streng katholischen Familie, Hermann mit Namen, war Klassenkamerad meines Bruders August und wurde nach der Jahrhundertwende, der Besitzer der berühmten Lossenschen orthopädischen Klinik in der Wilhelm Glässingstrasse 21/23; zwei jüngere Söhne, einer davon mit Namen Jossy, gaben kurze Gastrollen in meiner eigenen Klasse. Es kam zu keiner Intimität mit ihnen, obwohl die Lossens in meiner Nähe, in der Friedrichstrasse, wohnten. Aber wir spielten zuweilen, in den 70-er Jahren, in der Lossenschen Fabrik: Da verfertigten wir herrliche Statuen aus dem knetbaren Ton, der in der Fabrik zu unbekannten Zwecken gebraucht wurde.

Dass irgend jemand in der Lossenschen Fabrik gearbeitet hätte, ist mir nicht erinnerlich: Sie war bankrott.

Natürlich – da war auch die Carl Schenckische Maschinenfabrik in der Landwehrstrasse 55. Kommerzienrat Karl Schenck – (seine Familie wohnte im s. g. Louvre und der Sohn Ludwig ging 1/2 Klasse über mir ins Gymnasium) und sein Bruder Major Ferdinand Schenck – (seine Familie wohnte in der Bismarckstrasse 48 und die drei Söhne Karl, Hermann und Emil gingen mit meinen Brüdern, der jüngste Emil auch einmal mit mir ins Gymnasium) – also, der Kommerzienrat und der Major representierten den sogenannten Wiesbadener Hauptast der Schenckenfamilie: Merkwürdig, mein Schenckischer Darmstädter Hauptast unterhielt mit diesem Wiesbadener Hauptast keine Beziehungen. Die Wiesbadener stammen aus der ersten Ehe des gemeinsamen Stammvaters Forstmeister Georg Wilhelm Schenck, die Darmstädter aus seiner dritten Ehe. Aber ich wollte ja von einer Fabrik und nicht von Stammbäumen berichten: Der Kommerzienrat muss ein genialer, aber robuster Schenck gewesen sein; genial in der Erfindung und Ausnutzung von Neuerungen insbesondere im Bau von selbstregistrierenden Waagen; robust in der Behandlung seiner Mitmenschen und insbesondere der seines einzigen Sohnes Ludwig. Diesen Sohn brachte der Vater derart durch Wutanfälle in Verzweiflung, dass Ludwig eines Tages mit einem Flobert, durch Schuss in die Schläfe, Selbstmord zu verüben suchte. Ein Gymnasiast und Selbstmord! Ich erinnere mich, dass wir Buben die Auffassung unseres Religionslehrers Trümpert heftig bekämpften, der dem lebensüberdrüssigen schwerverletzten Jüngling lieber den Tod als die Errettung vom Tod wünschte. Tatsächlich hat sich der angehende Selbstmörder niemals von seiner Gehirnverletzung erholt. Er starb aber erst 10 Jahre später. Wie müssen die Eltern währenddessen dabei gelitten haben, und die Schwester Marie, die später mit dem Gymnasiallehrer

Georg Büchner verheiratet und mit Adele und mir zeitweise befreundet war! Nach Kommerzienrat Schencks Tod wurde die Fabrik von Georg Büchner und von Emil Schenck geführt und zu grösster Blüte gebracht. Mit Emil Schenck war ich zwischen den Kriegen intim befreundet, und eine Ahnenfahrt, die wir gemeinsam nach Donauwörth und nach Wertingen machten, ist mir unvergesslich.

Eine angeblich weltberühmte Darmstädter Fabrik war in meiner Jugend die Schuchardtsche Cylinderfabrik in der Luisenstrasse. Der alte Schuchardt war ein grosser Jäger vor dem Herrn. Von seiner Fabrik ist nichts übrig geblieben als der Name „Schuchardtspassage“ zwischen Luisen- und Ernst-Ludwigstrasse. Sein Sohn Maximilian war mit Leopold von Werners Schwester Bertha verheiratet und kaufte die Villa Hügel, in der sein Enkel, der bekannte Nervenarzt Dr. Ludwig Schuchardt lebt.

Die einzige Fabrik, die ich in meinen jungen Jahren besichtigt habe, bzw. die einzige, die mir mein Vater zeigte, war eine Streichhölzerfabrik; und das Erlebnis ist mir unvergesslich: Da war in einem Hinterhaus der Frankfurter Strasse – es mag Nr. 40 gewesen sein – eine Anstalt, in der Kiefernholz in feine Spähne zerlegt wurde. Die Köpfe der gebündelten Spähne wurden erst in Schwefel und dann in Phosphor eingetaucht. Das ergab die Zündhölzer oder die Streichhölzer meiner Jugend. Schwedische *Tänderhets tendsticker utan swafel og phosphor plan*, wie wir sie als Tübinger Studenten besungen haben, kamen erst in den 70-er Jahren in Aufnahme. Die altmodischen Streichhölzer, die sich an jeder Reibfläche entzündeten, hatten ihre Vorteile. Die Amerikaner benutzen sie noch heute. Die beste amerikanische Reibfläche ist dabei der amerikanische Hosenboden.

Dass mein Onkel Wilhelm Schenck im Garten seines Hauses, das anno 1856 mitten im Bessunger Feld erbaut wurde, eine sogenannte Selterswasserfabrik errichtet hatte, die nach seinem Tod von seiner Witwe, meiner lieben Tante Elise und späterhin von deren Schwiegersohn Dr. Rudolf Schäfer weitergeführt wurde, habe ich schon auf Seite f [Seite 4] erzählt: Die Fabrik bestand aus einer Bretterbudicke, und sie war für uns Buben nicht interessant genug, um uns zu einer Besichtigung zu veranlassen.

Von der grossen Wenckschen Tabak- und Zigarrenfabrik in Rheinstrasse Nr. 53 habe ich bereits auf Seite 71 [Seite 93] erzählt. Die Tochter Anna Wenck war eine Freundin meiner Schwiegermutter; der Sohn Heiner Wenck war ein Jugendfreund meines Vetters Menes Merck und ein lustiges Haus obendrein. Das Arbeiten machte ihm wenig Freude. Der fleissige Vater hatte ihm ein allzu übles Beispiel gegeben.

Die Möbelfabriken von Alter, von Trier und von Glückert, die sich in den 80-er Jahren zu Darmstädter Berühmtheiten entwickelten und auch nach Amerika exportierten, waren in meiner Kindheit ohne Bedeutung. Die Triers lieferten die Stühle (Eiche mit Rohrgeflecht) für das grosse Esszimmer der Villa Schenck und den Eichen-Anrichte-Schrank, der zwischen den Fenstern dieses Zimmers stand. Und sie lieferten die 12 Apostel auf den Lindenfelser Lambris, die die Triers von einer Frau von Alfensleben im Althandel hatten übernehmen müssen als Gratis-Zugabe zu Stühlen und Schrank dazu!

Die schöne Änni Glückert, einzige Tochter des Möbelfabrikanten Glückert, in der Bleichstrasse 29/31 und Busenfreundin meiner späteren Schwägerin Elisabeth Bopp-Hedderich, wurde die Gattin des Dortmunder Grossindustriellen Klönne.

Die Maschinenfabrik von Venuleth und Ellenberger in der Landwehrstrasse. wurde bereits auf Seite 59 [Seite 67/68] erwähnt. Ich war Unterprimaner, als mich mein Physiklehrer Münch gegen 10 Uhr früh mit einem Eilbrief in diese Fabrik schickte, in dem die leihweise Erlassung einer Dampflokomobile erbeten wurde, die das elektrische Licht für den Staatsministerball erstmalig in Darmstadt erzeugen sollte. Ich hatte keine Gelegenheit, die Fabrik zu besichtigen, aber ich traf Herrn Venuleth, einen stattlichen Mann mit graumelierten Bart und Haar, und ich traf ihn bei seinem Frühstück, das u. a. aus einer halben Flasche Champagners bestand. Es ist dies das einzige Mal, dass ich einen Fabrikherrn beim morgendlichen Sektfrühstück überraschte; und ich habe dieses einmalige Erlebnis so gut in Erinnerung, dass ich die Szene malen könnte, – wenn ich malen könnte. Allerdings, Fritz vom Baurs Onkel, der in New York ein grosses Seidenbandimportgeschäft betrieb, nahm mich, als ich ihn bei meiner ersten Ankunft in New York frühmorgens besuchte, sofort zum Besuch einer grossen Bar mit, in der er zu Hause zu sein schien, und in der er mich mit einem, sich selbst mit diversen Cocktails bewirtete: Auch dies war ein einmaliges unvergessliches Erlebnis! Geschäftsleute, die morgens früh Sekt oder Cocktails konsumieren, sind in Deutschland wohl so selten wie in Amerika.

Auf welches Jahr die Gründung der städtischen Fabrik zurückgeht, kann ich nicht sagen. Das erste Gas, das ich jemals brennen sah, sah ich bei Mercks in Rheinstrasse 9: Es war selbstverfertigtes Gas. In meinem Elternhaus und in den Häusern der Freunde gab es kein Gas. Und die Laternenanstecker hatten ihre liebe Mühe, die Ölfunseln in den Strassenlaternen allabendlich anzustecken und alltäglich zu betreuen. Als Onkel Max Müller nach Darmstadt zog, also ums Jahr 1880 herum, konnte er aber schon Gaslüster und Gaslampen einbauen lassen.

Aber nun genug von den armseligen Darmstädter Fabriken! Der einzige Industriezweig Darmstadts, der in meiner Jugend eine nationale Bedeutung hatte, war der Betrieb von forstlichen Samenklengen: Da waren die drei Firmen Heinrich Keller (Inhaber späterhin Gustav Hickler, Jahrzehntelang der verdiente Präsident des Hessischen Jagdklubs), Konrad Appel und A. von Le Coq. Die Firmeninhaber waren reiche Leute. Keller baute das Fürstenschloss Heinrichstrasse 2, in seiner Erbauungszeit der Stolz ganz Darmstadts. Hickler raste, hoch vom Bock kutschierend, mit wilden Pferden durch die Strassen Darmstadts. Kommerzienrat Ludwig Heyn, Inhaber von Appel, bewirtete die forstliche Jugend Amerikas, die unter meiner Führung nach Deutschland kam und seine Klenge besichtigte, alljährlich geradezu fürstlich. Der junge Le Coq, ein grundgescheiter, etwas phantastischer Kerl und späterhin mit einer Tochter des „Augen-Webers" verheiratet, brachte es, nachdem er das väterliche Geschäft verkauft hatte, als Orientalist zu Ehren und Ruhm. Und wie entstand all der Reichtum der Darmstädter Klengen? Es kam so: Die Klengen kauften die Kiefernzapfen, wo sie sie am billigsten bekommen konnten; und das war in Süd-Frankreich; und sie verkauften die daraus herausgeklengten Kiefernsamen zu normalen Preisen an alle europäischen Forstverwaltungen; mit dem Erfolg, dass der ganze europäische Kiefernwald mit französischen Zwergkiefern verpestet wurden, deren Ausmerzung eine schwierige und verlustreiche Arbeit ist. Die Klengenbesitzer gewannen Millionen; der deutsche Wald verlor Milliarden. Aber wir sollten nicht – wie es alle deutschen Forstleute heute zu tun belieben – mit den Darmstädter Klengen allzuschwer ins Gericht gehen: Die wirklich Schuldigen sind die staatlichen Forstverwaltungen, die von der Bedeutung der Rasse keine Ahnung hatten, und die den billigsten Samen haben wollten und nicht den geeignetsten und besten Samen.

Dass es in Darmstadt verschiedene kleine Brauereien gab, als da sind Rummel und Fey und Hess und in meiner ersten Jugend Friedrich, Vater meines Jugendfreundes Willy Friedrich, des sogenannten Fässchens, braucht eigentlich nicht erwähnt zu werden. Keine der Brauereien war, wie die Pfungstädter Brauereien Hildebrands, auf den Grossbetrieb eingestellt. Und in meiner Jugend war die Lage so, dass jedes kleine Städtchen seine eigene Brauerei hatte, so beispielsweise Reichelsheim, und Grossgerau und Bensheim. Nur in Lindenfels gab es keine Brauerei. Aber Lindenfels war und ist ja auch nur dem Namen nach eine Stadt mit vorsintflutlichen Stadtrechten.

Soll ich die Darmstädter Kassenschrankfabrik von Deutsch in der Neckarstrasse noch erwähnen? Sie lieferte dem Vater den mit einer Marmorplatte gedeckten, flachen Geldschrank, der zunächst in der elterlichen Schlafstube als Waschtisch eingestellt wurde, aber späterhin im sogenannten Esszimmer zwischen den Fenstern

stand. Jeden Monat einmal machte der Vater einen „Kassensturz“, bei verschlossenen Türen – denn die Dienstboten sollten unseren Reichtum nicht sehen – mit Hilfe seiner älteren Buben und mit Hilfe von grossen Servierbrettern, auf denen die verschiedene Münzsorten von uns in Reih und Glied aufgestellt wurden. Die Sorten wurden in Rollen gepackt, und die Mehrzahl dieser Rollen wanderte dann zu Tante Anna Merck, deren Vermögen der Vater verwaltete. In Vaters Kassenschrank wurden auch die Aktien aufbewahrt, die Mannheimer, die Luxemburger Bank, die Antwerpener Banque Centrale usw. usw., deren Coupons wir Buben abknipsten und bündelten und dann bei den kleinen Bankiers Reichenbach oder Wolfskehl in der Rheinstrasse einlösen mussten. Warum Vater uns nicht in die Grossbank, in die „Bank für Handel und Industrie“ oder die „Darmstädter Bank“ in der Friedrichstrasse schickte, um die Coupons einzulösen, weiss ich nicht. Vielleicht wollte er den kleinen Bankiers unter die Arme greifen.

Die Darmstädter Bank für Handel und Industrie, in der meine liebe erste Frau, Adele Bopp, ihre ganze Kindheit verlebte, muss noch geschildert werden: Es war das die grösste Bank des Grossherzogtums Hessen, also die Bank, die die Hessischen Staatsanleihen auflegte, die den Gemeindekredit vermittelte, und die, – das war ihre wichtigste Tätigkeit –, die Hessische Ludwigsbahn von Mainz über Darmstadt nach Aschaffenburg und späterhin die Odenwaldbahn baute bzw. finanzierte. Kein Wunder, dass sie ihren Geschäftsbau, der ursprünglich in Adeles Geburtshaus in der Neckarstrasse 17 bescheiden gelegen hatte, als üppigen Palast unmittelbar gegenüber ihrem „Ludwigsbahnhof“, Ecke der Friedrich und Landgraf Philippstrasse, errichtete! Charakteristisch ist, dass die hohen Bankdirektoren die erste Etage dieses Palastes dienstlich bewohnten. Mein Schwiegervater, der an Diphtherie im Jahre 1876 starb, und seine Witwe bis zum Jahr 1897, bewohnten die vornehmen hohen Räume des Iten Stocks in der Friedrichstrasse. Die in der Landgraf Philippstrasse gehörten den Bankdirektor Hedderich-Eheleuten, mit deren Töchtern Anna (jetzige Frau Bachstein) und Elisabeth (spätere Frau Alex Bopp, meine Schwägerin) meine Adele engstens befreundet war. Ein weiterer Bankdirektor war Herr Karl Parkus, der das vornehme Haus Bismarckstrasse 65 innehatte, und dessen Vater bereits Bankdirektor gewesen war. Im Aufsichtsrat der Bank sassen unter anderen der Fürst Erbach-Schönberg, auf Vorschlag des Grossherzogs, und Vaters Freund Fried Bopp. Übrigens fungierte späterhin, ebenfalls auf Wunsch des Grossherzogs, mein lieber Vetter, der ehemalige Staatsanwalt Franz von Hessert, als Bankdirektor, und die Darmstädter machten ihre schlechten Witze über die Tatsache, dass ein bettelarmer und im Bankwesen unerfahrener Staatsanwalt zum Bankdirektor erhoben wurde.

Erweislich ist, dass die höheren Angestellten der Bank, auch nach ihrem Übergang an die „Darmstädter und Nationalbank“ der Systemzeit, dem Zuchthaus entgangen sind. Bei allen Banken sollte ein Staatsanwalt als erster Direktor angestellt werden, um unliebsame Carambolagen der Banken mit den Strafgesetzen zu vermeiden.

Und nun zu den Eisenbahnen: Die Main-Neckarbahn meiner Jugend, deren Hauptbahnhof und deren Geschäftsleitung in meiner Kindheit und tatsächlich bis zum Jahre 1914 im jetzigen Sprengerhaus lag, war ein Gemeinschaftsunternehmen der Staaten Hessen, Baden und Preussen. Sie führte von Frankfurt nach Heidelberg, und war eine der ersten deutschen Bahnbauten gewesen: Daher die kerzengerade Linienführung, die in Langen, Eberstadt, Jugenheim usw. Kilometerweit an den Dörfern und Städtchen vorbeilief. Die Bahn ging in den 80-er Jahren in der Preussisch-Hessischen Eisenbahngemeinschaft auf, die dem Hessischen Finanzminister Weber eine gleichbleibende Staatseinnahme garantierte. Mein Vater behauptete allerdings, dass der hessische Finanzminister, sein Freund August Weber, von den Preussen hineingelegt worden sei.

Der wichtigste Mann auf dem Main-Neckar-Bahnhof war, für uns, der Dienstmann Schneider: Der war unser Freund, der kannte uns alle beim Vornamen; der half uns beim Gepäckbefördern; und das Letzte, was mein bald darauf in Haiti gestorbener Bruder Karlo in Darmstadt hinterliess, war ein Dreimarkstück, das er dem Schneider als Trinkgeld verehrte. Auf dem „Perron“, der unter strengem Verschluss gehalten, und nur kurz vor Eintreffen eines Zuges geöffnet wurde, haben wir Buben gar oft den Vater, weil er das wünschte und liebte, bei der Rückkehr aus Mannheim und von den dortigen Aufsichtsratssitzungen in Empfang genommen. Da rief der ankommende Zugführer jedesmal mit lauter Stimme: „Startion Dammstadt“ statt Station Darmstadt; da gab es vorzügliche belegte Forstmeisterbrötchen und Fastenbretzeln für das vorbeireisende Publikum; und im Wartesaal II. Klasse waren die Möbel mit rotem Plüsch überzogen. Vor dem Gebäude warteten ein paar Darmstädter Einspänner Droschken, mit elenden Pferden und mit schweren Karossen, auf seltene Fahrgäste. Und die Uhr auf dem Stationsturm, die wir Buben von unseren Schlafzimmern in der Casinostrasse aus sehen konnten, sorgten dafür, dass wir rechtzeitig allmorgendlich ins Gymnasium abmarschierten.

Der Hessische Ludwigsbahnhof, Zentrale der Hessischen Ludwigseisenbahn-Aktiengesellschaft, lag im rechten Winkel, aber unmittelbar neben dem Main-Neckarbahnhof. Die Aktiengesellschaft wurde vertragsgemäss um die Jahrhundertwende, beim Ablauf ihrer Konzession, vom Hessischen Staat bzw. von der Preussisch-Hessischen Eisenbahn-Gesellschaft übernommen. Das Bahnhofsgebäude

wurde späterhin von der Stadt Darmstadt erworben, und in ihm sind zur Zeit alle möglichen städtischen Behörden untergebracht. In meiner Jugend galt unser Hauptintresse dem Bahnhofshotel- und Restaurant Niemann, das im Iten Stock untergebracht war. Dort gab es das beste Bier; und Bubi Bopp, der Wiener Spezie meines Bruders August, pflegte dort 2 Monate lang zu wohnen, sooft er eine Reserveleutnantsgastrolle bei den weissen Dragonern gab, und das war allsommerlich der Fall; und wenn wir bei Georg Merck in der Breiten Allee (jetzt Rheinstrasse 75) eines der häufigen Trinkgelage begingen, musste der treue Merckische Diener Lenhard eine Lage Bier nach der anderen im „Ludwigsbahnhof" holen und kredenzen: Das waren Zeiten für uns Jungens! Die Linie der Hessischen Ludwigsbahn, die den Odenwald eröffnete und die ausgerechnet an Schwester Lilis Geburtstag, also am 1. Juni 1883 durchgehend eröffnet wurde, benutzten wir häufig, nachdem die Nebenbahnlinie Reinheim-Reichelsheim durch die Süddeutsche Eisenbahngesellschaft in Betrieb genommen war, um von Darmstadt nach Lindenfels zu gelangen. Es ging langsam, aber sicher und bequem.

Und wenn man den Zugführer mittrinken liess, so wurde auf irgend einer Station lange genug gehalten, um eine Flasche Bier gemeinsam zu leeren. Es lebe die Gemütlichkeit der alten Zeit!

Am wichtigsten für die Darmstädter waren aber die ums Jahr 1882 herum entstandenen „Dampfstrassenbahnen" der Hessischen Eisenbahnaktiengesellschaft die von Darmstadt nach den Vorstädten Griesheim, Eberstadt und Arheiligen führten. Die Lokomotiven und die Wagen dieser Strassenbahnen waren von vorsindflutiger Beschaffenheit. Der Rauch der Lokomotiven machte die Rheinstrasse und die Heidelberger Strasse nicht gerade bewohnbarer; und die Pferdehalter, darunter Onkel Max Müller, verfluchten die Bahnen, die den Strassenverkehr geradezu gefährlich machten. Dazu kam als Hemmnis, dass die später dazukommenden elektrischen Strassenbahnen die Geleise der Dampfstrassenbahnen nicht kreuzen durften. Die Dampfstrassenbahnen wirkten besonders scheusslich, weil die Lindenalleen als Einfassung der durchfahrenen Hauptstrassen der Stadt damals noch nicht existierten. Warum waren diese Vorortsbahnen nötig geworden? Nun, an den Markttagen wurden die Griesheimer Zwiebelfrauen damit befördert, an Wochentagen die Arbeiter der Merckschen Fabrik, an Sonntagen die unabsehbaren Mengen der Darmstädter Ausflügler. Die Bahnen haben sich wohl erst rentiert, als sie elektrifiziert und mit den elektrischen Strassenbahnen der Stadt zusammengefasst wurden. Elektrizität war damals etwas Neues: Bei der Frankfurter Elektrizitäts-Ausstellung im Jahr 1886 (wenn ich nicht irre) wurden zum ersten Male „Kinderwagen" gezeigt, die in Züge zusam-

mengestellt von uns aus Lauffen am Main herübergeleiteter Kraft auf Schienen in Achterkreisen herumfuhren. Und noch im Jahre 1912 war mein kleines Lindenfelser Häuschen das erste Privathaus mit elektrischem Licht; bei weitem der grössere Teil meines Lebens hat sich ohne Elektrizität abgespielt. Ich kann nicht sagen, dass der grössere Teil darum der schlechtere gewesen sei. Die zentrale Petroleumlampe auf dem grossen runden Tisch, um den die Schenckenfamilie allabendlich vereinigt war, war gemütlicher: als die vielen heute üblichen Einzel- Elektrizitätskerzen.

Aber nun genug von elektrischen und anderen Eisenbahnen! Glücklicher Weise schlugen alle Versuche, eine Dampfeisenbahn (Zahnradbahn) von Bensheim nach Lindenfels zu bauen, trotz alljährlicher Propaganda und alljährlicher Verhandlungen bei den Hessischen Landständen fehl. Allerdings, der Sonntagsverkehr der Lindenfelser Gastwirtschaften und der Steintransport von Kreuzer und Böhringer hatten wenigstens zeitweise den Bahnvorteil genossen: Aber Lindenfels wäre für alle Ewigkeit verschandelt.

Habe ich schon von den Hessischen Landständen erzählt? Da war die Erste Kammer, deren Mitglieder vom Großherzog ernannt worden waren, oder sich aus Vertretern der Aristokratie, der Kirchen, der Hochschulen und der großen Städte rekrutierten; und da war die demokratisch gewählte zweite Kammer, die aus einem allgemeinen, geheimen und gleichen Wahlrecht der über 21-jährigen Männer hervorging. Ein wichtiges Mitglied und mehrmals der Präsident dieser zweiten Kammer, die nach langen politischen Kämpfen im Jahre 1820 ins Leben trat, war bekanntlich mein Großonkel Ernst Schenck, der nach der Verkündigung der Verfassungsurkunde mit den Worten schloß:

> „Lassen Sie uns, meine Herrn, von Rechten, die die Verfassungsurkunde den Ständen einräumt, einen weissen Gebrauch machen, wie es Männern geziemt, die von Liebe für Fürst und Vaterland durchdrungen sind, die nur das Gute wollen.“

Die zweite Kammer tagte anfänglich im Casino, später in dem umgebauten Palais des Prinzen Georg, Rheinstrasse 10. Nur einmal in meinem Leben hat mich die Neugierde in den Sitzungssaal getrieben. Ich kann nicht sagen, dass der Eindruck der Sitzung bei mir nachhaltig und tief gewesen sei. Um die Jahrhundertwende war der Oberbürgermeister von Worms, Heinrich Köhler, Onkel meiner ersten Frau Adele geb. Bopp, Präsident der zweiten Kammer; und er soll die Rolle famos ausgefüllt haben: Er war ein unheimlich gewandter, kluger Redner und Versammlungsleiter.

Dass irgend ein anderes Mitglied der weiteren Familie, oder dass irgend ein Bekannter meiner Eltern sich jemals mit der Hessischen zweiten Kammer befasst hat, ist mir nicht erinnerlich: Aber Louis Strecker, Gatte meiner lieben Base Lisa Merck, war lange Zeit hindurch – war auf Lebenszeit vom Grossherzog ernannt – ein Mitglied der vornehmen hessischen ersten Kammer der Stände.

Wenn die Kammern tagten, war das grosse Doppeltor des „Ständehauses" weit geöffnet. Niemand interessierte sich für die Kammer. Aber gelegentlich erzählte mein Vater seinen Buben, wenn er vom abendlichen runden Tisch im Kasino nach Hause kam, dieses oder jenes von den Kammerverhandlungen und von der Rolle, die sein Freund, der Finanzminister August Weber, oder irgend ein anderer hoher Beamter in der Kammer gespielt habe. Mein Vater war nicht demokratisch eingestellt, und ich zweifle, ob er sein Wahlrecht zur zweiten Kammer jemals ausgeübt hat.

Die Mitglieder der ersten Kammer einschl. Louis Strecker tafelten regelsweise im Hotel Traube; die der zweiten Kammer waren im „Darmstädter Hof" zu finden, vielleicht auch in den Wirtshäusern der Altstadt.

Die wichtigste Tätigkeit der Kammern bestand in der Diskussion des Finanz-Voranschlags der Regierung. Alle Gesetzesvorschläge wurden von den Ministern (Staatsminister, Justizminister, Finanzminister) eingebracht und, wenn sie die Zustimmung beider Kammern erlangt hatten, dem Grossherzog zur Unterschrift vorgelegt und daraufhin proklamiert. Natürlich: Nachdem das Deutsche Reich unter Bismarck begründet worden war schrumpfte das ganze Kammer-Getriebe des Kleinstaats Hessen zu einem unwichtigen Debattierklub zusammen, das sich nur wenig von den Verhandlungen einer Stadtverordnetenversammlung unterschied.

Soll ich etwas von diesen Stadtverordneten erzählen? Ich habe nur einen von ihnen gut gekannt: Das war Hugo Bender, Anwaltsassocié meines Vaters, Dr. juris und späterhin titulierter Justizrat. Auch der Rechtsanwalt Lindt, der Rechtsanwalt Schmeel, der Rechtsanwalt Osann, der Rechtsanwalt Fulda waren Stadtverordnete, die ich wenigsten dem Ansehen nach kannte. Da war auch der Staatsschuldbuchführer Konrad Henrich, der nach dem Umbruch anno 1919 Finanzminister wurde; und da war der langbärtige Sanitätsrat Dr. Ludwig Nöllner, der in den 20-er Jahren mein Darmstädter Hausarzt war.

Ja, so eine Stadtverordnetenversammlung war eine illustre Gesellschaft. Da waren auch – Fraktionen, eine sozialdemokratische, eine deutsch-freisinnige, eine nationalliberale und eine konservative. Und die Frauen besassen das aktive Wahlrecht dazu, vorausgesetzt, dass sie Grundbesitzerinnen waren. Das aktive Wahlrecht zum Landtag und zum Reichstag brachte den Frauen erst der Umsturz von 1919.

Von den drei Bürgermeistern, die ich erlebte, – Ohly, Morneweg und Glässing – habe ich nur Glässing persönlich gekannt. Ohly war Oberbürgermeister von 1874 – 1891; Glässing von 1909 – 1929; Morneweg kam dazwischen; alle drei sind in Darmstädter Strassennamen verewigt. Man sieht, die Bürgermeisterei ist ein besserer Weg zur Unsterblichkeit gewesen als irgend ein Grossherzoglich Hessisches Ministerium: Wer redet noch von einem der ehemaligen hessischen allgewaltigen Minister? Es giebt keine Strasse in der alten Residenzstadt Darmstadt, deren Strassenname, die Minister Freiherr von Starck, Finger, von Ewald, Weber, von Hombergk, Braun usw. verewigt, von den grossen Ministern Du Thil, Grolmann, Dalwig usw. gar nicht zu reden!

Um es nicht zu vergessen: Der Kanzleidirektor der zweiten hessischen Ständekammer war ein Herr Ernst Schenck, der den Titel Rechnungsrat führte. Dieser Schenck gehört nicht zu uns, nicht einmal zu unserem Wiesbadener Ast: Er gehört zu den Schencks in Offenbach, die in Ysenburgischen Diensten standen, und die in Emil Pirazzis Buch „Aus Offenbachs Vergangenheit“ auf Seite 89, 108, 119 und 110 erwähnt werden.

Und damit genug von all dem, was es im Darmstadt meiner Jugend gab und nicht gab. Als im Revolutionsjahr ein begeisterter Demokrat durch Darmstadt galoppierte und rief: „Mer brauche keinen Großherzog“, wurde er arretiert. Als ihm der Untersuchungsrichter sein Verbrechen vorhielt, antwortete der Beschuldigte: „Mer brauche kein, denn mer hawe ja ein.“

Das bringt mich zum Darmstädter Mutterwitz: Ich glaube, Lichtenberg und Nibergall sind gute Kronzeugen für seine Existenz. Dieser schlagfertige Witz konnte verletzend sein. Mein eigener Vater war wegen seines schlagfertigen Witzes berühmt. Davon ein paar Beispiele: Vater und ich fuhren auf dem Deck des Pferdepostwagens, an einem Sonntag Nachm. nach Bensheim. Als der vollbepackte Postwagen in Gadernheim hielt, kamen ein paar etwas angeheiterte Heidelberger Korpsstudenten vom vornehmen Korps der Saxo-Borussen an den Wagen heran. Vater beguckte sie durch sein Monokel. „Na, alter Geck, – meinte einer der Jünglinge –, da haben Sie ja ein wunderschönes Einauge eingeklemmt.“ Darauf mein Vater: „Das benutze ich ausschließlich, um dumme Jungen anzusehen.“ Die Studenten zogen sich beschämt zurück. Eines abends, am Runden Tisch im Kasino, wurden die Vorzüge der Wohnlagen der verschiedenen Runde-Tisch-Herren besprochen. Vater wohnte in der Kasinostrasse und rühmte deren Vorzüge. Sein Bruder, Onkel Fritz, rief laut über den Tisch herüber „Wenn ich durch die Kasinostrasse gehe, stinkt es.“ Darauf mein Vater ebenso laut, aber ruhig und gefasst: „Wenn <u>ich</u> durch die Kasinostrasse

gehe, stinkt es nicht.“ An einem anderen Abend wurde Vater von den Tischgenossen geneckt, weil im Winter 1885/86 die grosse Stützmauer, die die damals im Bau begriffene Villa Schenck (ohne die jetzige Terrasse) stützen solle, in sich zusammen und auf die Chaussee stürzte. „Ihnen soll ja etwas eingefallen sein; Inkes“, meinte einer der Necker, Herr Eisenbahnpräsident Lichthammer. Darauf mein Vater: „Bei Ihnen soll es nicht vorkommen, dass Ihnen etwas einfällt.“ Eine der schönsten Darmstädter Geschichten ist folgende: Herr Zimmermann und Herr Emmerling waren höhere Staatsbeamte und gute Freunde. Herr Zimmermann wohnte in der Rheinstrasse in einem Erdgeschoss und hatte die Gewohnheit, nach dem Mittagessen sich breit ins Fenster zu legen, herauszugucken und dabei zu verdauen. Eines Tags kommt Emmerling vorbei, sieht den Freund im Fenster lehnen und sagt: „Wenn ich so ein Gesicht hätte wie Du, Zimmermann, ich hinge lieber meinen Arsch dem Fenster heraus.“ „Das hab ich ja getan“, antwortet Zimmermann, „aber alle Passanten riefen mir da zu: „Guten Morgen, Herr Emmerling.“

Noch ein paar Witze, in der Namensbezeichnung bekannter Darmstädter: Der auf Seite 77 [Seite 99] erwähnte Oberhofzeremoniemeister von Werner hiess nur „der Gummibaum“ und sein Sohn, mein Freund Leopold, hiess dementsprechend „der Ableger“. Die schöne und geistreiche Bankiersfrau Wolfskehl, der es nach verschiedenen vergeblichen Versuchen endlich gelang, zu einem Hoffest eingeladen zu werden, wurde „die Erlkönigin“ getauft, weil sie ja den Grossherzoglichen Hof mit Mühe und Not erreicht hatte. Hirsch in Frankfurt, den der Grossherzog noch kurz vor seiner Absetzung geadelt hatte (gegen 50.000 M zu Gunsten irgend einer Stiftung) wurde „der letzte Ritter“ tituliert.

Und noch Eines hab‘ ich vergessen zu beschreiben, was in meiner Jugend in Darmstadt eine Rolle spielte: die Lieferanten des elterlichen Haushalts!

Da war Ecke der Kasino- und Bleichstrasse der Bäcker Emich, der für unsere in Weissbrot eingebackenen seltenen Äpfel und für unsere geburtstäglichen Wurstebretzeln („kein Geburtstag ohne Wurstebretzel“) beliebt war. Emichs Nachfolger und Schwiegersohn Beck wurde später der Vater des bekannten Klaviervirtuosen Beck, der mit Georg Kulenkampff befreundet ist. Da waren die verschiedenen Metzger, die, jeder am Vorabend des Tags an welchem er mit einer Fleischlieferung an der Reihe war, durch einen Metzgerburschen bei uns anfragen liessen, was der Haushalt für morgen wünsche: Ich erinnere mich nur dumpf an den Kalbsmetzger Geist in der Grafenstraße und an die schönen Töchter des Schweinemetzgers Kaiser in der Kasinostrasse. Die Kolonialwaren lieferte Poth (später Reichhard) Ecke der Kasino- und Bleichstrasse, und hunderte von Malen lief einer von uns Buben zu Poth, um

dies oder jenes zu holen, was die Küche nötig hatte. Meine Mutter war auch, eine Zeit lang, beim Hausfrauenverein beteiligt, der in der Wilhelminenstrasse domiziliert war und die Waren etwas billiger lieferte, als die Kolonialwarenhändler es tun für gut fanden.

Aber die Suche funktionierte nicht recht, und Poth behielt die Oberhand. Der Zucker wurde, in meterhohen Zuckerhüten, unmittelbar von der Fabrik bezogen, und die grossen aus den Hüten herausgehauenen Stücke im Zuckerkasten mittels einer Guillotine zurechtgeschnitten. Der Würfelzucker ist eine Erfindung der Neuzeit gewesen. Auch der Kaffee wurde, durch irgend eine Vermittlung, roh und Zentnerweise bezogen, um in einer Handtrommel in der Küche feierlich geröstet zu werden. Das Gemüse brachte eine hausierende Gemüsefrau an die elterliche Glastüre: Ich erinnere mich nicht, dass es jemals auf dem offenen Markt an Marktagen gekauft wurde. Butter und Eier brachte der Lindenfelser bzw. Winterkaster Buttermann an Donnerstagen ins Haus. Die Butter war immer gesalzen. Erst ums Jahr 1880 herum kam die Dampfmolkerei Schatz ins Darmstädter Leben, die Süssrahmbutter verfertigte und mit raschen Pferdewagen ins Haus lieferte. Aber diese Butter war für uns zu teuer!

Kohlen! Ja, in meiner frühesten Jugend gab es noch keine Steinkohlen. „Kaaft Dorf“, schrien die Torfverkäufer, die wohl ans Pfungstadt kamen, durch die morgendliche Kasinostrasse. Daneben wurde Holz gebrannt, und das Anstecken wurde mit „Danneppel“ aus einer der Darmstädter Kiefernzapfenklengen besorgt, von denen ich auf Seite 89 [Seite 110/111] erzählt habe. Kohlen waren teuer. Und an manchem Abend begab sich der Vater in die Küche, um sich zu vergewissern, dass die Kohlen im Küchenherd gelöscht waren und nicht unnötig verbrannten. Dass wir Buben uns gelegentlich in unseren sonst nicht geheizten Zimmern mit Hilfe aus der Asche herausgesuchter, halbverbrannter Kohlen ein Feuerchen ansteckten, habe ich wohl bereits erzählt. Das Anmacheholz war – für den Vater – ein Gegenstand kontinuierlichen Zorns: Denn die Köchin wurde immer beschuldigt, das Anmacheholz mittels des persönlichen väterlichen Tranchiermessers (das gelegentliche Scharten aufwies) klein gespalten zu haben! Und nun zum väterlichen Wein: Grosslieferant war der Niersteiner Bürgermeister Georg Schmitt. Der musste alljährlich ein oder zwei Fass Oppenheimer Goldberg liefern, die vom Vater unter Mitwirkung seiner 5 Buben feierlich-festlich in Flaschen abgefüllt und verkorkt wurden. Dazu lieferte die Mutter, die mit gekochtem Rindfleisch belegten Butterbrote. Wahrhaftig, das waren Feste.

Nun genug von Darmstadt, von Grossherzogen und Lehrern und Freunden und Verwandten: Lindenfels ist gerade im Jahre 1885, von welchem ich ausgegangen bin, drauf und dran, für uns Schencks wichtiger als Darmstadt zu werden! Wie sah es damals aus?

Nach Südwesten zu, also nach Ellenbach zu, war die Orscha das letzte Haus, abgesehen natürlich von den Faustebacher Liegenschaften; nach Norden zu endete die Stadt mit dem jetzigen Gasthaus Strohmenger-Arras zur Ludwigshöhe; nach Osten hin war das evangelische Pfarrhaus, abgesehen von den Armeleute-Häusern auf der Bockspromenade, das letzte bewohnte Anwesen. Von den heutigen Prachtbauten der Hotels existierte damals noch keines. Aber die Harfe plante schon den grossen Saalbau – Steinkasten, den um diese Zeit ein Architekt aus Mannheim zur Freude von ganz Lindenfels errichtete. Lannert (zum Odenwald) und Rauch (zum hessischen Haus) waren lediglich Abspeisereien für die s. g. Kurgäste, schlichte Fachwerkhäuser, ohne Logierzimmer. Aber man speiste dort gut, billig und reichlich. Dass wir Schencks dort nur das Mittagessen einnahmen, habe ich wohl schon erzählt, und zwar ums Jahr 1883 herum bei Rauch im Hessischen Haus.

Eine Wasserleitung gab es zwar vom Schenckenbergbrünnchen den Schenkkenbergweg herunter nach einem zentralen Laufbrunnen auf dem Dalles und nach dem Löwenbrunnen vor der evangelischen Kirche. An diesen beiden Wasserstellen musste alles Wasser geholt werden, was die Lindenfelser konsumierten. Oben am Dreckete Weg war ein „See“, in dem das überflüssige Wasser des Dalles-Brunnens zusammenlief. Auch der „Gumper See“ existierte schon damals, wohl wie der Dalles-See zu Feuerlöschzwecken. Kühe und Pferde wurden zum Tränken an die Brunnen getrieben. Die Wasserleitungsrohre, vom Schenckenbergbrünnchen nach unten, bestanden aus ausgehöhlten Erlenstämmen, die durch Sandsteinkappen verbunden waren. Also, an allzuviel Reinlichkeit kann Lindenfels damals nicht gelitten haben. Es fehlte an Wasser.

Die wichtigste Einrichtung von Lindenfels bestand in der s. g. Präparandenschule, in welcher jeweils 40 oder 50 hessische Volksschullehrer ausgebildet wurden. Die Schule nahm das heute von der Bürgermeisterei (mit Hinterhaus) belegte Gebäude ein. Der Direktor der Schule wohnte im I. Stock; ein weiterer Lehrer in der ehemaligen Oberförsterei, heute das Haus von Frau Dr. Schurer. Ohne die Präparanden, die in allen Bauernhäuschen einzeln untergebracht und verpflegt waren, hätte sich Lindenfels niemals zu einem „Kurort“ entwickeln können: Die Kur begann, wenn die Präparanden in ihre Sommerferien und in ihre Herbstferien gingen, wenn

also ihre Betten in den Bauernhäuschen frei wurden. Ausserhalb der Ferien standen höchstens ein paar Zimmer in den beiden Pfarrhäusern zur Verfügung der Kurgäste.

Und wer waren die Honoratioren von Lindenfels? Nun, Lindenfels, das ums Jahr 1806 von der ehemaligen Pfalz zu Hessen geschlagen wurde, und das damals Kreishauptstadt war, hatte in den 70-er Jahren seinen letzten Kreisrat, einen Herrn Hofmann (verwandt mit Merck-Hofmanns) verloren und das ehemalige Kreisamt wurde zu einem staatlichen Rentamt, also zu einem Finanzamt. Der Rentamtmann war der höchste studierte Beamte in Lindenfels, und er war der einzige studierte Beamte. Die hohe Landpolizei war vertreten durch den Herrn Brigadier Greinert (Haus Meisinger), nach dessen Pensionierung durch den Wachtmeister Koch. Der evangelische Pfarrer, von dem ich bereits, als von unserem ersten Gastgeber erzählt habe, hiess Schmidt. Unter ihm wurde das alte ev. Pfarrhaus, jetzt Baur-de-Betaz, als unbewohnbar und pilzdurchsetzt aufgegeben und für ein paar Taler an den in Lindenfels (in der ehemaligen Oberförsterei) geborenen Generalsuperintendenten der Rheinprovinz Wilhelm Baur, also an den höchsten ev. Geistlichen der Rheinlande, kurzer Hand verkauft. Übrigens: Damals wäre auch der Lindenfelser Bürgerturm ums Haar für 9 Gulden verkauft worden, zum Abbruch und als Steinbruch! Der Staat brauchte Geld!

Aber zurück zu den Honoratioren: Wilhelm Baur war, wie seine berühmteren Brüder, ein hochintelligenter Mann. Und er war ein Volksredner dazu. Von seinen Waldpredigten habe ich bereits erzählt. Und die Eltern wurden hie und da zu besonderen Vorträgen eingeladen, die er über religiöse oder historische Themen in seinem Hause hielt. Zu seinen glühenden Verehrern zählte eine Engländerin, Miss Smith, die sich, um in der Nähe des heiligen Mannes zu sein, das Häuschen in der Wilhelm Baurstrasse oberhalb der Kleinkinderschule bauen liess und ihm dies Anwesen später testamentarisch vermachte. Die Gattin des Generalsuperintendenten, Frau Meta geborene de Betaz, war die Tochter eines schweizerischen Gymnasiallehrers, benahm sich aber als sei sie von hohem Adel, also sozusagen „überheblich“ und „unnahbar“, ganz anders der volkstümliche Gatte. Das ehemalige Stallgebäude des Baur‘schen Anwesen wurde so umgebaut, dass Frau von Mirrow, verwitwete und alleinstehende Schwester Metas, darin dauernd wohnen konnte. Frau von Mirrow war, anders wie ihre Schwester, natürlich, einfach, lieb und freundlich. Meine Mutter war ihr sehr zugetan. Wilhelm Baur und Frau von Mirrow waren innerlich fromm, gottvertrauend, warmherzig; die Frömmigkeit der Frau Meta war theatralisch und schauspielerisch. Selbstverständlich brachten die Baurs nur ihre Ferien in Lindenfels zu. Die

eigentliche Residenz war Bonn am Rhein. Über die Jugend des Generalsuperintendenten berichten seine gedruckten Memoiren, die ich besitze.

Die beiden Fräulein von Borke, die in dem jetzt von Olli vom Baur bewohnten ehemaligen Burgstall residierten, waren wohl durch die geistige Anziehungskraft des Generlsuperintendenten Baur aus dem Rheinland nach Lindenfels verpflanzt worden; sie hatten eine kleine Erziehungsanstalt für vornehme und insb. für adelige Mädchen errichtet und waren wohl mehr mit innerer Frömmigkeit als mit Verstand für den Lehrberuf begabt. Die „Börkchen" waren aber auch aktive Christen, und die tatkräftige Pflege erkrankter Lindenfelserinnen gehörte zu ihren Lieblingsaufgaben und zu denen ihrer Schutzbefohlenen; und sie taten es auch dann noch, als das Unterleibsleiden einer von ihnen gepflegten jungen Lindenfelserin nicht durch warme Aufschläge und heisse Gebete, sondern durch die plötzliche Geburt eines gesunden Bankbeins behoben wurde.

Der weinselige Pfarrer Schmidt war inzwischen durch den gottseligen, wirklich frommen und gottvertrauenden Pfarrer Freiensehner ersetzt worden. Er war mit einer lungenkranken Frau, die ihm zwei Töchter und einen Sohn geschenkt hatte und aus dem pietistischen Jugenheim am Rhein stammte, nach Lindenfels gekommen, in der vergeblichen Hoffnung auf Heilung der Kranken in der guten Lindenfelser Luft. Freiensehner selbst stammte aus Ulrichstein und war ein *selfmade man*; aber er war mehr: Ein Hüne von Gestalt, ein Kind von Gemüt und ein richtiger deutscher Dorfpfarrer dazu, dem seine Sonntagspredigten mehr aus dem Herzen als aus dem Kopfe kamen. Dorfpfarrer! Ja, aber nicht Pfarrer in dem einzigen Dorf Lindenfels, sondern mit 18 umliegenden Dörfern dazu. So musste denn der Pfarrer vor allem gesunde Beine haben, um seinen geistlichen Pflichten in der Diaspora nachzukommen, die Kinder zu taufen und zu konfirmieren und, die Kranken zu besuchen, die Toten zu bestatten. Dazu war Freiensehners Haus das musikalischste in Lindenfels. Freiensehner hätte in die Zeit des dritten Reichs gut hineingepasst: Er war, bei aller Herzensgüte, ein enragierter Antisemit. Nach dem Tod der ersten Frau heiratete er die einzige Tochter eines Lindenfelser Kurgastes, dieFrau Geheime Oberkirchenrat Freiensehner, die ihm eine Tochter Emmy schenkte. Ihre Eltern waren vermögend; und dieses Vermögen wurde späterhin zum Bau der Villa Einsiedel verwandt und zwar mit dem ausgesprochenen Zweck, einer Frl. Rahm zur Einrichtung einer Kurfremdenpension zu dienen. Meine jüngeren Geschwister waren mit den Freiensehnerskindern intim befreundet, und meine Eltern standen mit dem Ehepaar Pfarrer auf einem freundschaftlichen Besuchsfuss. Mehr als das: Sogar mein Vater; der gewiss kein Kirchenläufer war, ging an jedem Sonntag in die Kirche zum

Gottesdienst, den Freiensehner leitete. Die dritte Bank in der Kirche, auf der rechten Seite, war unser Schenckischer Stammplatz. Da nur die Frauen der Lindenfelser unten, und die Männer auf den Estraden oben sassen, kam es vor, dass mein Vater der einzige Mann im Unterstock war, abgesehen von den Mitgliedern des Kirchenvorstands, die links vom Altar sassen. Rechts vom Altar sassen die Konfirmanden. Peter Brand bediente den Blasbalg zur Orgel. Einer der Lehrer an der Präparandenanstalt funktionierte als Organist und leitete, bei Beerdigungen, den Gesang der Kinder, am Grabe, der zum Beerdigungsritus gehörte. Mit zunehmenden Alter wurde Pfarrer (nach seinem 50-jährigen Dienstjubiläum Dr. und Geheimer Oberkirchenrat) Freiensehner so taub, dass er um Andacht und Predigt in den Gesang der Gemeinde einzubauen, sich auf die Winke seiner Gattin, die auf der vordersten Kirchenbank sass, verlassen musste.

Von rechts wegen hätte auch der Lindenfelser Rentamtmann Herr Heim, als Studierter zusammen mit Frau Heim zu den Lindenfelser Honoratioren zählen müssen. „Rentamt“ ist der alte Name für Finanzamt. Herr und Frau Heim spielten keine gesellschaftliche Rolle: niemand besuchte sie oder lud sie gar gesellschaftlich ein; ich weiss nicht warum. Nur der Rentamtschreiber, den mein Vater, weil er eine Hauptperson im Lindenfelser Verschönerungsverein war, als den schönen Katzenmeier“ bezeichnete.

Und nun kommt der Bürgermeister von Lindenfels an die Reihe! Dieses hohe Amt hatte, in den 48-er Jahren, der Vater unseres lieben Gärtners Leonhard Lehr eingenommen. Der war aber ein verfluchter Demokrat gewesen, und wurde abgesetzt, als er gelegentlich des Badener Aufstandes die Sturmglocken in Lindenfels läuten liess. In den 70 er und 80 er Jahren war Herr Weimar Bürgermeister, ein federfuchsender Mann, der sein Büro nur selten verliess. Die Bürgermeisterei war in seinem eigenen Hause, das jetzt dem Gemeinderechner Hofmann gehört. Ich sehe den alten Weimar noch heute, die Feder hinterm Ohr, in der Haustüre stehen. Aus seinen verschiedenen Söhnen scheint nichts Rechtes geworden zu sein, und sein Grabstein auf dem Lindenfelser Friedhof wäre weggeworfen worden, wenn ich ihn (und ein paar andere Grabsteine dazu) nicht gegen 10 Mark Belohnung am Nordrand des Friedhofs hätte wiederherstellen lassen.

Der wichtigste Laden in Lindenfels war der von Kämmerer, jetzt Uth, damals dunkel wie die Nacht, aber ein Laden, in dem alles und jedes zu kaufen war. Metzgerläden gab es nicht: Der wichtigste Metzger war Lannert, Besitzer des Gasthofs zum Odenwald. Auch Adam Vogel, sein Nachfolger in Ehe und Geschäft kam als Metzgerbursche nach Lindenfels, in Lannertsche Dienste.

Zwei gute Schreiner waren in Lindenfels: Der eine war Valentin Keil, (Vater von Frau Babette Dingeldein Witwe), der andere – Tremper, Vater des Gasthalters zum Darmstädter Hof.

Unser bester Freund war der Hammerschmidt und Volkssänger Johannes Keller, der sein Nagelschmiedgewerbe im Souterrain des jetzt von Schneider Hofferberth bewohnten Hauses betrieb, – wenn er nicht gerade trank oder sang.

Sein Bruder Lorenz Keller bewohnte das jetzt Eulersche Haus in der Burgstrasse, das damals eine schöne Sandsteinfreitreppe besass. Auch Lorenz war ein grosser Sänger vor dem Herrn bzw. vor den zuweilen im Bosquet vereinigten sangeslüsternen Kurgästen.

Ein Nicht-Sänger, sonst aber ein wichtiger Mann war der Barbier Schnellbacher, Vater des Alt-Bürgermeisters. Er besass u. a. eine riesige kupferne Klystierspritze, die bei uns Kindern ab und zu in Tätigkeit gesetzt wurde.

Und wie hiess doch der alte Schuhmacher, der die tiefe Bassstimme hatte? Wenn er bei dem Lied „Wer hat denn das Bier umgeschüttet“ die Worte „I net, i net“, hervorholte, konnte man das Gruseln kriegen.

Da war auch ein Büchsenmacher, Herr Riebel, bei dem mir Karl Locher meine erste Flinte, eine einläufige Lefaucheux, erstehen half, und von dem auch meine erste Vorderladerbüchse stammte: Riebel wohnte in dem Haus mit der grossen Scheuer in der Wilhelm Baurstrasse, gegenüber dem Bürgerturm. Er gehörte zum Gemeinderat von Lindenfels, neben den Herren oder zusammen mit den Herren Lorenz Keller (Beigeordneter), Schnellbächer (Barbier), Gg Riebel (Grundbesitzer-Grossbauer), Rauch (zum Hessischen Haus), Schnellbächer (später selbst Bürgermeister und Bauunternehmer) Höbel und Meister. Der Gemeindeeinnehmer hiess Schnorr.

Und da war der „Post-Pfeifer“ in der Burgstrasse, der die von mir bereits beschriebene Pferdepost nach Bensheim im Akkord mit der Reichspost hatte. Der war ebenfalls Grossgrundbesitzer, mit etwa 20 Morgen Land, – und irgendwie waren auch die Hechlers auf dem Dalles mit der Pferdehaltung für die Post verbunden, zusammen mit ihren Verwandten, den Hechlers in Reichenbach, bei denen die Postpferde gewechselt wurden. Auch die Hechler waren „Grossgrundbesitzer“.

Das Gasthaus zur Burg Lindenfels gehörte den Vetters: Der dicke Adam Vetter, der etwa 18-jährige einzige Sohn des Hauses, war unser Freund; und wir halfen ihm, wenn er abends seine Kühe zum Tränken auf den Dalles-Brunnen zu trieb. Die Kühe wurden zuweilen auch auf die Wiesen getrieben, die jetzt den Garten des Sanatoriums bilden: Das ist die einzige Viehweide, deren ich mich erinnere. Alles war auf Stallfütterung zugeschnitten, wie noch heute.

Lindenfels war bitterarm: Nur die Präparanden und die Kurgäste brachten etwas Geld in das Städtchen. Zwei Drittel der Bevölkerung war evangelisch, ein Drittel war katholisch, und die Katholiken waren die ärmeren. Sämmtliche Grossgrundbesitzer (Gäulsbauern) waren evangelisch. Nur Lannert (zum Odenwald) gehörte als Katholik zu den Besitzenden. Der Gegensatz zwischen den beiden Konfessionen war damals weniger ausgesprochen als heute; und nicht selten sassen die Pfarrherrn beider Konfessionen zusammen beim Wein. Der Pfarrer hatte 19 Gemeinden zu betreuen, von Ellenbach bis Gadernheim und von Erlenbach bis Knoden! Und das alles per pedes apostularum!

So also sah es im Jahre 1883 in Lindenfels aus: Wir Schencken-Buben brachten den grössten Teil unserer Zeit im Schlosswald mit unseren Freundinnen zu; Freunde gab es leider nicht; oder wir spielten Krocket im Bosket, oberhalb des Rentamtsgartens. Was wir mit unserer Zeit bei Regenwetter anfingen, weiss ich nicht mehr: Ich glaube, damals hat die Sonne immer geschienen. Auf dem Schloss haben wir auch gespielt; dort sind wir herumgeklettert und dort haben wir den Schlossbrunnen ausgeleert, in dem wir ein paar alte Reste von Messern, Laternen und Töpfen fanden.

Das Jahr 1883 ist für uns Lindenfelser Schencken besonders wichtig: Damals wurde es unsern Eltern klar, dass ein Unterkommen für eine 9-köpfige Familie, darunter ein 1-jähriges Baby, in den Lindenfelser Präparandenstuben nicht mehr zu ermöglichen war. Und die Eltern trugen sich mit dem Gedanken, irgendwo in Lindenfels ein kleines Häuschen zu errichten, nur zum darin-Schlafen, nicht zum darin-Essen: Nach wie vor sollte die Hauptmahlzeit bei Rauchs im Hessischen Haus eingenommen werden.

Ich habe mich späterhin oft über den Mut gewundert, mit dem die Eltern, in Anbetracht ihrer grossen Familie, der Notwendigkeit des Finanzierens von Studenten-Söhnen (August war bereits Oberprimaner) und bald auch von Offiziersaspiranten und in Anbetracht der geringen Einnahmen der väterlichen Advokatur an dieses Wagnis herangingen. Ich vermute, meine Eltern waren durch den Tod ihrer Väter, ein paar Jahre zuvor, zu einem kleinen Vermögen gekommen. Und der Vater bezog nunmehr, als Stellv. Vorsitzer des Aufsichtsrats im Verein Chemischer Fabriken zu Mannheim-Wald gelegen, (jetzt Kali Chemie A.G.), relativ grosse Tantièmen. Auch seine Vermögensverwaltungen waren wertvoller geworden; Fr. Flinsch, Staatsrat Meissner (Wiesbaden), Freiherr von Jungenfeld (Lörzenbach) usw. begannen sich zu rentieren.

Vielleicht kam auch den Baugelüsten der Eltern die Bekanntschaft mit Professor Ferdinand Luthmer und mit seiner schönen und verwöhnten Gatten Klara

entgegen: Meine Mutter hat oft davon erzählt, dass ihr erst Luthmer die Augen öffnet für die Schönheit des Odenwälder Fachwerkbaus. Und an der Ausgestaltung der Villa Schenck, so insb. an den drei abgeschnittenen Mansardenkern und an dem Balken-Plafond des „Fürstenzimmers“ der Villa, hatte Luthmer entscheidenden Anteil.

Die Eltern beabsichtigten ursprünglich, hart am Waldrand unterhalb des jetzigen Roon-Pfads auf einem Hechlerischen Acker zu bauen: Da war der Wasserbezug; aus der Schenckenberg-Rohrleitung, möglich. Aber der Plan scheiterte an der Unmöglichkeit, das nötige Baumaterial auf irgend einem Weg herbeizuschaffen.

Endlich, am 8ten August 1883, kam die Sache zum Klappen: Da wurde der Hopfenacker des Schreiners Valentin Keil gekauft, eine abschüssige Fläche von 1200 qm, die zwischen dem Köpfchen (Wilhelmshöhe) und der Chaussee eingeklemmt war. Westlich davon lag das zerfallende Häuschen des s. g. Wollenspinners Trautmann. Östlich endete das „Äckerchen“ etwa da, wo der Springbrunnen heute liegt. Der Kaufpreis war 2000 Mark und für damalige Zeiten und Begriffe sehr hoch. Und – die Wasserfrage war noch zu lösen! Vergeblich liess der Vater im Ostteil des jetzigen Kinderwalds nach einer Quelle, nach Wasser graben: Erst als es, zwei Jahre später, feststand, dass Lindenfels mit Hilfe des dem Vater befreundeten Bensheimer Kreisrats (von Marquard) eine gesicherte Wasserzufuhr aus den Lindenfelser Buchquellen bekommen würde, konnten die Baupläne in Taten umgesetzt werden. Inzwischen wurden, von der Gemeinde Lindenfels, weitere 1400 qm Gelände hangaufwärts, am unteren Rand des Köpfchens, und ostwärts, am jetzigen Kastanienplatz, zu sage und schreibe 400 Mark erworben. Der Ankauf der Grundstücke südlich der Chaussee, die dem verkaufsunlustigen Johannes Hechler gehörten, und deren Besitz nötig war, um die Aussicht von der Villa aus freizuhalten und um uns einen Garten zu verschaffen, verzögerte sich bis zum Jahre 1887, wo 2700 qm zu 1120 M. und bis zum Jahre 1890, wo 1773 qm zu 6000 M. gekauft wurden.

Die einfachen Baupläne für die Villa wurden von den Eltern selbst entworfen und vom Strassenbaumeister (dem akademisch gebildeten Chaussee-Oberaufseher des Hochbauamts Bensheim) Sax ausgeführt. Im Winter 1885/6 brach die Stützmauer zusammen, die das Haus, in einem einzigen steilgestellten Mauerwerk, nach der Chaussee zu abstützte. Daraufhin wurde die Stützmauer in Terrassen aufgeführt. Als die Hausmauern fertig waren, zeigte es sich, dass – die Abtritts-Senkgrube vergessen worden war: Sie musste nachträglich in den Granitboden hineingesprengt werden. Kein Wunder, dass der Vater den Vers machte:

Wenn Du willst bauen,
Musst erst in den Geldbeutel schauen:
Hast Du nicht brav Batzen,
Musst Dich vorn und hinten kratzen!

Noch eins: Dass unsere Villa einen Turm bekam, war damals eine absolute Notwendigkeit: Alle Villen hatten Türme. Und noch eins: Tante Anna Merck (und ebenso Müller-Alewyns) waren entsetzt über die elterliche Bauerei, die erstere, weil sie gewünscht hatte, dass die Eltern sich in Jugenheim anbauten; die letzteren, weil sie den Bau eines Sommersitzes für eine unseren finanziellen Verhältnissen nicht entsprechende Verschwendung hielte. Gott sei Dank, dass unsere Eltern die Courage hatten! Wo und was wären ihre Nachkommen ohne Lindenfels? Und die leidenschaftliche Liebe für Lindenfels, die die Eltern zum Villenbau veranlasste, haben sie auf ihre ganze Nachkommenschaft – Gott-sei-Dank – vererbt. Aber Eines scheint mir sicher: Ohne Lilis Geburt im Jahre 1882 und die dadurch erschwerten Unterbringungsmöglichkeiten der Familie wäre es nie zum Hausbau in Lindenfels gekommen.

Ein zweiter Glücksfall kam dazu, um die Villa zu ermöglichen, und zwar in Gestalt von Dr. Hugo Bender, dem ältesten Sohn des jüdischen Kantors Bender aus der Karlsstrasse 6, den sich Vater nach langem Hin und Her zum Associé in seiner Anwaltschaft erwählte.

Das kam so: Neue Straf- und neue Zivilgesetzbücher für das deutsche Reich waren herausgekommen. Mein lieber Vater hatte die alten Gesetze nicht recht gekannt, da er ja nur notgedrungen und verspätet zur Rechtsanwaltschaft übergegangen war. Wie sollte er die neuen Gesetze kennen oder lernen?

Das Katzenellenbogener Landrecht, das Erbachische, das in Fürth geltenden Mainzer Recht waren schwierig genug! Und nun die neuen Gesetze! Ich glaube, mein lieber Vater fühlte, so oft er in irgend einen Prozess vor diesem oder jenem Gericht plädieren musste, dass er der Sache nicht gewachsen war, und dass er, mit reinem Gewissen, die Intressen seiner Klienten nicht wahren konnte. An Beredsamkeit fehlte es ihm nicht. Und doch war er den anderen unterlegen, so insbesondere dem klugen Justizrat Osann, dem späteren Reichstagsabgeordneten, der sämmtliche frühere Entscheidungen des Oberlandesgerichts auswendig zu wissen schien, und der den Vater seine juristische Unvollkommenheit nur zu gern fühlen liess. Und dazu kam, dass meinem Vater die Verteidigung kleiner Missetäter vor den Schwurgerichten geradezu zuwider war: das musste anders werden! Aber – da war keiner von den jungen christlichen Gerichtsgenossen, die bei Vater aushilfsweise eintraten, der

sich zu einem Geschäftspartner geeignet hätte, oder der sich, den kommenden Richterberuf oder Verwaltungsberuf aufgebend, mit der Teilhaberschaft in einem unrentablen Betrieb hätte abfinden lassen. Nur, den Juden war damals und bis nach dem ersten jüdischen Krieg die Richterkarriere und die Verwaltungskarriere verschlossen. Also kam nur ein Jude als Associé des Vaters in Frage. Dass die Wahl auf Hugo Bender fiel, hat der Vater seinem Freund Staatsrat Halwachs zugeschrieben, der den jungen Dr. jur. Bender genau kannte. Aber, auch für Bender war die Sache ein Wagnis. Er wusste, dass der Betrieb sich nicht rentierte, und er war nicht erstaunt, als das erste gemeinsame Geschäftsjahr mit einem Reinertrag von sage und schreibe 1600 Mark abschloss. Allerdings, mein Vater war grosszügig und überliess seinem Partner den ganzen, statt des vertragsmäßigen halben Reinertrags: Das hat mir Bender wiederholt rühmend erzählt. Aber siehe da: Schon im zweiten Geschäftsjahr hatte sich der Reinertrag auf 10.000 Mark erhöht, – und dann stieg er immer weiter und das um so entschiedener, je mehr sich mein Vater von der Anwaltstätigkeit zurückzog. Da begnügte er sich denn mit einem Drittel des Reinertrags und lebte lieber in Lindenfels als in Darmstadt. Allerdings, auch in Lindenfels übte er die Anwaltstätigkeit bis zuletzt aus: Zuweilen hörte ich zu, wie er einem Klienten zum Frieden statt zum Prozess, zum Vertragen statt zur Ehescheidung riet; Vaters Büro in Lindenfels nahm das Zimmer ein, gleich links vom Hauseingang, gegenüber der Küche: Da stand der grosse flache Eichenschreibtisch mit gedrehten Beinen und zwei Schubladen, der jetzt im Gemeindehaus des ev. Pfarramts untergebracht ist. Und an diesem Tisch hat Vater – auch in Lindenfels – fleissig gearbeitet, bis zu seinem Tode im Jahre 1902.

Aber zurück zu Hugo Bender! Mit Benders Einzug ins Darmstädter Büro musste den seitherigen Mietern der hinteren Räume des Erdgeschosses gekündigt werden: Bender bekam das Mittelzimmer nach vorn, Vater das NO-Zimmer, Karlo und August kamen in das kleine rückwärtige Zimmer und ich kam in die ehemalige Küche, die den Vorzug fliessendes Wassers besass. Wir drei Buben hatten, vordem, hoch im Olymp in den Mansardenstuben der Südseite des Hauses sturmfrei gewohnt: Denn niemals hatte sich der Vater zu uns heraufverstiegen, und wir konnten dort anfangen was wir wollten: Insbesondere stundenlang Vingt-et-Un spielen, und dabei Gilkaschnaps trinken, den wir bei Poth erstanden hatten. Alle diese Freiheiten hörten auf, als wir in das Erdgeschoss „übergesiedelt wurden“ und in der unmittelbaren Nähe des Vaters rückten. Das grosse NW Zimmer des Darmstädter Erdgeschosses wurde zunächst als Gelegenheitsspeisesaal eingerichtet und zwar mit Möbeln, die im Jahre 1886 ins Fürstenzimmer nach Lindenfels kamen. Daraufhin wurde dieses NW Zimmer, mit der anschliessenden Glasveranda, von August und Carlo und

später – als Student u. als Forstreferendar – auch von mir bewohnt. Für die künstlerische Ausstattung des Raumes ist aber August allein verantwortlich gewesen, und diese war, in Anbetracht unserer geringen Mittel, wirklich künstlerisch zu nennen.

Und nun noch einmal zurück zu Hugo Bender: Die Casinofreunde meines Vaters waren mit der Annahme eines jüdischen Geschäftsteilhaber durch einen ihrer Tischgenossen nicht einverstanden! Und Bruder August erklärte von Stund an, dass er zwar u. U. Jurist werden wolle, aber niemals gemeinsam mit Bender eine Advokatur betreiben werde.

Sowohl mein Vater als, späterhin, meine Mutter hatten von Dr. Bender, der während des Weltkriegs zum Justizrat Sr. Kgl. Hoheit avancierte, nur Gutes zu erzählen. Bei der Gewinnverteilung war Bender stets uneigennützig-zuvorkommend, ja geradezu dankbar: Denn Vaters angesehener Familienname hatte es ihm, dem Juden, ermöglicht, die beste Advokatur Darmstadts zu entwickeln. Seine Stellung war derart geworden, dass er eine von den „vornehmen" Jüdinnen Darmstadts, eine geborene Blün, deren Brüder zeitweise mit uns ins Gymnasium gingen und die bald darauf in Paris Franzosen und in London Engländer wurden, zu ehelichen im Stande war. Das junge Paar wurde zuweilen, sagen wir jährlich einmal, von den Eltern zu Tisch eingeladen: Eine etwas an den Haaren herbeigeholte Gastfreundschaft, der sich die Eltern auf der annehmenden Seite entzogen. Ich selbst aber, und noch mehr meine Schwester Olga, haben mit den Benders vor und nach dem Weltkrieg gesellschaftlich verkehrt. Rosel Eigenbrodt war, jahrelang, Dr. Benders besondere Freundin, und Marie Schenck verehelichte Frau Dr. Georg Büchner, stand nach dem Tode von Benders Frau (etwa ums Jahr 1913 herum) so intim-innig mit Hugo Bender – den sie ihre alte Freundschaft mit seiner Frau übertragen hatte – dass ihr Gatte allerlei Anlass zu Eifersuchtsszenen hätte haben können. Manno in Hauptmannsuniform und Helm und ich haben der Beerdigung von Frau Hugo Bender beigewohnt. Und – unmittelbar nach der Beerdigung bat mich Hugo, ihn nicht mehr mit „Sie", sondern mit „Du" anzureden! Hugo war nicht bei der deutschenfreisinnigen Partei oder gar bei der sozialdemokratischen Partei eingetreten: Er war führendes Mitglied der gesellschaftsfähigen Deutschen Volkspartei – damals nannte man sie „Nationalliberal" – und er war auf ihren Flügeln ein wichtiges Mitglied des Stadtrats von Darmstadt geworden, mit Stimme und mit Einfluss in allen möglichen Kommissionen, darunter, nach dem Weltkrieg, in der Theaterkommission; in folge dessen hatte Hugo Bender viele Jahre lang einen bevorzugten Freiplatz im Sperrsitz des Theaters zur ständigen Verfügung. Und noch Eins: Hugo Bender hatte es, dank seiner Partnerschaft in Vaters Advokatur schon im Jahre 1909 zu einem bedeu-

tenden Vermögen gebracht. Er konnte sich das vornehme Haus Heinrichstrasse 12 kaufen (das früher den Prinzen-Beckers gehört hatte) und er konnte sich den Luxus erlauben, Ölgemälde moderner Meister (mit Martin Emmerling als Kunstberater) in grösseren Mengen zu erstehen. Von seiner Tätigkeit als Testamentsvollstrecker aus Onkel Max und Tante Delly Müller-Alewyns Testament wird später die Rede sein. Das Erstehen der NSDAP führte zu einem rascheren Abstieg Benders als es sein Aufstieg gewesen war. Er soll einsam, krank und arm in London gestorben sein. Ich habe ihm noch, um eine Übertragung des Testamentsvollstreckerposten auf meinen Neffen Hans zu bewerkstelligen, ums Jahr 1937 herum 1600 Rm. ausbezahlt: Das heisst das Vierfache des Jahresbetrags, den ihm diese Stellung damals eintrug. Vor der Inflation waren es 4000 Goldmark gewesen.

Wie dem auch sei: Ohne Hugo Bender wäre es für die Eltern nicht möglich gewesen, sich vom Jahre 1886 bis zum Jahre 1902 alljährlich Monatelang in Lindenfels aufzuhalten. Und ich glaube nicht, dass ein christlicher Partner kulanter und anständiger, den Eltern gegenüber hätte handeln können, als es dieser Jude tat.

Übrigens hat auch mein bester Lebensfreund, Hermann Kulenkampff-Post, einen Juden, den berühmten Dr. Lifschütz, als Geschäftsteilhaber in seine Bremer Rechtsanwaltskanzlei hineingenommen: Aber Lifschütz benahm sich, bei der Gewinnverteilung, weniger christlich als Hugo Bender: Die dicken Brocken, die grossen Gutachten, die einträglichsten Vertretungen, ja die waren nicht gemeinsame Sache, die waren jeweils Lifschütz‘ Privatunternehmungen gewesen, wenn der Jahresgewinn verteilt wurde.

Ein trauriges Ereignis des Jahres 1885 ist noch nachzutragen: Im Februar des Jahres starb Minna D›Orville und 8 Tage später ihr Gatte Georg d’Orville, meine heissgeliebten Paten, beide an Schwindsucht. Es war ein fürchterliches Ende gewesen. Vergebens hatten die beiden die letzten Winter in Mentone zugebracht und vergebens alle damals vorhandenen Koryphäen konsultiert. Über diesem Zweig der d’Orvilles scheint oder schien ein Fluch zu hängen: Onkel Georgs Eltern, Theodor d’Orville und seine Frau Agathe geborene Alewyn waren 38 Jahre alt gestorben, unter Hinterlassung eines einzigen unwürdigen Sohns, Georg, dessen Vormund damals mein Grossvater Gustav Alewyn wurde. Nun starb die zweite Generation, beide noch nicht 35 Jahre alt, unter Hinterlassung einer unmündigen Tochter, Agathchens, – und auch diese sollte ja, ebenso wie ihr Gatte, mein Bruder August Schenck, das 33te Lebensjahr nicht erreichen. Das Testament ihrer Eltern bestimmte, zum tiefen Kummer unserer Tante Caroline d’Orville, dass Agathchen nicht in Offenbach bleiben, sondern von ihrer Grossmutter Nielsen in Bremen erzogen werden solle; und

wenn diese Ausfälle (und das war schon nach wenigen Monaten der Fall), sollte Agathchen in der Familie Stroh aufwachsen. Die Strohs! Das waren Emporkömmlinge im d'Orville-Bernhardschen Tabakgeschäft. Die Familie Stroh wohnte im ehemaligen Buttler-Bau, gegenüber dem Eingang zum d'Orvilleschen Schlosshof, auf der anderen Seite der Herrengasse. Herr Stroh war Prokurist der Firma, und er hatte sich – da Onkel Georg krank und da Onkel Adolf d'Orville altersschwach war – zum tatsächlich alleinigen Inhaber oder Vertreter der Firma heraufgeschwungen; und er hatte seine diversen Kinder, darunter die mit mir gleichaltrige Mia und den ältesten Sohn Karl Stroh, schlicht und recht und gesund erzogen. Gesundheit! Das war die Hauptsache für die Eltern, die im Sterben lagen! Agathchen sollte gesund aufwachsen. Und wer sonst hätte das elternlose Kind übernehmen können? Tante Caroline d'Orville war zu alt, und ihre Erziehungskünste waren nicht hervorragend, wie das Beispiel von Onkel Otto Alewyn bewies. Onkel Karlo Krafft und seine Gattin Fanny konnten ihr eigenes Kind nur verwöhnen, aber nicht erziehen. So wurde denn Onkel Karlo zwar Vermögensvormund, aber nicht Erziehungsvormund. Aber ich darf wohl sagen: Ganz Offenbach war entsetzt, dass Agathchen bei den unaristokratischen Strohs aufwachsen solle.

Mein Vater hatte mich, zur Beerdigung Tante Minna d'Orvilles, nach Offenbach mitgenommen. Ich sah den Leichenzug sich im Schlosshof bei trübem Wetter zusammensetzen. Aber ich wurde nicht auf den Friedhof mitgenommen. Und Onkel Georg war zu schwach, um mich noch einmal sehen zu wollen. „In 8 Tagen", sagte er! Und genau 8 Tage nach seiner Frau starb er auch. Zwei fröhliche Leben hatten in nahezu gemeinsamem bitterem schwerem Tod geendet. Und meine innige Zuneigung zu Agathchen, mit der mich Onkel Georg wohl scherzweise oder tatsächlich bei meinem letzten Hausbesuch verlobt hatte, stieg ins Unendliche, als sie durch Mitleid mit ihrem elternlosen Schicksal gesteigert wurde.

Und um es nicht zu vergessen: Es muss im Jahre 1884 gewesen sein, dass mein Onkel Otto Alewyn, Bruder meiner Mutter, aus seiner jahrelangen und selbstverschuldeten Verbannung (zuletzt in Schweden) zurückkam. Sein Vergehen war verjährt. Er war ausser Verfolgung gesetzt worden. Ich erinnere mich, dass mein Vater sich weigerte, den Heimkehrer am Bahnhof abzuholen und ihm auf diese Art seine Verzeihung zu dokumentieren. Er wollte nichts mit ihm zu tun haben. Für meine Mutter lag der Fall anders. Sie konnte verzeihen, und sie hätte es schon um Tante Carolines Willen getan, die an ihrem Sorgenkind mit allen Fasern der Liebe hing. Sie gab ihm auch das zur Errichtung eines Geschäfts – einer Essigfabrik – das nötige Geld, das den Leichtsinn Ottos nicht lange fesselte. So wurde er denn, nach

wenigen Jahren, Commis-voyageur bei irgend einer Firma, – und als solchen traf ich ihn, oder er mich, mehrere Male im Hotel Prinz Karl in Giessen, wo ich als Student zu Mittag ass und wo er gelegentlich seiner Kundenreisen wohnte: Himmel, wie unsorgniert sah er aus, und wie liederlich sein Reisegepäck, das ich in seinem Gastzimmer zu sehen bekam. Meinen Tischgenossen gegenüber schämte ich mich, einen derartigen Onkel zu besitzen.

Onkel Ottos Bruder, Onkel Max Alewyn, war damals in Bensheim sesshaft geworden, wo er, ums Jahr 1882, zusammen mit dem Freiherrn Pergler von Perglas (Enkel meines Grossonkels Ernst, des „Schrift-Schencks") eine Korkstopfenfabrik gegründet hatte. Herr von Perglas war Grossbauer in Schönberg; er hatte das schöne Anwesen zu eigen, das im Tal längs der Chaussee zu Füssen der Marxburg lag und zu diesem Anwesen gehörte eine kleine Wasserkraft, die von der Korkstopfenfabrik ausgenutzt werden sollte. Die Fabrikgebäude werden heute von einer Fein-Bürstenfabrik eingenommen. Die Alewyns wohnten unmittelbar westlich der Fabrik in einer Art Gasthaus. Merkwürdig! Obwohl wir auf den Reisen nach Lindenfels, zu Fuss oder zu Wagen, oft an Onkel Max Alewyn vorbeikamen, niemals kam uns der Gedanke, diese nächsten Blutsverwandten zu besuchen! Onkel Max war, meines Erinnerns, der Typ eines Gentleman und Cavaliers, und er schien in Bensheim, – im vornehmen Bensheimer Casino – sehr beliebt zu sein. Aber – seine Frau wurde allgemein abgelehnt, die Tante Tina (Clementine), Tochter des Oberstabsarzt Dr. Fr. Wilhelm Schulz (1797 – 1872) und seiner Gattin Fanny geb. Preitz (1816 – 1894), welche letztere ebenfalls in Bensheim wohnte. Tante Tina hatte die unseligste Eigenschaft der Welt: Sie war dumm bis zur Grenze der Borniertheit.

Und ich fürchte, diese Beschränktheit ist auf die Mehrzahl ihrer Kinder übergegangen. Ihre Dummheit äusserte sich zunächst in ihrer Putzsucht: Ein neuer Hut war der Gipfel ihres Glücks. Und ihr Gatte war schwach genug, jeden Putzsuchtswunsch auch dann zu erfüllen, wenn er es sich finanziell nicht leisten konnte. „Mehr scheinen als sein", das war Tinas Lebensgrundsatz. Onkel Max hatte seine Frau, auf der Reise nach Moskau, in Danzig kennen gelernt. Und nachdem er als Kaufmann in Moskau (1868 – 1872) gescheitert war, hatte er zunächst in Danzig, dann in Berlin Friedenau (1875 – 1880) ein Schwammgeschäft aufgemacht. Dass Tante Caroline alle diese Fehlschläge und selbstverständlich auch die Bensheimer Korkenfabrik finanzieren musste, dass sie immer und immer wieder für den Familienunterhalt der Maxens aufkommen musste, sei nebenbei vermerkt. Onkel Max war kein Verschwender: Aber ich glaube, wenn 100 Mark im Kasten hatte, so gab er und seine Tina 200 Mark aus. Die beiden ältesten Kinder des Ehepaars, Georg und Alfred,

sind in Moskau zur Welt gekommen; die Tochter Lydia in Danzig; unser Vetter Gustav (zur Zeit Portier am Sächsischen Hof in München) in Berlin-Friedenau; der jüngste Sohn Willy in Bensheim Onkel Max besuchte uns selten; sei es in Darmstadt, sei es in Lindenfels. Ich entsinne mich des Erstaunens meiner Mutter, als er ihr, gelegentlich eines Besuchs von Berlin-Friedenau aus, strahlend erzählte, er habe für 100 Mark Schwämme verkauft: Das war alles, was er auf einer Reise von Berlin nach Darmstadt verkauft hatte! Wie sollten da die Spesen herauskommen!

Merkwürdig, dass Onkel Max und Onkel Otto Schiffbruch über Schiffbruch erlitten! Merkwürdig, dass sie Brüder meiner Mutter waren, deren Lebensprinzipien und deren Eigenschaften so ganz, ganz anders waren als die der Brüder! Ich glaube, Max und Otto litten unter den Fluch der reichen Offenbacher Verwandtschaft, der reichen d'Orvilles, der Lemmés und der Kraffts. Die Alewyns waren Habenichtse! Aber sie suchten dies Gebrechen durch ein grandseigneur-artigen Auftreten zu verdecken. Dass auch Tante Delly Müller-Alewyn an dieser Renommiersucht, diesem Protzen mit ihrem Reichtum litt, habe ich schon erzählt.

Meine Mutter war einzigartig, nicht nur einzigartig unter den Alewyns: Sie war einzigartig unter allen Müttern und allen Frauen, die ich jemals kannte. Kein Wunder dass ihre schwesterliche Zuneigung zu Onkel Max und zu Onkel Otto gewisse innerliche Grenzen hatte! Meine Mutter hatte ja nichts mit ihnen gemeinsam ausser das Blut der Eltern.

Das mag die Tatsache erklären, dass der Verkehr zwischen den Alewyns in Bensheim-Schönberg und den Schencks in Darmstadt-Lindenfels auffallend eingeschränkt war. Tante Delly machte aus ihrer Verachtung der beiden Brüder und insbesondere aus ihrem Hass gegenüber Tante Tina Alewyns keinen Hehl.

Das Jahr 1883 war, für Hessen, ein schlimmes Jahr gewesen: Das ganze Rheintal, von Mainz bis nach Darmstadt-Griesheim, war überschwemmt worden, und die überschwemmenden Wasser waren fest gefroren, so dass man vom Griesheim nach Mainz Schlittschuh laufen konnte! Das Elend und die Verzweiflung in den überschwemmten Dörfern müssen entsetzlich gewesen sein. Und die dortige Landwirtschaft war vernichtet. Aber wir Buben fühlten nichts von diesen Schmerzen: Wir hatten wunderbares Schlittschuh-Eis, und einige von meinen Kumpanen wurden von den Eltern nach Mainz mitgenommen, und sie erzählten, wie sie zu Fuss über den Rhein gelaufen seien: Nicht auf Schlittschuhen! Dazu war das Eis dort, zu holperig gewesen. Von dieser Katastrophe habe ich, wenn ich später als Forstprofessor über die Schutzwirkungen des Waldes sprach, oft berichtet: Denn die Bücher behaupten, der Wald verhindere, durch ein Verlangsamen der Schneeschmelze,

die Überschwemmungen am Unterlauf der Flüsse. Aber damals, anno 1883, war das Gegenteil der Fall. Der Schnee war im Schwarzwald metertief aufgehäuft gewesen, und dieser im Walde aufgesammelte Schnee war, bei eintretendem Föhn und warmen Regen, in wenigen Tagen weggeschmolzen. Dazu kam allerdings, dass das Binger Loch vereist war, so dass die Wasser dort nicht abfliessen konnten. Tatsache war jedenfalls, dass die gute Bewaldung des Rheintals eine Überschwemmung nicht verhindern konnte.

Aber nun genug von den Abschweifungen, zu denen mich das Jahr 1883 verführt hat, und mit Kurage ins Jahr 1884 hinein! Es war, das Jahr, in welchem unsere Prinzessin Victoria den Prinzen Ludwig Battenberg, ihren Vetter heiratete; das Jahr der Vermählung der frommen Prinzessin Elisabeth mit dem Wüterich Sergius; Bruder des russischen Kaisers; das Jahr endlich, in welchem unser Grossherzog die missliche Messalliance mit Frau Kolemine einging. Aber von all dem habe ich bereits erzählt!

Wie sah es bei uns Schencks im Jahre 1883 aus?

Bruder August hatte, nach wohlbestandenem Maturitas, im Oktober 1883 die Universität München bezogen, zunächst dort als Jurist eingetragen, aber mit der vom Vater gebilligten Absicht, sich gleichzeitig als Maler auf der Kunstakademie zu versuchen. So hatte Bruder August einen vergnügten Winter nebst anhängendem Münchener Fasching verlebt, aber gleichzeitig die Überzeugung gewonnen, dass seine Maltalente nicht zum Berufsmaler ausreichten. Colonel Siebert, Vaters Freund, hatte ihm zudem gesagt, dass der Malerberuf von allen ihm bekannten Metiers den grössten Fleiss erfordere. Ich glaube, das hat den Bruder beeindruckt: Denn fleissig sein müssen, – das war nicht seine Wahl. Also beschloss er, Jurist zu werden, wie seine Freunde Hugo von Leonhardi und Adalbert von Starck es ja auch werden wollten. Zur Ehre meines Vaters sei gesagt: Er liess seinen Söhnen die Berufswahl vollkommen frei. Mehr als das! Auch die Universität konnte Bruder August nach Belieben wählen, und seine Wahl fiel nun zunächst auf Heidelberg 1884/5, u. Leipzig 1885/6 wo er sich neben der Juristerei, auch mit der Liebe zu gewissen (in Leipzig) musizierenden englischen Misses abgab, von denen er uns gern und oft erzählte. „Behüt Dich Gott! Es wäre so schön gewesen“, sang er; und dann „in Treuen denke ich Dein“: Worauf ihn die Miss frug, wo denn die Universität Treuen liege?

Bruder Carlo war bereits seit längeren Monaten, seit Herbst 1882 in Frankfurt im Drogengeschäft von FA. Büdingen als Lehrling tätig, begleitet von Georg Merck. An jedem Sonntag kamen die beiden nach Hause, sei es nach Darmstadt oder nach Lindenfels; und die Lehrzeit war eine Zeit ungetrübten Glücks für die beiden

Freunde. Sie endet, als Carlo im Herbst des Jahres 1886 nach Antwerpen übersiedelte, wo ihm seine Patentante Adele Lemmé die Wege und die Türen geöffnet hatte. Zunächst wurde er dort als bezahlter Commis in der Banque Centrale Anversoise angestellt und somit kam er aus der väterlichen Tasche heraus. Der Glückliche! Er konnte schon auf eigenen Füssen stehen. Ich nehme aber an, dass ihm Tante Adele dazu zuweilen die Schuhe lieferte. In der deutsch-durchsetzten Antwerpener Gesellschaft spielte der Schützling der Lemmés und lustige Gesellschafter Carlo sofort eine hübsche Rolle. Davon hat mir Adeles Tante, Frau Jenny Köhler geb. Weber, oft schmunzelnd erzählt. Carlo war gescheit, fleissig, lustig, hübsch, musikalisch. Die Welt und alle Herzen standen ihm offen.

Bruder Max hatte sich inzwischen in Worms im Hause des Gymnasiallehrers Marx eingelebt. Und auch er verstand es, stets liebenswürdig und gefällig und manierlich, sich in Worms Freunde und Gönner zu verschaffen. Auf Wunsch des Herrn Marx bezog Max ein monatliches Taschengeld von 2 Mark: Da machte ich dem Vater klar, dass ich nicht mehr als das Zuckergeld von 50 Pfennigen je Monat bezöge, und das diese Diskrimination ungerecht sei. Mein Monatsgehalt wurde sofort auf ebenfalls 2 Mark erhöht. Dass Max in Worms ein anderer Mensch bzw., dass er ein tüchtiger Schüler wurde, der es bis zur Obersekunda mit der Berechtigung zum s. g. Einjährig-Freiwilligendienst brachte, habe ich wohl schon erzählt. Wie seine Brüder war auch Max bei den Mädels beliebt, in Worms bei den Valckenbergs (spätere Exz. von Ewald) und bei den Reinharts (spätere Exz. von Homberg zu Vach). Die Reinharts, von der berühmten Lederfirma Dörr und Reinhart, haben auch einmal eine einmalige Kurgast-Gastrolle in Lindenfels: Da waren die dicklichen Töchter Jula, Lisa und Susa Reinhart, und die die zwei nachgeborenen Buben Nikola und Louis. Merkwürdiger Weise kam es zu keiner Liebschaft zwischen den Reinhartstöchtern und den Schenckenbuben. Ich vermute, die letzteren waren bereits anderweitig engagiert.

Das Jahr 1884 war für Lindenfels besonders bedeutungsvoll: Da kamen aus dem Bergischen Land zwei Handwerksburschen zugereist, die das Steinmetzgewerbe gelernt hatte. Sie hiessen Kreuzer und Böhringer. Sie hatten irgendwo gehört, dass es bei Reichenbach und Gadernheim einen Syenit-Stein gäbe, der dem berühmten schwedischen und von Schweden nach den Rheinlanden mit ungeheuren Kosten verfrachteten Syenit gleichkäme: Das wollten sich die beiden unternehmungslustigen Männer einmal ansehen! So stellten sie denn zunächst Untersuchungen in Gadernheim an, wo sie in der kleinen Wirtschaft (jetzt Sägerei) am unteren Dorfausgang (aus der ich einmal wegen Zechprellerei herausgeworfen worden war) wohnten,

und wo die Wirtstochter sich zur künftigen Frau Böhringer und zur Mutter der drei Söhne Georg, Ludwig und Willy Böhringer entwickelte. Die Steinhauer hatten Kurage, aber sie hatten kein Geld, und der reiche Wirt zum Erbacher Hof, den sie drum angingen, hatte kein Vertrauen in sie. So ging die Sache denn langsam voran. Ich vermute, die Grossherzogliche Geologische Landesanstalt in Darmstadt wurde auf Veranlassung meines Vaters auf die Bestrebungen der beiden Steinhauer aufmerksam gemacht, und so kam es, dass sie ihre Stein-Untersuchungen im Lindenfelser Buch anzustellen begannen. Da lagen ja Findlinge genug herum, die beweisen konnten, dass der Lindenfelser Syenit nahezu so riss- und spaltenfrei und genau so hart sei, wie der schwedische war. So wurde denn der Lindenfelser Steinbruch eröffnet, und mein Vater lieh den jungen Leuten, die ihm zu gefallen schienen, 10.000 Mark, um die ersten Geschäftsanfänge zu finanzieren. Wenn die Sache gelang, so bekam Lindenfels eine Industrie, und die Armut und die Arbeitslosigkeit war zu Ende. Das arme Lindenfels! Es war eine Landgemeinde ohne Land! Wer Bauernland bearbeiten wollte, musste sich den Boden in Krumbach oder in Ellenbach oder in Schlierbach pachten oder kaufen! Das gute Land liegt im Tal und nicht auf dem Burgberg oder auf dem Schenckenberg!

Im Jahre 1886, im gleichen Jahr, in dem die Villa Schenck voll-bezugsfertig wurde, waren auch die wesentlichen Baulichkeiten von Kreuzer und Böhringer unten nach gekommen. Und nun ging es aufwärts! Der Steinbruch lag im Lindenfelser Gemeindewald und die Jahrespacht für die Bruchrechte, 3000 Mark, war weit mehr als ein zehnjähriger Reinertrag des ganzen Lindenfelser Waldbesitzes! Und das Wichtigste: Lindenfels war nun im Stande, seine neue Wasserleitung zu finanzieren!

Aber zurück zur Familie im Jahre 1884: Von meinem Bruder Manno weiss ich nichts zu erzählen. Er war damals Quartaner und Tertianer, kam mühelos durch die Schule und wurde viel geliebt. Dass er diese Liebe zu weilen erwiderte, zeigen gewisse Einträge in seinem Schulbuch „Kirchengeschichte“, die sich auf Magda Locher beziehen und zuweilen ins Dichterische hineinreichen. „Ich lag im Walde auf schwellendem Moos“ – so fing eines der Liebeslieder an. Mit unserer Mutter setzte es zuweilen kleine Kämpfe ab: Wenn sie ihn dann zu Züchtigungszwecken heranholen wollte und es nicht konnte, weil Manno schneller als sie um den runden Tisch lief, rief Mutter mich, der ich mich vor Lachen schüttelte, zu Hilfe: „Ali, halte mal den Manno fest!“ Ich glaube nicht, dass ihn viele Ohrfeigen erreicht haben.

Schwester Olga, damals zehnjährig und Schülerin bei Lanz-Kirchbaum, in der Sandstrasse, war ein armseliges, blutarmes, dünnes Mägdelein, das die Mutter mit Tränen bitten musste, dieses oder jenes Nahrhaftes zu essen. Olga hatte es nicht

leicht, sich gegen die Neckereien ihrer vielen Brüder zu wehren. Sie haben ihr nichts geschadet. Ihre derzeitige geistige Schlagfertigkeit hat sich zweifelsohne dabei entwickelt. Und Olga war immer fidel.

Schwester Lili war, in scharfem Kontrast zu Olga, dick und rund und phlegmatisch. Sie hatte es schwer mit den Brüdern, und ihre einzige Waffe im Kampf mit ihren Scherzen waren bittere Tränen. So gelangte sie zum Beinamen „Heulchen Winzelaff Schmerzensreich." Wenn sie in der Eile umpurzelte, schrie sie zum Himmel: „Mein Körper, mein Körper", bis die Mutter oder ein Bruder zu Hilfe kam. Dass Manno ihr besonderer Protektor war, habe ich schon erzählt.

Und meine geliebte Mutter? Sie hatte, mit nur zwei Dienstboten im Hause viel zu tun, zu sorgen, zu denken. Die Dienstboten! Unvergesslich ist es mir, dass unsere Köchin, von der Mutter aus irgend welchem Grund zurecht gewiesen, frech wurde, sich vor der Mutter auf den kalten Küchenherd setzte und zu pfeifen anfing. Mutter suchte Hilfe bei Vater. Aber – der weigerte sich einzugreifen, ja, der nahm Partei für die ungezogene Köchin. Worauf die Mutter ihre schönste Mantille anzog, ihr Köfferchen packte und uns weinenden Kindern eröffnete, sie zöge nach Offenbach zu Tante Caroline. Aber es kam nicht zur Abreise: Das Erlebnis ist mir unvergesslich. Es war das einzige Mal, das sich meine Mutter nicht beherrschen konnte oder Zeit brauchte, um sich wieder in die Gewalt zu bekommen. Die Köchin blieb. Mehr als das: Sie blieb viele Jahre lang, bis sie sich mit Herrn Horn verheiratet und unsere Marie Horn wurde.

Aber warum all das erzählen, wenn Bruder Carlos Gedicht vom 19. X. 1883 mit einer weit besseren Charakteristik der Familie im Familien-Archiv, Band „Kindheitserinnerungen Familie Schenck", enthalten und erhalten ist? Carlo war „Schwung" bei FA. Büdingen in Frankfurt, als er sein Heldengedicht zur Verherrlichung von Mutterns 43tem Geburtstag verfasste. Ich lasse das Akrostichon der ersten 4 Verse weg und zitiere:

Vieles nahm ich mir vor zu besingen in diesem Gesange:
Denn vergeblich wohl wär" ein grössre Familie zu suchen,
Wo die Götter so des Besingenswerten verteilten.

Vater:

Doch es beginne mein Lied zu preisen das Haupt der Familie,
Den geliebten Vater, so gut mirs die Kräfte erlauben.
Keinen bessren wohl fänd ich, so weit in der Welt ich auch suchte,
Der sich von früh bis spät so wie er für die Seinigen abschafft,

Stets nur bedenkend das Glück und die Wohlfahrt der zahlreihen Kinder
Wahrlich! Nichts Kleines ist es, zu nähren und kleiden so viele.
Nennet mir aber den Mann, der die Seinen so reichlich versorget,
Ihnen so treffliche Lehre zu teil lässt werden und immer
Nur daran denkt, wie Vergnügen und Freude bereiten er könne!

Aber sich selber vergönnt er erst spät nach vollendetem Tagwerk
Kurze Erholung und Rast von den Mühen und Ärger des Tages,
Wenn er am „Runden Tisch im Casino“ sitzt bei den Freunden,
Lauter würdige Männer, die Lenker und Ersten des Staates.
Und es erwählte den redegewandten Jünger der Themis
Sich zum Rat der Justiz der Fürst mit klugem Bedachte
Und verzierte die Brust ihm mit vielen gebührenden Orden.

Aber es segneten ihm auch die Götter sein rastloses Wirken,
Liessen ihm doppelt gelingen, worum wohl ein anderer vergeblich
Sich sein Lebenlang müht, sich zu gründen im eigenen Hause
Ein gemütliches Heim, wo in Frieden den Rest seiner Tage
Einst er verbringe, geliebt und geehrt von allen Bekannten.
Denn er Rat sich erbaut und geschmückt in des Odenwalds Perle
Jetzt noch ein reizendes Haus nach eigenem gutem Geschmacke,
Den er auch trefflich bewies bei der Wahl der Gefährtin des Lebens.

Mutter:

Sie zu besingen, fürwahr, ein kühn Unternehmen, nicht wag‘ ichs!
Müsste ein Schiller ja sein oder Goethe oder Homerus!
Aber versuchen doch will ich, ein Teil der Verehrung und Liebe
Ihr zu bezeigen: Es tue ein jeder wozu er im Stand ist.
Ne mihe sint vires, tamen est laudanda voluntas:
Jetzt, mein Lied, nimm Dich zusammen!
Hast auch nie und wirst auch nimmer
Eine würdigere besingen!
Olga Cornelia: Ihr Name
Deutet mir schon an, worin sie

Einzig ihre Freude findet.
Eine richtige Cornelia,
– Fehlen nur die richtgen Söhne!

So mocht wohl als Ideal sich
Schiller einst die Mutter denken
Als begeistert er gesungen
„Lehrt die Mädchen, wehrt den Knaben
Regt ohn Ende ihre Hände“
Früh und spät im Dienst der Ihren.
Ja, ein köstlich Kleinod, wie wohl
Kaum ein bessres zu erwerben
Mag im fernern Lauf des Lebens
Kann die Mutter ihrem Kinde
Geben, wenn sie schon in früher
Jugend pflanzt im Kinderherzen,
Dem empfänglichen, den Keim des
Guten, der Verehrung Gottes.
Keine Lehre und kein Dogma
Giebt denselben Frieden wieder
Wie die Worte, die die treue
Mutter an dem Bett des Kindes
Betend hat zu ihm gesprochen. –
Doch wie für den Geist sie sorget
Und ihr höchstes Glück drin findet,
Wenn die Knaben tüchtige Männer
Werden und die Mädchen sittsam,
Sorgt sie auch den ganzen Tag noch
Für das leibliche Bedürfnis.

An sich selber denkt sie niemals,
Und fast möcht ichs ihr verargen!
Könnte doch bedenken, dass der
Höchste Wunsch der andren – weil ja
Stets sie nur an andre denket –
Dahin geht, sie noch recht lange

Und gesund im trauten Kreise
Zu besitzen, ihr ein Teilchen
Ihrer Liebe zu vergelten. –
Früh am Morgen stets die erste
Sorgt sie für die kleinen Mädchen,
Giebt den Buben auf den Schulweg
Neben guten Lehren auch ein
Selbstgeschmiertes Butterbrot;
Sorget dann sich um das Essen,
Dass den Gatten sie bei Tische
Mit dem Leibgericht erfreue,
Wenn sie‘s selber auch nicht gern isst.

Doch was alles noch am Herz mir
Liegt, zu ihrem Lob zu singen,
Sei verwahrt mir jetzt im Innern.
Hätte mir dann mehr von Dichtkunst
Und poetischen Gedanken
Dermaleinst vererben müssen,
Um sie würdig zu besingen,
Sie, die beste aller Mütter.
So beschränk‘ ich mich zu sagen,
S‘ist halt eine „Muster-Mutter“.
Möge sie der liebe Gott uns
Noch recht lang gesund erhalten

August:

Jetzt erschalle mein Sang dem ältesten der „blühenden Ölzweig“,
Der mir ja reichlichen Stoff giebt so zum Tadel wie Lob.
„Zwar hat Mutter Natur ihm viele Talente verliehn“,
Aber den richtigen Gebrauch hat sie ihm manchmal versagt:
Himmlisch schallen seine Lieder,
Reizend jegliches Gedicht,
Denn Erato und Euterpe

Haben ihn als Kind gewiegt;
Und es schenkten ihm die Götter
Auch des Malens schöne Kunst;
Aber leider, leider schenkten
Sie ihm dies Talent umsunst.
Denn er liebet es nicht zu mühn und gehörig zu pflegen,
Was ihm so reichlich verliehn, weil so viel Arbeit es macht;
Giebt viel lieber sich ab mit Missen wie misslichem Müssen,
Wo allerdings der Erfolg leichter und grösser ihm ward.
Schwärmen doch noch heut die Damen
An des Neckars schönem Strand,
Wie so trefflich er zu leiten
Die Museumsbäll‘ verstand.
Ach, die jungen armen Dinger,
Die ihr Herz an ihn gehenkt!
Albions schöner Tochter einzig
Hat er seine Lieb geschenkt.
Aber vorbei ist die Zeit, da mit Damen er lieblich geschäkert:
Denn er studieret jetzt Jus
(s‘ist ja allmählich auch Zeit!)
Und wenn so weiter er schafft
Wird gewiss als Minister des Staates
Einst noch am Ruder er stehn
lenkend des Volkes Geschick

Carlo selbst:

Selbst-Biographien schreiben
Lieben manche Menschen nicht,
Weil es stets, wenn auch verborgen,
Drin nach Eigendünkel riecht:
Drum sei jetzo diese Pause
Friedlicher Erbaulichkeit
Dem Gedenken an den zweiten
Der „Fünfbubenschencks“ gewidmet.

Alwin:

Jetzt erhöhe meine Leier
Zu des dritten würdger Feier,
Der ja selber so behend
Spielt auf diesem Instrument.

Will mit ihm mich nicht vergleichen,
Aber auch nicht gänzlich schweigen,
Darum möglichst kurz mich fassen
Und ihm selbst es überlassen,
Sich dereinst mit grössrer Breite
Zu besingen wie ich heute.

Also, wie er selbst behauptet
Und es Jedermann ihm glaubet,
Ist er geistreich, amusant,
Witzig, scharf auch von Verstand;
Und wie schön gar ist er eben!
Selbst Apoll ist Dreck daneben.
Deshalb ist es selbstverständlich,
Dass er – da er auch unendlich
Fein sich kleidet und frisiert –
Bei den Damen reussiert
Und natürlich den Lion
Spielt in jeglichem Salon.

Dabei ist er in der Klasse
Stets der erste von der Masse,
Und zum Schrecken von dem Manno
Hämmert er auf dem Piano
Dichtet auch ohn Unterlass
Lieder an „Felicitas“.

Max:

Von Max weiss ich nicht viel zu sagen
Denn viel hat er noch nicht getan.
Es kam im Wachsen seinem Geiste
Sein Körper kolossal voran.

Zum Grundsatz hat er in der Schule
Gemacht sich zu Papas Verdruss,
Dass er als vierter von den Söhnen
Auch stets‘nen Vierer haben muss.

Doch kann er auch in manchen Stücken
Den anderen ein Muster sein:
Denn der Gefällige, der alles
Besorgen tut, ist Max allein.

Manno:

Melpomene, der traurigen Geschichte
Düstere Muse, steh mir jetzo mir Seite:
Denn bei Emanuel giebts wenig Freude
Doch Trauer (sehr viel Trauer) zu berichten.

Will aber mit Vergnügen drauf verzichten
Ans Licht zu ziehen seine schwarze Seite,
Da wir ja sicher sonst zu unsrem Leide
‘ne meterlange Prutsch zu sehen kriegten.

So will ich drum nichts Weiteres bemerken,
Als dass er jetzt schon seinen Arm tut stärken,
Um ihn dereinst dem Vaterland zu weihn;

Und dass er „in Arabien geboren“,
Und sich zum Schatz die Lisbeth auserkoren:
„Damit ers emol wisst“, die will er frein.

Olga:

Olga, meiner lieben Schwester;
Töne jetzt mein schönster Sang,
Die von ihren bösen Brüdern
Wird geneckt ihr Leben lang.

Möge sie es sich beherzgen;
Dass es niemals schlimm gemeint.
Darum ist es auch nicht nötig,
Dass sie immerdar gleich greint.

Doch das legt sich mit den Jahren,
Bis sie‘s endlich ganz vergisst;
Wird dann hoffentlich ne Tochter,
Die der Mutter würdig ist.
Nun, ich hoffe, dass als brave
Tochter bald noch mehr sie nützt,
Und dass in der Hausverwaltung
Sie die Mutter unterstützt.
Ist sie doch schon jetzt so sorgsam
Für das kleine Schwesterlein,
Giebt ihm Essen, legt es schlafen,
Singt es in den Schlaf hinein;
Ist auch fleissig in der Schule,
Brav und sittsam in dem Kranz,
Fein manierlich auf der Strasse.
Und wie zierlich gar beim Tanz!

Doch:
Nichts vollkommen ist auf Erden,

Bleibt ein wahrer Spruch:
„Olga muss noch ruhiger werden“
Steht im Sittenbuch.

Lallo:

Harmonika, den kleinen Wurm,
Will ich nicht ganz vergessen:
Sie kann wie kleine Kinder zwar
Nur schlafen, schrein und essen.

Und davon cultiviert sie
Insonderheit das „Schrein“.
Doch macht sie uns auch sehr viel Spass,
Um doch gerecht zu sein.

(Carlo Schenck, s/l Mutter, 19.X.83)

Soviel, zusammenfassend, von Eltern und Geschwistern um die Mitte der 80-er Jahre: Aber unmittelbar an Eltern und Geschwister sollte ich hier eine Charakteristik von Tante Else Schenck und von der Rolle geben, die sie in meiner Jugend, nein, die sie in der ganzen weiteren Familie Zeit ihres Lebens spielte. Die Grosseltern waren tot; Tante Else vertrat ihre Stelle, ohne zu sagen, zu wollen oder zu wissen. Tante Else war die Hilfe in jeder Not des Vaters und der Mutter, war immer bereit nicht mit Rat, sondern mit selbstaufopfernder selbstverständlicher Tat und einer Tat, die nie auf Dank abzielte oder rechnete. Sie war vollkommen selbstlos. Und obwohl sie 5 Jahre jünger war als mein Vater, beeinflusste sie ihn wie eine ältere Schwester. Bei Tante Else war der Sammel- und Treffpunkt der Familie: Nicht etwa bei Familien-Dinners und Gastereien; ihre Finanzen erlaubten ihr keine Extravaganzen; wohl aber, um die Interessen der Jugend für alles Schöne und Edle zu erwecken. Dabei konnte sie energisch sein: Meine letzte Ohrfeige – und hoffentlich die letzte in meinem Leben, habe ich von ihr erhalten, als ich als Primaner, bei einer Debatte über Bismarck, mir zu sagen erlaubte „Bismarck ist ein Schaaf“. Schlupp, schlupp! Ich hatte meine Ohrfeige weg und vermied es wochenlang daraufhin in meinem Primanerstolz, Tante Else zu besuchen. Mein Bruder August wurde einmal von ihr, wie er als Student mit einem kleinen Schnurrbart einrückte, mit den Worten begrüsst: „Endlich mal was Männli-

ches an Dir.“ Worauf Bruder August schlagfertig erwiderte: „Ja, ich hab‘ auch bisher immer gemeint, ich sei ein Weibchen.“ Sie war sehr scharf in der Kritik, – und ich glaube bereits erzählt zu haben, dass sich diese Kritik in den 70-er Jahren (aber nicht späterhin) auch auf meine angebetete Mutter erstreckte. Für Friederike, die sie quasi adoptiert hatte, war Tante Else tatsächlich eine richtige Mutter; und die Höhepunkte ihres inneren Glücks waren es wohl, wenn wir mit Rikel (Friederike) lateinisch oder englisch oder französisch lasen, gar häufig mit Tante Elses eigener Mitwirkung. Tante Else war nicht schön! nein, sie hatte ein „Schlappmaul“; und als ihr rechtes Knie, von den 80-er Jahren an, in schwere Eisenschienen gelegt werden musste, als sie zu humpeln anfing, da hätte sie ein Kinderschreck sein können, wenn ihre strahlenden guten Augen nicht gewesen wären. Unter dem kranken Knie hatte Tante Else viel zu leiden. Ihr Vertrauensarzt war dabei – zu den gelehrten Medizinern hatte sie kein Vertrauen – der frühere Schlossermeister und Bandagör Mosengeil, der in Kissingen eine orthopädische Gewaltklinik aufgemacht hatte und sich in Deutschland eines grossen Rufs erfreute. Nahezu alljährlich brachte Tante Else, mit Rikel, ein paar Wochen bei Mosengeil zu. Die Schmerzen blieben, und das Knie blieb lahm und wurde mit den Jahren immer unbeweglicher, so dass sei, gegen Ende der 80-er Jahre, nur im [Rollstuhl] gefahren werden konnte, und nur von den kräftigen Armen der Kathi, der streng katholischen Allerweltsköchin und Pflegerin, aus dem Bett gehoben werden konnte. Während der Sommermonate war sie ein ständiger Gast bei Tante Anna Merck in Jugenheim und mir ist eine Szene unvergesslich bei der sie, nachdem sie mir das Unziemliche eines in der Kaffeetasse zurückbleibenden Kaffeelöffels nahegelegt hatte, unmittelbar darauf die eigene Kaffeetasse mit dem darin verbliebenen Kaffeelöffel umstiess. Das war mal eine Galgenfreude für mich. In Lindenfels hat uns Tante Else, so lange wir in Präparandenzimmer wohnten, m. E. nie besucht; aber nach Erbauung der Villa Schenck war sie häufiger Gast und zwar meistens dann, wenn der Vater krank und wenn die Mutter abwesend war; so noch in den letzten 14 Tagen vor Vater Tod, als Mutter bei der Wöchnerin Olga vom Baur in Ronsdorf zurückgehalten wurde. So lange Onkel Eduard Brill lebte – den sie im Jahre 1889 beerbte –, war dessen abendlicher Besuch bzw. dessen längerer Besuch bei Tante Else nach dem Abendessen eine absolute Notwendigkeit. Das Verhältnis von Schwager und Schwägerin glich dem von Geschwistern. Aber auch mein Vater besuchte seine Schwester Else mit fast täglicher Regelmässigkeit und dass insbesondere dann, wenn das Wetter seinen abendlichen Spaziergang in die Darmstädter Tanne (an den sich der Casinobesuch anschloss) nicht erlaubte. Onkel Eduard Brill (vergl. Deutsches Geschlechterbuch, Band 96, Seite 29, unten) wohnte im Erdgeschoss des grossvä-

terlichen Hauses, wohl schon vom Jahre 1840 an, in dem er Vaters älteste Schwester Luise Schenck geheiratet hatte. Aber das habe ich ja schon anderswo erzählt; und ich will ja hier mich auf Tante Else konzentrieren! Also, Tante Else war leider nicht musikalisch: Sonst wäre aus dem Klavierspiel der Schenckenbuben vielleicht etwas geworden. Aber Rikels vorzügliche Leistungen auf dem Klavier waren offenbar dem energischen Dranhalten der Tante Else zu verdanken, die ihr sogar einen echten Steinway-Flügel stiftete. Da bekam ich, der ich damals in Giessen studierte, von ihr das alte ausgeleierte Schencken-Klaviezimbel Rikels geschenkt, auf dem ich in den Jahren 1889 – 1893 herumhämmerte. Tante Else war gross im Schenken, trotz ihrer relativen Armut; und sie verstand es meisterhaft, mit Kleinigkeiten zu beglükken. So bekam ich, der ich gerne Kirschen-Michel ass, zu jedem Geburtstag einen Kirschen-Michel aufgetischt. So lange es ihre Kräfte erlaubten, war Tante Else in der Krankenpflege tätig, so insbesondere im Spitälchen in der Mauerstrasse, aus dem das Alice-Hospital hervorging, und bei der Pflege ihres eigenen Vaters. Nach dem Krieg 1870/71 erhielt sie irgendeine besondere Auszeichnung für Kriegskrankenpflege. Tante Else blieb, als das Grosselternhaus verkauft wurde, in den alten Räumen wohnen: Das heißt in den drei westlichen Zimmern des I. Stockwerks, aber jetzt mit dem Eingang nicht mehr von der Rheinstrasse, sondern von der Georgenstrasse aus.

Aus dem Haus Rheinstrasse 33 wurde ein Halbhaus Georgenstrasse 1 herangebaut. Bald darauf gab es Umbauten und Anbauten, und der grosselterliche Garten wurde mit allerlei Häusern besetzt. Auch das Treppensteigen, in den I. Stock hinauf, wurde für Tante Elses Knie-Leiden immer beschwerlicher, um so mehr, als auch das seither gute und gesunde Bein zu schmerzen anfing. So entschloss sie sich denn – es muss im Jahre 1903 gewesen sein – mit Tante Lisls Hilfe, die seit Rikels Verheiratung bei ihr eingezogen war, in eine Erdgeschosswohnung umzuziehen; und so kam sie in die Bismarckstrasse 21, zum Schreinermeister Best zu wohnen, freute sich über den dortigen Balkon, auf dem sie im Freien sitzen konnte, und über den kleinen Vorgarten, in dem die Rosen (zuweilen) blühten, und blieb was sie war bis zu ihrem Tode im Jahre 1909: Die stellvertretende Grossmutter bzw. Urgrossmutter einer immer grösser werdenden Zahl von Urenkeln ihrer Eltern. An dem Ergehen jedes Einzelnen nahm sie den unmittelbaren Anteil, und stets waren ihre Zimmer mit den Photographien aller Schencken-Nachkommen überlastet: Davon geben die Bilder Zeugnis, die sie von ihrem Wohn- und von ihrem Esszimmer machen liess, ehe sie in die Bismarckstrasse zog. Hoch über ihrem Schreibtische hing ein Heiligenbild: Aber ich glaube, gottergeben und fromm war Tante Else nicht. Zur Schau getragene Frömmigkeit war keine Schenckische Eigenschaft, die irgendwann oder irgendwie

hervorstach. Die Frömmigkeit wurde, wie bei den Chinesen und Japanern, durch Familiensinn ersetzt. Und Tante Else war selig, wenn sie ein Dutzend „Enkel“ bei sich versammeln konnte. In ihrem Testament vermachte sie jedem der Neffen und Nichten einen gleichen Anteil an ihrer Hinterlassenschaft, mit Wunsch oder Wink, dass die reicheren von ihnen zu Gunsten eines ärmeren verzichten könnten oder sollten: Du lieber Himmel! Nur Einer von den vielen war so uneigennützig wie Tante Else selbst es gewesen war! Dass sie mit der allerinnigsten Liebe an Rikel Merck und an deren Kindern hing, ist selbstverständlich; und sie litt seelisch unter der mit den Jahren immer weiter werdenden Trennung von den „Amerikanern“. Die Briefe, die ich von Tante Else in den Jahren 1898 bis 1909 erhielt, sind im Familienarchiv Band IX aufgehoben; in Handschrift und Inhalt geben sie ein gutes Bild vom Charakter und vom Leben, von den Freuden und von den Leiden einer edlen deutschen Frau.

Dass wir 5 Buben mit Rikel, der „Töchter“ Tante Elsens, wie mit einer Schwester verkehrten, habe ich berichtet. Aber merkwürdig! Ich erinnere mich nicht, dass wir jemals mit ihr in Tante Elses Räumen getanzt hätten, so, wie es nahezu gleichaltrige Brüder und Schwestern bekanntlich zu tun pflegen. Wir spielten und lernten und lachten mit Rikel, aber wir tanzten nicht mit ihr; und die lahmbeinige Tante Else hielt uns natürlich nicht zum Tanzen an

Das Tanzen! Im Jahr 1884 kam ich in die Tanzstunde, bei einem Lehrer, der die Tänzer und die Tänze mit seiner Guitarre begleitete und von seiner Frau beim Unterricht unterstützt wurde. Lieber Himmel! Diese Frau war die einzige Dame beim Tanzunterricht, und wir Schüler waren in folge dessen an den Erfolgen des Unterrichts nur wenig interessiert. Mein Tanzpartner war der liebe aber steifbeinige Wilhelm von Zungen, der als der ältere von uns beiden die Herrenrolle tanzte. Bei diesem Tanzunterricht habe ich nichts gelernt, und das um so weniger, als ich armseliger Lungenpfeifer die grössere Zahl der 20 Tanzstunden versäumen musste. So kommt es wohl, dass ich niemals richtig tanzen lernte, und dass für mich, bei den Bällen, das Tanzen eine langweilige Unterbrechung der Pausen bildete, in denen ich mich gern mit meinen Damen unterhielt. Denn beim Tanzen stockte damals die Unterhaltung. Es gab keine Geh-Tänze, gab nur ein tolles Sich-Drehen und Hüpfen, bei dem den Tänzern der Atem verging und der Kopf schwirrte. Nur die heute vergessenen Karree-Tänze, die man Française oder Lancier nannte, machten davon eine Ausnahme. Und noch Eines ist zu erwähnen: Auf den Bällen spielten die Leutnants die grosse Rolle, sie waren die besten und die schönsten Tänzer; wir männlichen Zivilisten waren an die Wand gedrückt wie die weiblichen Mauerblümchen. Da sollte der Teufel Freude am Tanzen haben! Bei weitem der beste Tänzer von uns 5 Buben

war oder wurde mein Bruder Max: Der war, als Leutnant in Mainz, Vortänzer und Arrangör auf allen Mainzer Bällen und sonstwo. Ich glaube, auch meine Eltern sind keine enragierten Tänzer gewesen, wohl über Tante Delly Müller-Alewyn, die wenigstens in Offenbach als Tänzerin berühmt war.

Dass mein Vater, der bis zu Lilis Geburtsjahr kerngesund gewesen war, von da ab an Diabetes litt, habe ich schon erwähnt: Meine Mutter vermutete, dass Lilis häufiges Kränkeln mit der kommenden väterlichen Diabetes zusammenhänge. Die Eltern begaben sich, auf Eigenbrodts Rat, wiederholt zu längeren Kuraufenthalten nach Bad Neuenahr. Aber zunächst entschloss sich der Vater, einmal für 6 Wochen ganz auszuspannen; und eine freundliche Einladung von Onkel Max und Tante Delly, die damals in Mentone eine hübsche Villa gemietet hatte, gab dem Vater den erwünschten Rat, zunächst an die Riviera und dann nach Florenz und Rom zu fahren: Italien war und ist ja noch immer das Land der deutschen Sehnsucht. Über Vaters Aufenthalt in Mentone, mit Abstechern nach Nizza und Monte-Carlo und Bordighera und mit Exkursionen ins Gebirge und mit Kahnfahrten auf dem Meere, berichten Vaters Briefe an Mutter, die im Familienarchiv, Band Kindheitserinnerungen Schenck, eingebunden sind. Aus jeden Brief klingt die rührende Bescheidenheit des Vaters heraus und seine Sehnsucht, die Erlebnisse mit seiner Frau zu teilen, die ja an der Geburt der verspäteten Tochter mehr als der Vater beteiligt war und in seiner Abwesenheit eine doppelte Last zu tragen hatte. Von Vaters Briefen aus Rom ist leider keiner erhalten. Dort schloss er sich an die deutsche Künstlerkolonie so intim an, als wäre er ein zweiter Goethe, und er genoss das Künstlerleben mit vollen Zügen. Von Rom brachte er eine grosse Kollektion von Photographien mit, – und uns Kindern brachte er Schokolade mit! Ach Du lieber Himmel! Als wir die Schokolade aus den Einwickelpapieren herausschälten, entdeckten wir mit Entsetzen, dass sie in der Darmstädter Schokoladenfabrik Wehner und Fehr, Holzhofallee 1, hergestellt war, und dass sie der Vater wohl im Wartesaal des Darmstädter Bahnhofs gekauft hatte …! Und ein zweites Ereignis dieses Rückkehrtages ist mir unvergesslich: Der Vater liess sich den Backen- und den Kinnbart sofort abrasieren und erschien zu unserem Entsetzen und zu dem seiner Casinofreunde im Schnurrbart! Ich vermute, seine Künstlerfreunde hatten ihm den Gedanken suggeriert, sich durch Wegnahme des Backenbarts verjüngen zu lassen. Die Verjüngung, wenn es wirklich eine war, dauerte nicht lange. Sie scheiterte am Einspruch sämmtlicher Freunde des Vaters. Um es nicht zu vergessen. Auch meine Mutter reiste, – aber erst im Jahre 1897 –, allein nach Mentone und Italien: Aber davon weiss ich nichts zu erzählen, weil ich damals

schon in den USA lebte; und die Schilderung würde sich nicht chronologisch hier einreihen lassen.

Und nun will ich zum Jahr 1886 springen: Dem wichtigsten Jahr in der Geschichte der Familie Schenck: Denn von diesem Jahr an, in welchem die Villa Schenck fix und fertig dastand, sind wir die „Lindenfelser Schencks“ gewesen bzw. geworden. Das Maturitätsexamen, das ich im Februar, also mit noch nicht 18 Lebensjahren, zwar mit vielen Ängsten, aber mit noch mehr Glanz absolvierte, der Eintritt meines Bruders Karlo in das grosse Kaufmannsleben als Commis bei der Banque Centrale in Antwerpen, die Vorbereitung meines Bruders August für sein Universitätsexamen in Giessen, – all diese wichtigen Begebenheiten des Jahres verblassen vor der Bedeutung der Villa Schenck, die wir vom Frühjahr bis zum Herbst bewohnten. Ich selbst bewohnte mit: Denn meine Lungenpfeiferei war so beunruhigend geworden, dass mich die Eltern nicht auf die Universität ziehen lassen wollten, geschweige denn dass ich, wie viele meiner Conabiturienten, mein Jahr als Einjährig-Freiwilliger bei einem der Darmstädter Regimenter hätte antreten können.

Wie sah die Villa Schenck innen aus? Gleich links des Eingangs lag Vaters geheiligtes Büro, von dem ich bereits erzählt habe. Dann kam das grosse Esszimmer, mit seiner Lamberie, auf der die 12 Apostel standen. Der Ofen war, wie sämmtliche Öfen des Hauses, ein Geschenk von Vaters Geschäftsfreund Greef (Aufsichtsratsmitglied im Verein Chem. Fabriken), der von Barmen nach Frankfurt über gesiedelt war und gelegentlich dieses Umzugs seine alten Öfen los werden wollte: Sie waren auch danach Schön von aussen, mit weissen Marmorplatten obenauf und mit schwarz-weissgold-lackierten Gittern ringsum: und im Zentrum der Vergitterung jeweils die schwarze Säule eines hundsgemeinen, zwar alles brennenden aber nichts heizenden Kohlenofens. Auf dem Ofen des Esszimmers waren, während des Sommers, immer zwei Riesen-Waldsträusse aufgestellt, die der Vater von seinen früh-morgendlichen Spaziergängen jeweils mitbrachte.

Ich erinnere mich übrigens nicht, dass der Ofen jemals angesteckt wurde: Ich sollte sagen, dass diese Greefsche Reliquie jemals angesteckt wurde. Bei den 4 oder 5 Greefschen Öfen in den verschiedenen Schlafzimmern wurde der Versuch wiederholt von uns vergeblich gemacht.

Die Esszimmerwand zwischen den beiden Fenstern wurde von einem grossen Anrichte-Schrank (Buffet) eingenommen, der sich mit seinen Schnitzereien nicht übel ausnahm. Er, das Prunkstück der ganzen Hauseinrichtung, fristet jetzt bei Olli vom Baur in der Orscha ein heruntergekommenes Dasein, ohne Schnitzereien.

Die Westwand des Esszimmers enthielt damals ein grosses Fenster, das erst ums Jahr 1925 von Elly zugemauert wurde.

Die Stühle des Esszimmers und der Esstisch waren bei Trier in Darmstadt, dem damals ersten Möbelgeschäft, erstanden worden: Eiche die Sitze, und die Lehnen der Stühle mit feinem Strohgeflecht, viel zu fein für den harten Lindenfelser Gebrauch.

Zur Beleuchtung diente das grosse zentrale Petroleum-Hänge-Lampe: Ein Mitralliösenbrenner, das heisst eine Lampe mit einem Dutzend von Dochten. Das elektrische Licht kam erst im Jahre 1918 ins Haus. Arme Dienstboten, die täglich 5 oder 6 Lampen zu putzen, zu füllen und herumzutragen hatten! Ich denke an Goethe, der sich eine Zeit als glorios dachte, in der der Panamakanal gebaut wäre, und in der die Öllampe nicht mehr fortlaufend betreut und beschnitten werden müsse!

Das hintere Zimmer, heute Schrankzimmer, war im Jahre 1886 noch nicht möbliert. Erst in den kommenden Jahren wurde es zum „Salon“ einmöbliert. Davon giebt eine Photographie-Kunde, die meine Mutter, Adele, Frau Bopp u. a. in diesem Zimmer versammelt zeigt.

Im I. Stock der Villa nahm das Schlafzimmer der Eltern das heutige Erkerzimmer ein. Es war durch Schieb-Vorhänge in zwei gleichgrosse Teile geteilt. Betten, Waschtische, Nachttischchen und Schränke waren hier, wie in allen Schlafzimmern, von Lindenfelser Schreinern (Keil und Tremper) aus Kiefernholz gefertigt und alle, alle gleichmässig Ahorn-grau gestrichen. Die Betten waren hart, so hart, dass sich verwöhnte Gäste über diese Härte lustierten. Aber – der einfach-gleichmässige Stil der Schlafzimmer wurde von allen bewundert.

Das SO-Eckzimmer war (regelsweise) mein Schlafzimmer, weil mich die Eltern in ihrer Nähe haben wollten, um meine Husterei zu kontrollieren. Kamen aber „vornehme“ Logiergäste, so wurde ich in eines der oberen Zimmer umquartiert, und zwar meist in das westliche Giebelzimmer, zusammen mit Bruder Karlo in den Jahren 1885 – 88. Bruder August und die sogenannten Kleineren Max und Manno waren meist im vorderen Giebelzimmer, die beiden Hausmädchen im östlichen Giebelzimmer untergebracht, das damals noch keinen Balkon besass. Der Balkon wurde erst von Elly ums Jahr 1925 herum gebaut. Um es nicht zu vergessen: der vordere Balkon, am Schlafzimmer der Eltern, war schmal und darum wurde er nur zu den Aussichtszwecken, aber nie zum Sitzen benutzt. Auch der Balkon im Erdgeschoss diente keinem grösseren Zweck und insbesondere nicht dem eines Speisezimmers im Freien: Mein Vater liebte es nicht, den Neid der Nicht-besitzenden Lindenfelser, die abends müde von der Feldarbeit vorbei humpelten, durch gleichzeitige „Festgelage“

auf dem Balkon zu erwecken. Das Frühstück wurde, in den heissesten Zeiten, im Freien unmittelbar im Westen des Hauses eingenommen: Von diesen Szenen existieren ein paar Bilder, die ich im Jahre 1898 aufnahm. Aber sie zeigen leider nicht den alten Trautmann, Vorbesitzer meines kleinen Häuschens, der die Szenen dadurch belebte, dass er mit seiner Tabakspfeife aus einem winzigen Fensterchen dieses Häuschens in Erd-Höhe heraushing.

Unser Badezimmer befand sich da, wo heute die Waschküche ist; also im Keller. Es war kalt darin, zu kalt, um selbst im hohen Sommer zu häufigem Baden einzuladen. Auch die Dusche, in der Mitte des Baderaums, diente mehr zur Bestaunung als zur Benutzung. An die Möglichkeit, das Bassin des Springbrunnens zum Baden zu benutzen, haben wir Buben nie gedacht: Ich glaube, die Generation meines Vaters war nicht, oder sie war noch nicht wasserbegeistert: Nie hat mein Vater – oder der Vater irgend eines unserer Freunde – mit den Buben zusammen im Darmstädter Grossen Woog oder gar – als wir in Ziegelhausen sommerten – im Neckar gebadet und geschwommen. Es mag sein, dass mein Vater überhaupt nicht schwimmen konnte, so wenig wie meine Mutter. Der Schwimmsport, wie jeder Sport ausser Gerätturnen und Fechten, wurde von England importiert.

Aber zurück zur Villa Schenck: Hinter dem Hause liess der Vater einen Keller in den Felsen sprengen, der als Weinkeller gedacht war: Und die Unterkellerung des Balkons sollte eine Weinkneipe für Vater und seine Trinkgenossen abgeben. Weder aus dem Weinkeller noch aus der Trinkstube ist etwas geworden.

Der Garten westlich des Hauses wurde mit zwei Nordmannstannen, zwei Rotbuchen und zwei Eiben bepflanzt. Sonst war da alles wüste und leer. Da, wo heute eine Lärche steht (die ich mit Adele im Herbst vor ihrem Tod gestohlen und gepflanzt habe), stand eine etwa 15 m hohe Fahnenstange; und als sich die Fahne einmal am Kopf der Stange festfing, musste Peter Brand zu Mutters Entsetzen hinaufklettern und sie frei machen. Die Kletterei war gefährlich, und so wurde der Stange bald ein Gelenk gegeben, derart, dass sie umgelegt werden konnte. Peter Brand brauchte sein Leben nur einmal zu riskieren.

Der Garten östlich des Hauses wollte nicht gedeihen. Der Boden war steinig, ausgehagert, ungedüngt. Vergebens wurden Farne und Gräser angepflanzt. Von den beiden Pyramiden-Eichen am Bassin ging eine ein; ein Ahorn, den Frl. Reichenbach, Tochter von Onkel Fritzens Hauswirt in der Bismarckstrasse, zusammen mit Onkel Fritzens Rosen gestiftet hatte, ging ebenfalls den Weg alles Fleisches und aller Rosen. Nur die Linden-Allee entwickelte sich, und die Rosskastanien auf dem Kastanienplatz. Auf diesem Kastanienplatz stand ein Holz-Galgenvon etwa 5 m Höhe, mit

einem etwa 2 m langen Galgenarm, von dessen Ende eine Kegelkugel baumelte: Mit der Kugel wurden die 9 Kegel mehr oder weniger kunstgerecht beworfen, die unter dem Galgen standen. Wir Buben spielten, in den ersten Lindenfelser Jahren, unentwegt damit. Die Kegelbahn im Kinderwald wurde erst im Jahre 1910 zur Feier von Mutterns 70ten Geburtstag gestiftet, – denn Mutter hatte niemals in ihren Leben Kegel gespielt!

Um die Baumpflanzungen des Gartens zu bereichern, wurden die Lindenfelser Wälder von Vater und Mutter ausgeplündert: Ich erinnere mich besonders an einen Forstdiebstahl, bei der ich junge Fichten hart am Kopf des derzeitigen Rodelbahnwegs zu Dutzenden stehlen half: Ich, ein angehender Forstmann, wurde zum Forstdieb!

Wirklich, dies erste Sommer-Halbjahr in Lindenfels war für uns Buben eine unvergesslich frohe Zeit: Nur die gute Mutter hatte keine Ferien. Denn entgegen dem ursprünglichen Programm wurden die Mittagsmahlzeiten nicht in einem der Hotels, sondern immer und immer zu Hause eingenommen. Mutters Haushalt ging also genau so weiter, wie in Darmstadt; aber mit mehr Reibungen, weil es an allen möglichen Dingen in Lindenfels mangelte, – an Fleisch, an Eiern, an Butter usw. usw.; und weil die Eltern mit Logierbesuchen sowohl als mit Gastereien für die ihnen befreundeten Kurgäste nicht kleinlich waren.

Mein Bruder Karlo kam an jeden Sonntag von Frankfurt nach Lindenfels; und nach einem kleinen Typhusanfall verbrachte er gar zwei ganze Monate mit uns und namentlich mit mir.

Bruder Carlo und ich hatten einen kleinen zoologischen Garten eingerichtet: Da waren zwei junge Raben, die wir auf einem Spaziergang mit Rikel in der Darmstädter Tanne gefangen hatten; da waren zwei Bussarde, die wir wie Falken bekappt auf der Faust trugen und zum Sperlingsfang abzurichten suchten; und zwei junge Häher, die bei uns Sing- und Sprechstudien treiben mussten. Und unendliche Mengen von Vögeln und von Vierfüsslern wurden von uns ausgebalgt; und unsere Zimmerwände wurden mit den durch Salmiakbehandlung gegerbten Bälgen verunziert. Wir gingen ja zusammen jagen, morgens, mittags und abends, auf meiner Winkeler Jagd und begleitet von Bruder Mannos braunem Deutschkurzhaarhund, dem treuen Feldmann, Bruder Carlo mit seinem <u>einen</u> Auge schoss besser als ich mit meinen zwei. Und es ist mir unvergesslich, wie er eines Tages mit einer 6 mm-Pistole, die ihm seine Patentante Adele Lemmé geschenkt hatte, eine Drossel aus dem Gipfel einer Buche herunterholte. Auch mit dem alten Rauch (Besitzer des

Hessischen Hauses) gingen wir jagen oder wir gingen mit ihm in der Schlierbach fischen: Herrliche sorglose Zeit.

Und wir hatten Zeit für die Liebe; spielten mit unseren Freundinnen, als da waren Luise Schmid (Tochter des Stabsarztes und Enkelin des Präsidenten), Fanny Bader (Schwester des Malers Wilhelm Bader), Karoline Kröll (Tochter des Majors Kröll und Cousine von Fanny), Amelie Dosch (Tochter von Vaters Wormser Freund, dem „Sputze" Dosch) und Gott weiss mit was für netten Mädels ausserdem. Auch Frau Professor Heintze mit drei lieblichen Töchtern, aus Heidelberg, war damals in Lindenfels, und Herr und Frau Professor Luther, mit denen die Eltern viel und gern verkehrten.

Allerdings, der gute Vater hatte damals finanzielle Sorgen: Der Verein Chemischer Fabriken (heute Kali Chemie Konzern) war, unter Leitung von Direktor Bardorf und von Aufsichtsratvorsitzer Professor Fresenius, in eine Sackgasse geraten. Die Sodafabrikation nach veralteten Verfahren, wie sie dort benutzt wurden, war durch den Solvey-Prozess überholt worden: Und die „Mannheimer" standen plötzlich vor dem Bankrott. Die Mitglieder des Aufsichtsrats mussten viel Geld zuschiessen, in Gestalt von jungen Aktien, um die fälligen Obligationen einzulösen, Zinsen zu zahlen, den Betrieb umzustellen; und sie erhielten, selbstverständlich, keine Tantièmen! Dazu kam, dass Vater die Brüder August auf Universität, Carlo als „Schwung" in Frankfurt und Max als Gymnasiast in Worms finanzieren musste, dass die Lindenfelser Neu-Einrichtung Kosten aller Art verursachte usw. usw. Und Vaters Stimmung wäre verzweifelt gewesen, hätten die in der neuen Aera Bender zunehmenden Einnahmen aus der Advokatur nicht etwas Licht in den Schatten hineingeworfen. Der Vater wurde zum Frühaufsteher: Allmorgendlich, um 6 Uhr früh, zog er in den Wald, besichtigte „seine Eichen-Lieblinge" am Nordhang des Schenckenbergs (die im Winter 1942/3 gefällt wurden) und trank frisches Wasser am Urquell im Buch und kam, oft mit enormen Waldsträussen belastet, rechtzeitig zum Frühstück um 8 Uhr wieder. Das Lindenfelser Frühstück war um ein Weniges opulenter als das Darmstädter: Es gab herrliche Wecke, die mit Butter beschmiert und mit Reibe-Käse bestreut wurden!

Und was tat ich selbst, in meinem angebrochenen 19ten Lebensjahr? Ich schäme mich, es zu gestehen: Ich tat nichts, gar nichts. Ich hatte mich auf der Technischen Hochschule als Student eintragen lassen, und irgend welche Kollegien dort belegt, um gegebenen Falles dies Darmstädter Semester auf meine 6 zum Universitätsexamen in der Forstwissenschaft nötigen Semester angerechnet zu bekommen. Aber ich erinnere mich nicht, auch nur eine einzige Vorlesung gehört zu haben. Mehr

als das: Ich hatte Zeit im Überfluss: Aber der Gedanke, sie irgendwie zu forstlichen oder wenigstens zu botanischen Studien auszunutzen, ist weder mir noch meinen Eltern damals gekommen. Warum mich die Eltern wohl nicht anhielten, irgend etwas Nützliches zu treiben? Die Eltern wollten, dass ich gesund werde. Ich war damals ein armseliges Bürschchen, und meine Bronchialkatarrhe nahmen kein Ende. Dafür war – nach damaliger Ansicht – ein Aufenthalt in freier Luft die beste Arzenei.

Ich vergass zu erwähnen, dass mich, am 21. März 1886, Tante Anna Merck zu einem dreiwöchigen Aufenthalt nach Mentone mitnahm. Auch meine Base Lulu Schleiermacher war von der Parthie: denn Tante Anna reiste nicht gerne allein. Auf der Hinreise, in Mailand, besuchte ich die Witwe meines Grossonkels Wilhelm Alewyn und deren älteste Tochter Adele, meine Patin (die sich aber niemals um mich gekümmert hat), die mit dem schwerreichen Seidenfabrikanten Cramer verheiratet war. Diese beiden nahmen mich mit auf eine Wagenparthie in die Umgegend von Mailand, wobei mir u. a. der fürchterliche Mailänder Friedhof gezeigt wurde. Nächtlicher Weile besah ich den Mailänder Don und die Kolonaden: Die schmukken Offiziere der Alpenjäger, mit ihren federgeschmückten Hüten, beeindruckten mich mehr als irgend eine andere Mailänder Sehenswürdigkeit. Anderen tags ging die Reise weiter nach Genua. Ich war der Reisemarschall, musste die Fahrkarten lösen und – wurde dabei, wie damals üblich, von Schalterbeamten beim Geldeinwechseln um mehrere Lire beschummelt; und verlor in der Aufregung mein eigenes Reisegeld! Das hielt mich aber nicht ab, Genua, wo wir zweimal nächtigten, in vollen Zügen zu geniessen, während Tante und Base sich im Hotel de Londres ausruhten! Genua! Ich liebe Dich heiss, seit ich Dich zum sah ersten Male sah, an meinem 18ten Geburtstag, dem 25ten März, als ich in Dir oder bei Dir, zum ersten Male im Leben das Meer sah! Und es war ein herrlicher Sonnentag obendrein! Wie interessant waren die engen Gassender Genueser Altstadt, die Via d'Orefici mit ihren auf offener Strasse sitzenden Juwelieren, die da in Filigran arbeiteten, oder unechte Steine in unechte Broschen setzten! Und dann ging es nach dem Hafen, dem ersten Hafen, den ich je gesehen hatte, mit Hafenspelunken und Hafenkneipen und stinkenden Auslagen von Frutti di Mare; und wie herrlich waren die kleinen vergessenen Kirchen in der Altstadt, nicht zu reden von dem schwarz-weiss-marmorierten Dom! Und alle Gemälde-Sammlungen musste ich sehen, allein in der grossen Stadt. Mein Enthusiasmus liess mich nicht los! Da war der Palazzo rosso, der Palazzo bianco, der Palazzo Doria, und die van Deyks in dem ersteren beeindruckten mich sehr: Darunter ein herrliches Reiterbild von Caravaggio. Und dann war da ein Guido Reni: Der Heilige Sebastian mit Pfeil-durchbohrter Brust und einem Ausdruck edelsten

Schmerzes im Gesicht. Unvergesslich und unvergessen, obwohl seit diesem Erlebnis mehr als 50 Jahre verstrichen sind. Nur auf einer Kahnfahrt in den Hafen – bei der wir alle drei seekrank wurden – und einer Wagenfahrt über die Circonvalacione all monte begleiteten mich die Tante Anna sowohl als die Base Lulu. Ich war über und über begeistert, verliebt in Genua, wie ich es, in späteren Zeiten, im gleichen Mass nie für eine andere Stadt Italiens oder der Welt war. Bei meinen Mädels war die erste Liebe ganz gewiss nicht die tiefste; bei meinen Städtebekanntschaften war und ist sie es anders: G E N U A!

Anderen Tages ging es nach Mentone, Hotel des Alpes Maritimes. Wir assen wie alle Kurfremden an der allgemeinen Table d'hôte, einem wohl 20 m langen Esstisch. Neben mir sass ein Engländer, und als wohlerzogener Jüngling nannte ich ihm, mich selbst vorstellend, nach deutscher Sitte meinen Namen. Der Engländer sah mich stur an, als wäre ich verrückt, und wandte sich wieder seinem Teller zu; und nie hat er, in drei Wochen, ein Wort mit mir gewechselt. Der junge Deutsche war für den Engländer eine absolute Null. Mit meinen beiden Damen machte ich alle möglichen Touren in die Berglandschaft bei Mentone, meist so, dass ich sie über Wege und nach Plätzen führte, die ich am Vortage erkundet hatte. Auch Bordighera, Nizza, San Remo, besuchten wir, wo Frl. Rahm, später die Pächterin der Villa Einsiedel in Lindenfels, eine deutsche Pension unterhielt, und Monte Carlo, dessen herrliche Flora, herrliche Ausblicke aufs Meer und dessen Taubenschiesserei mich sehr beeindruckten. Und im Spielsaal verlor ich, auf Anhieb, ebenso wie meine Damen die dafür ausgesetzten 10 Francs. Auch in Mentone hätte ich meine Zeit nützlich verwenden können, – mit Botanisieren, mit Besuch der Bennetschen Zaubergärten in der Nähe, mit dem Studium der französischen Sprache: Ich tat nichts; ich bummelte; ich genoss; und Tante Anna Merck, genau wie meine Eltern, gab mir keine Befehle, Wünsche oder Anregungen zu erkennen: Allerdings, EIN Mal hat mich Tante Anna so bitter ausgescholten – ich weiss nicht mehr den Grund ihrer Unzufriedenheit – wie es meine Eltern nie getan haben: und ich weinte heisse Tränen. Ach, Tante Anna! Sie konnte so herzensgut sein, und sie war so gern heiter, sah so gern frohe Gesichter um sich herum: Aber ihr Temperament trug zuweilen den Sieg davon über ihre Zuneigungen. Und ich wundere mich nicht, dass man in Jugenheim ihre Schwägerin Marie Merck (geb. Hofmann, Berg-Mercks) als die „reich' Frau Merck" bezeichnete; ihre Schwägerin Lina Merck (geb. Moller) als die „schön' Frau Merck" und endlich meine liebe Tante Anna (Tal-Mercks) als die „bös' Frau Merck". Und – ich hätte nicht zur Dienerschaft Tante Annas gehören mögen, die so häufig wechselte, dass Tante Anna als beste Kundin der Darmstädter Verdinge-Frauen galt.

Ihren Diener Lenhard, der daraufhin viele Jahre lang bei Müller-Alewyns als Faktotum diente, warf sie wegen Trunkenhaftigkeit hinaus, weil er, nach dem Abfüllen für sie von einem Hektoliter Wein, nach Alkohol roch; mit meinem Vater überwarf sie sich einmal ernstlich, als er ihren – auf Knall und Fall – entlassenen Diener Jakob in Schutz und sogar in eigene Dienste nahm. Nur der Kutscher Schmidt hat es bei ihr ausgehalten, ja, er hat sie überdauert. Der Kutscher liess sich nichts gefallen; und als ihn Tante Anna, die er am Theater abholte, vor versammeltem Publikum heftig tadelte, weil er „schlecht angefahren habe", stieg Kutscher Schmidt kaltblütig von seinem Bock herunter, reichte ihr die Zügel und sagte ruhig: „Ei, Frau Merck, fahren Sie sich dann lieber selbst." Tante Anna war vor ihren herumstehenden Theaterfreunden blamiert: und sie wäre noch blamierter gewesen, hätte sie ihren Kutscher daraufhin entlassen.

Aber genug von Tante Anna, der ich persönlich, bis in ihr letztes Lebensjahr hinein, so unendlich viel Dank schulde, und das von meiner frühesten Jugend an. Ihr aufbrausendes Temperament hing zweifelsohne mit der Zuckerkrankheit zusammen, die sich auch bei ihr mit zunehmenden Alter eingestellt hatte. Tante Anna, Base Lullu und ich kehrten hochbeglückt aus Mentone zurück, obwohl wir dort stark unter schlechtem Wetter gelitten hatten. Aber der Höhepunkt der Reise war ihr Anfangspunkt gewesen: Genua!

Ein Intermezzo meines Lindenfelser Aufenthalts im Hochsommer 1886 bildete die 500-Jahrfeier der Universität Heidelberg: Da gab es einen grossen historischen Festzug, bei dem Vetter Willy Merck irgend einen Pfalzgrafen verkörperte: und ein grosses Schlossfest, bei dem Bruder August, der ja der gleichen Heidelberger Studenten-Blase wie Willy, den „Hamburgern", in Heidelberg angehört hatte, zu den Arrangören zählte und eine grossartige, nächtliche Schlossbeleuchtung: und Gedränge und Jux und Rummel an allen Heidelberger Ecken. Bruder Carlo und ich waren zusammen von Lindenfels nach Heidelberg gekommen, verloren einander aber bald in dem Gedränge der Menschen; und von dem ganzen Erlebnis ist mir eigentlich nur der Rückweg erinnerlich, den ich allein, nach Mitternacht, von Bensheim nach Lindenfels auf der nie enden wollenden Chaussee absolvierte. Es war dunkel; und vielleicht auch für mich ein bisschen zu ängstlich, den kürzeren Weg über Knoden allein zu wagen. Ich war totmüde; ohne Geld; durstig und hungrig. In Reichenbach und in Gadernheim wurde ich von den Nachtwächtern angehalten und ausgefragt: der Gadernheimer war noch mit Horn und Spiess bewaffnet, wie in der alten Zeit; und er imponierte mir. mehr als der ganze Heidelberger Festzug.

Ich vergass zu erzählen, dass mein Bruder Manno, während des Sommers 1886, da er ja die Schule nicht versäumen durfte, bei Tante Else untergebracht war. Das war auch wohl in den darauf folgenden Jahren der Fall, so oft die Eltern während der Schulzeit Mannos in Lindenfels hausten; aber als Primaner wurde Manno nicht bei Tante Else, sondern bei dem Gymnasiallehrer Kurschmann, dem Kyros unserer Jugend, mehr oder weniger gut untergebracht.

Im Herbst 1886 schien meine Lunge so stark affiziert zu sein, dass mein Vater beschloss, mich in die Lungenheilanstalt Falkenstein im Taunus zum Auskurieren zu schicken. Die Anstalt trug den Spitznamen „Die Tuberkelkommode", weil sie mit Holz getäfelt war, und stand unter dem berühmten Spezialisten Dettweiler; mein angeheirateter Vetter Karl Locher hatte kurz zuvor, seine eigene Lunge dort in Ordnung gebracht; und Karl Locher war es, der mich dort bei Dettweiler einführte. Nicht nur bei Dettweiler; auch bei dem Indianerklub „Hugh", den Karl hatte begründen helfen und in dem sich die „besseren" Gäste des Sanatoriums nahezu täglich zum Scheiben-Schiessen, zum Kalumet-Rauchen, zum Bowle-Trinken und zum Kartenspiel zusammenfanden. Bei einem Festmahl gab es echten Bärenschinken und jungen Auerhahn aus Livland. Zu den Mitgliedern gehört der später verunglückte Erbprinz von Nassau, ein reicher Hamburger namens Paasche (den Dettweiler aus d. Sanatorium verbannte, weil er auf einer Kirchweihe in der Nähe getanzt hatte), ein Baltischer Adliger, der der Häuptling des Indianerklubs war und der mir, bei meiner Klubtaufe, den Namen „Le Lévrier ingénieux" beilegte. Ich machte mich um den Klub durch das Dichten von Klub-Liedern verdient, von denen eines mit dem Vers schloss:

Drum ruf' ich oft und gerne,
Wenn ich auch Lungen-spuck',
Zum Pfeifen der Caverne:
„Ich bin ein Haupt vom Hugh".

Die Kur in Falkenstein bestand in wesentlichen aus Luftgeniessen auf Liegestühlen, die unter einem Glasdach neben einander standen. Meine Stuhl-Nachbarin, die viel Englisch las, interessierte sich für mich und regte mich an, englisch zu lernen. Dazu benutzte ich einen von mir mitgebrachten Sprachlehrer, in Gestalt eines Büchleins mit dem Titel: „In drei Tagen fliessend englisch sprechen und schreiben zu lernen". Meine Nachbarin überhörte meine Lektionen, verbesserte meine Aussprache, liess mich ganze Sätze auswendig lernen, liess mich vorlesen: Und so kam es, dass der Aufenthalt meine Sprachkenntnisse mehr förderte als meine Lunge. Denn auch im

Hugh-Klub wurde französisch oder englisch-indianisch parliert. Also Anregung über Anregung. Die Diät bestand aus dem Genuss grosser Mengen von Milch, die man, um sie verdaulicher zu machen, mit Cognac anreichern durfte, und das ergab ein gerade den „Indianern“ zusagendes Getränk. Nach etwa zwei Monaten, wurde ich als geheilt entlassen. Dettweiler hatte festgestellt, dass meine linke Lunge stark vernarbt sei. Wie er das tat, ohne Röntgenstrahlen, muss sein Geheimnis bleiben. Da die Schwer-Tuberkulosen und die Leicht-Erkrankten stets zusammen sassen, zusammen lagen, zusammen redeten, ist es eigentlich ein Wunder, dass ich Falkenstein absolvierte, ohne wirklich tuberkulös zu werden.

Inzwischen war der Monat Oktober ins Land gezogen; und es erhob sich die – Frage, ob ich gesund genug geworden sei, um eine Universität zu beziehen: Die Frage wurde verneint. Und so wurde ich denn zum zweiten Male auf der Darmstädter Hochschule als Student geführt. Ich belegte Botanik bei Professor Ludwig Dippel, ohne zu wissen, dass dieser Herr, einen besonders guten Namen als Morphologe hatte und dass er sich im Darmstädter Botanischen Garten, insbesondere in den dortigen Bäumen, ein Denkmal gesetzt habe; und ich belegte ein mathematisches Kolleg und eines in der landwirtschaftlichen Technologie. Dippel sprach über die Zelle und über deren Teilung, ein Vorgang, für den ich mich nicht im geringsten interessierte: Denn die Vorlesungszeit war nicht vereinbar mit meinen Gepflogenheiten; um 6 Uhr abends spielte ich lieber Skat mit meinen damaligen Freunden Bob Weber, Otto Osann und einem jungen Franzosen namens M. Koch, der in Darmstadt deutsch lernen sollte; warum ausgerechnet Darmstädter Deutsch, das weiss ich nicht, Bob Weber war der Sohn des „Augen-Webers“, von dem ich auf Seite 60 [Seite 79] erzählt habe, und Bob ging in die Prima des Gymnasiums: Ein grundgescheiter Kerl, witzig, leichtsinnig und so herzleidend, von Geburt an, dass ihm sein Vater als Arzt nur eine kurze Lebensspanne in Aussicht stellte. Bobs ältere Schwester war mit dem als Assyriologen späterhin bekannt gewordenen Dr. von Le Coq verlobt; seine jüngere Schwester Frieda – soll mich – wie ich erst als betagter Greis erfuhr, heimlich geliebt haben, und das so heimlich, dass ich es nicht merkte; was um so weniger verständlich ist, als ich im Hause Weber ein fast täglicher Gast war. Allerdings ein Gast des Hinterhauses, in welchem sich, neben der Klinik, Bobs sturmfreie Bude befand: Dort wurden täglich Skatorgien gefeiert, unter Zusatz der nötigen Quanten von Bier und von Wein, wobei Otsch Osann meistens, aber nicht immer mitwirkte. Denn Otsch, mein Conabiturient, war in der zweiten Hälfte seines Dienstjahrs als Einjährig-Freiwilliger beim Darmstädter Leibgardeinfanterieregiment begriffen.

Und zuweilen hatte er ausgerechnet zu der Zeit militärischen Dienst, zu der er von rechts wegen Skat hätte spielen sollen.

Otsch Osanns Vater, der national liberale Reichstagsabgeordnete, Dichter und Rechtsanwalt, wurde ungnädig, wenn einer seiner diversen Sprösslinge nicht rechtzeitig zum Abendessen erschien; da kam es denn öfter vor, dass Otsch, wenn er sich im Skat festgespielt hatte, im Trab kurz vor 8 Uhr nach Hause laufen musste; wobei er die besondere Geschicklichkeit zeigte, im Laufen zu pinkeln, ohne seine militärischen Hosen zu benetzen.

Der Winter 1886/87 war kalt; da gab es denn für mich Müssiggänger das denkbar herrlichste Schlittschuh-Eis; die künstliche Eisbahn, auf der Bob Weber und ich unsere Talente zeigten, lag etwa da, wo heute die Pallaswiesenstrasse von der Victoriastrasse gekreuzt wird; sie mag 10 Morgen gross gewesen sein. Dort gab es, sehr häufig, Militärmusik zur Begleitung der Schlittschuhläufer, die dort mit ihren Damen zusammenliefen als wäre Eisbahn ein Tanzsaal; meist paarweise; selten bei Française oder gar bei Lancier; zuweilen bei Chaine anglaise, wobei wir lange Ketten bildeten, deren Flügelmann plötzlich aus tollem Lauf festgebannt stehen bleiben musste: Mit dem Erfolg, dass der freie Flügel mit grosser Vuppdizität über das Eis geschleudert wurde. Da war auch eine improvisierte Bar, in der man sich und seine Gönnerin mit heissem Grog regalieren konnte.

Bob Weber war in die lustige, schlagfertige und gewandte Victoria von Herff (aus der s. g. Vachenburg) bis über beide Ohren verliebt; ich selber feierte meine Orgien mit einer netten jungen Engländerin, Dolly Sutor, die bei Anna Textor in der Eichbergstrasse in Erziehungspension war; sie war elternlos und arm; aber sie war, weil ihre Familie zur Londoner Gentry gehörte, der Clou unter den Textor-Zöglingen: Dieser Dolly Sutor verdanke ich den besten Teil meiner englischen Sprachkenntnisse; es machte ihr den grössten Spass, mich beim Schlittschuhlauf zu unterrichten: tagaus, tagein zog ich ihr als Dank die Schlittschuhe an und aus, begleitete sie nach Hause, scherzte und lachte und tollte mit ihr; und gelegentlich versuchte ich mich bei ihr mit kurzen englischen Briefchen einzuschmeicheln und ich übersetzte für sie ein paar Tennyson-Gedichte ins Deutsche. Ich muss aber leider gestehen, dass ich gleichzeitig ein primanerhaftes Liebesunternehmen mit einer gewissen Seraphine Schlamp, gebürtig aus Nierstein, Tochter eines Weingutbesitzers, durch Schwester Ollis Zwischenträgerdienste unterhielt; wobei das Tragen meist im Tragen von Veilchensträusschen zu der angebeteten Göttin bestand, die in der Pension Kirschbaum (Ollis Schule in der Sandstrasse) lebte. Seraphine hatte die schönsten wallenden blonden Haare und die tiefsten blauen Veilchenaugen; was sie sonst

war, weiss ich nicht: Denn ich habe eigentlich nie mit ihr gesprochen. Sie war keine Schlittschuhläuferin; und nur beim Schlittschuhlauf war in Darmstadt die Unterhaltung möglich mit jungen Damen, die etwas auf ihren Ruf hielten. Das war bei einer jungen Amerikanerin nicht der Fall, auf deren Fensterbrett ich im Erdgeschoss des Hauses Eichbergstrasse 16, wo diese junge Salondame bei Mootz und Vogel in Pension war, zuweilen zusammen mit meinem Freund Edu Wagner anzutreffen war. Und wahrhaftig, ich glaube, auch die jungen Damen Riesse, Töchter des Malers Riesse-Stein in Heinrichstrasse 103, die wir von Lindenfels her kannten, spielten in meinem geräumigen Herzen damals eine Rolle. Dazu kam zu guter letzt meine Base Wisa Schenck, mutterlose Tochter des Forstmeisters Abo Schenck, die den Winter über bei Tante Else untergeschlupft, und mit Rikel innig befreundet waren: Ein bildhübsches, schwarzlockiges und dunkeläugiges Schencken-Mädel! Kein Wunder, dass ich bei so viel „Verpflichtungen" die Vorlesungen auf der Technischen Hochschule vollkommen vernachlässigte! Merkwürdig nur, dass mein Vater, der doch die Studiererei meines Bruders August zu überwachen sich bemühte, nie und nimmer nach meinen studentischen Leistungen fragte! Ich hätte je alle Vorlesungen, die ich für mein forstliches Vorexamen (das sogenannte Physicum) in Giessen brauchte, mühelos in Darmstadt hören können! Vater und Mutter liessen mich bummeln. Ich sollte gesund werden. Das war die Hauptsache. Ich fürchte, Tante Delly kritisierte meine Bummelei zuweilen heftig; was mich veranlasste, einen bekannten Satz der Philosophie zu persiflieren „*Quidquid agis, celerrime agas, nec respice affines*".

Tante Delly gab mir damals auch ein paar französische Stunden: es mögen 5 oder 6 gewesen sein; ich hatte kein Interesse daran; viel amüsanter waren die französischen Abende bei Tante Else Schenck, an denen ich zusammen mit Rikel, Wisa, Jeanne und anderen franz. Dramen mit verteilten Rollen las, über Jeanne's Rolle, den „Choeur de jeunes Juives" in einem dieser Dramen (Recine) haben wir bis in unsere alten Tage hinein gelacht.

Aber noch ein anderes Studium, das nicht auf dem Programm des künftigen Forstmanns stand, griff ich in diesem faulen Winter auf: Ich studierte Klavier; ich nahm ernstlich Klavierstunden, und zwar als ordentlicher Schüler in dem Prof. Phil. Carl Schmitt'schen Konservatorium für Musik. Dort wurde ich mit anderen Anfängern, Jungen und Mädels von 8 oder 9 Jahren zusammengesetzt und gemeinsam unterrichtet. Nur gelegentlich gab mir der Herr Direktor persönlich eine Extra-Lektion. Noten-Lesen! Das war mir die Hauptsache: denn ich konnte halt klimpern, aus dem Kopf, irgend eine Melodie, die ich im Theater gehört hatte, allerdings mehr oder weniger fehlerhaft klimpern; ich konnte sogar phantasieren, und das Entsetzen

meiner Musiklehrer war gross, wenn ich, in den Pausen meinen Studiengenossen etwas vorphantasierte. Noten-Lesen! Erst in späteren Jahren wurde es mir klar, dass auch das Noten-Lesen eine Übungssache ist; dass nur der Fleissige etwas lernt; und – fleissig war ich nicht; zu Hause in der Casinostrasse 8 übte ich nicht oder nur sehr wenig. Aber EINES habe ich damals doch wohl erreicht: Ich habe, bis in mein hohes Alter hinein, zwar nicht Anderen, aber doch mir selbst viel Freude gemacht; und gar oft begann ich mit einem Trauermarsch, um mit einem wilden Walzer zu enden.

Vielleicht hätte ich es weiter am Klavier gebracht, wenn ich, statt im Schmitt'schen Konservatorium Ecke der Elisabethen- und Zimmerstrasse Unterricht zu nehmen, bei meiner – bis jetzt noch nicht erwähnten – älteren oder ältesten Lindenfelser Freundin, der hochgebildeten Fanny Bader aus Darmstadt, Klavierstunden zu nehmen, wie sie damals professionell zu geben begann. Fanny wohnte mit ihrer alten Mutter, der Witwe eines Rechnungsrats Bader, und mit ihrem Bruder, dem bekannten Landschaftsmaler Wilhelm Bader, zusammen im Hause Steinackerstrasse 12. Ab und zu brachten die Damen ein paar Wochen in Lindenfels zu. Und, aus mir unbekannten Gründen, hatte Fanny, mit ihren etwa 30 Jahren, ein gewisses faible für mich 18-jährigen Jüngling. So spazierten wir denn oft in Lindenfels (nie in Darmstadt) zusammen herum, oder wir spielten Croquet im Bosket, – wobei einmal, als ich aus Freude über einen Spielerfolg mit dem Croquethammer auf einen dort stehenden Tisch schlug, zwei Eichhörnchen vor Schreck aus einer hohen Lärche und auf den Tisch herunterpurzelten –. Jedenfalls verdanke ich der guten Fanny Bader allerlei Anregungen, alle zum Edlen und Guten und Schönen; und dafür bin ich der längst Verstorbenen noch heute dankbar. Von ihrem Bruder Wilhelm besitze ich ein oder das andere Bild, darunter das Ölbild vom Einsiedler mit der Geige; mit ihrem jüngeren Bruder Prof. Karl Bader, dem Busenfreund von Rosel Eigenbrodt, der mit mir aber einen Jahrgang unter mir durch's Darmstädter Gymnasium lief, war ich damals gar nicht oder kaum bekannt. Erst durch Rosel entwickelte sich unsere Zusammengehörigkeit. Karl Bader hat mir, als Bibliothekar auf der Hofbibliothek, ab und zu einen literarischen Gefallen getan. Zu einem intimeren Verkehr mit ihm ist es nie gekommen, wohl wegen seiner mir nicht ganz sympathischen Gattinnen.

So verstrich denn der Winter 1886/87 sang- und klang- und tatenlos. 2 Semester waren total verbummelt. Mein drittes Semester sollte mich nach Tübingen bringen: Denn dort war die Forstwissenschaft unter Professor Tuisko Lorey auf höchster Höhe. Lorey stammte aus einer hessischen Familie und war mit einer Draudt, mit der Tochter des damaligen Präsidenten der Hessischen Oberforst- und Domänendirektion (als solcher Nachfolger meines Grossvaters) verheiratet. Und der Name

Schenck hatte bei Lorey und Draudt einen guten Klang. So wurde ich denn bei Loreys in Tübingen sofort freundschaftlich aufgenommen, wiederholt zu Tisch eingeladen usw.

Was meine Eltern aber, mehr wie die Freundschaft mit Loreys, für Tübingen einnahm, war das dortige Wohnen von Alex und Anna Brill geborenen Schleiermacher, meiner direkten um 20 Jahre älteren Kusine. Von den Schleiermachers-Basen hab' ich auf Seite s [Seite 15] bereits gesprochen und die Hochzeit von Alex Brill mit Anna Schleiermacher wurde auf Seite u [Seite 16] erwähnt: Die erste Hochzeitsfeier, die ich erlebt habe. Die Brills wohnten in der Tübinger Neustadt, Eugenstrasse 3. Alex war ein hochangesehener ordentlicher Professor der Mathematik. Die Brille-Buben Alex, Edu und August waren angehende Gymnasiasten, das Töchterlein Julie war ein herziges etwa 5-jähriges Baby. Dort bei den Brills wurde ich mit offenen Armen und wirklicher Freude aufgenommen. Kusine Anna hatte mir, bei Frl. Billfinger, Emilstrasse 11 ein paar Häuser weit von ihrer grosses Wohnung entfernt, ein schönes grosses Studentenzimmer reservieren lassen und Alex war mir bei der Auswahl der Vorlesungen behilflich, zu denen seine Mathematik leider oder Gottseidank nicht gehörte. Leider nicht: Denn Alexens glänzender Einfluss hätte mich vielleicht zu einem besseren Mathematiker gemacht, als ich es in Giessen unter den Professoren Nette und Pasch späterhin wurde; und Gottseidank nicht: Denn wie die Ereignisse liefen, hätte ich wohl Alexens Vorlesungen ausnahmslos geschwänzt.

Das Vorspiel zu diesen Ereignissen war meine Gymnasiasten-Bekanntschaft mit einem flotten Frankfurter Jüngling namens Kuchen, der in Georg Mercks Klasse ging und sich stets durch besonders gut geschnittene Kleider, durch reichliches Taschengeld und durch feine Liebschaften auszeichnete. Kuchen war es gewesen, der als erster und einzigster im Grossen Woog die Barriere zwischen dem Herren- und dem Damenschwimmbad zu über- oder unterschwimmen gewagt hatte; ja sogar im Grönländer. – Kühn erdreistete er sich, bis ans Damenbad heranzurudern und sich dort mit seinen ladies zu unterhalten. Kurzum, Kuchen war ein ganzer Kerl oder wie Tante Lina Merck von seinem ihr bekannter Vater sagte, ein feiner Kavalier. Dieser Kuchen war, das wusste ich, erster Chargierter des Tübinger Studenten-Korps Suevia geworden, und ich hatte, als ich nach Tübingen ging, die heimliche und niemanden eingestandene Absicht; diesem Korps beizutreten. Was ist, oder vielmehr, was war ein Korps? Ich habe auf Seite q [Seite 12] von den Korps in Giessen und in Bonn erzählt, denen mein Vater und seine Freunde angehört hatten. Auch das Korps Suevia war nichts anderes als ein Tübinger Studentenklub, der mit den anderen dortigen Korps alle 14 Tage sogenannte Bestimmungs-Mensuren ausfocht, dessen Mitglieder

sich verpflichteten, ihre Ehre anderen und insbesondere etwaigen Beleidigern gegenüber mit dem Säbel oder gar mit der Pistole zu verteidigen, und die alltäglich zu gemeinsamen Mittags-Mahlzeiten – die der Tübinger Sueven oder Schwaben im s. g. Museum – zum Fechtunterricht, zum Frühschoppen und insb. zum „Kommers" zusammenkamen. Unter Kommers verstand man die grossen festlichen Trinkgelage im Klubhaus, bei denen mehr Bier getrunken wurde und getrunken werden musste, als ein Durchschnitts-Jüngling vertragen konnte. Die Mitglieder der Korps trugen bunte (im Falle der Schwaben ziegelrote) Mützen und quer über der Brust mehrfarbige (im Falle der Schwaben schwarz-weiss-rote) Seidenbänder. Neben Kuchen als erstem Chargiertem (also Vorsitzer) der Schwaben ist Albers Schönberg, ein Hamburger, als zweiter Chargierter, d. h. als Oberfechtmeister der Schwaben zu nennen. Dritter Chargierter war der Wirtschafts- und Kassenführer F. von Roux. Dazu kam ein Fuchsmajor (Klemens Heisse) dem als Erziehung neueintretender Korpsmitglieder, der sogenannten Füchse, oblag. Die Chargierten wurden von den „Burschen" gewählt, die dem Korps ein Jahr angehört hatten. Der Neuankömmling wählte sich, unter den Burschen, einen „Leibburschen" als Protektor aus und wurde dessen „Leibfuchs". Das Korpsleben wurde für mein eigenes ganzes Leben dadurch und nur dadurch bedeutungsvoll und richtunggebend, dass ich, eigentlich rein zufällig, den Burschen Hermann Kulenkampff aus Bremen zum Leibburschen wählte.

Was die Zugehörigkeit zu einem Studentenkorps bedeutet, davon hatte ich eigentlich keine Ahnung; mein Vater und alle seine Freunde waren „Corpiers" gewesen; Fürst Bismarck war Mitglied des Korps Saxonia in Göttingen gewesen; Seine Kaiserliche Hoheit, der künftige Kronprinz und Kaiser Wilhelm II, war in Bonn Mitglied des Korps Borussia gewesen. Der Musterbeispiele genug, die für den hohen Wert des Korps zeugten! Und wo gab es in Baden einen Forstbeamten, der nicht „Alter Herr" eines Korps gewesen wäre?

Du lieber Himmel! Als ich zum ersten Male bei Brills in der ziegelroten Mütze der Tübingen Schwaben erschien, war die Base Anna und der Vetter Alex Brill geradezu entsetzt. Das Renommé der Korps und insbesondere das der Schwaben muss in den Professorenkreisen Tübingens sehr abträglich gewesen sein. Die Brills gaben mir keine Gründe für ihre Einstellung an. Aber bald genug dämmerten mir die Besorgnisse auf, die sie in meinem Eintritt in das Korps Suevia sahen. Ein Korpsstudent besuchte, zum mindesten in den ersten Semestern, keine Vorlesung der Herrn Professoren, ausgenommen die erste – um sich seine Anwesenheit testieren zu lassen – und ebenso und zu gleichen Zweck die letzte Vorlesung. Die Herrn Professoren waren – so war es Usus – liebenswürdig genug oder nachsichtig genug, oder soll ich sagen

verständnisvoll genug, um ihre Namen auch dann unter die „Anwesenheits-Testate“ zu setzen, wenn sie genau wussten, dass der Korpier alle Vorlesungen geschwänzt hatte. Hätten sie die Testate verweigert, so hätten sie ihre eigenen Emolumente eingeschränkt, und sie hätten alle Korpsstudenten vom Besuch der Universität Tübingen abgeschreckt.

So habe ich denn auch in Tübingen bei dem Forstprofessor Lorey nur zwei oder drei Kollegstunden absolviert. Waldbaulehre war das Thema. Aber wie soll ein Mensch etwas vom Waldbau lernen, wenn die Vorlesungen in aller Herrgottsfrühe, von 8 bis 10 Uhr vor sich gehen, also zu einer Zeit, zu der ein Korpsstudent den Katzenjammer des Vorabends noch nicht ausgeschlafen haben kann! Auch eine einzige Waldbau-Exkursion unter Tuisko Lorey habe ich in Tübingen mitgemacht: Sie führte nach dem Forstgarten; dort hob Lorey ein Ahornblatt auf und fragte mich vor versammelter Korona nach dem Namen, deutsch oder botanisch, des Baumes, von dem es stammte. Und bis ich die Antwort schuldig blieb – ich wusste tatsächlich nicht, ob es ein Spitzahorn-blatt sei oder ein Bergahorn-blatt oder das irgend eines ausländischen Ahorns – und als die zuhörenden Studenten in ein schallendes Gelächter ausbrachen, ja, da beschloss ich, nie mehr eine Exkursion mitzumachen, auf der die ziegelrote Mütze der Schwaben sich der Verulkung ausgesetzt sah.

Der zweite forstliche Professor Tübingens war ein richtiger Schwabe und dazu ein in forstlichen Kreisen – wie ich später hörte – hochangesehener Dendrologe namens H. Nördlinger, ein betagter Herr, der über die technischen Eigenschaften der deutschen Holzarten, also über ihre Härte, ihre Spaltbarkeit, ihre Elastizität und dergleichen mehr las: und er sprach mit einem lächerlich unverfälschten Schwaben-Akzent des Nachmittag um 2 Uhr, also zu einer Zeit, zu der ein junger Korpsstudent nach eingenommenem Frühschoppen und der Mittagsessen – Getränke nicht aufnahmefähig sein konnte. So hab‘ ich denn den guten alten Herrn einmal und nicht wieder gesehen und gehört. Meine Korpsbrüder waren allesamt ebenso faul wie ich, ausgenommen nur ein paar Mediziner, die vor ihrem Physikum standen; und diese Mediziner waren von den zoologischen Vorlesungen eines Professors namens Eimer so begeistert, dass ich – und ein paar andere sonst nicht zoologisch veranlagte Korpsbrüder – die Eimer‘schen Vorlesungen (nachmittags von 5 bis 6) des öfteren besuchten. Eimer war ein ausgezeichneter Redner; er verstand es, seinen Stoff in einen davon Ganz unabhängigen, bald politischen, bald religiösen, bald historischen Rahmen zu kleiden; und ich hab‘ mein Lebtag lang versucht, ihm als Vortragender nachzueifern. Wie interessant sprach Eimer vom Regenwurm – und kam dann zwischendurch auf den Ultramontanismus zu sprechen, ich weiss nicht, mit welchem

Übergang oder mit welcher Ideenverbindung: Ich war einfach begeistert. Zudem war Eimer, wohl als einziger unter den Professoren, ein Freund der Korpsstudenten; er gab uns herrliche Gartenfeste mit Tanz und Sang; und dort lernte ich das hübsche Mayerle, die entzückend schwäbelnde Tochter eines Medizinprofessors kennen, die während meiner Tübinger Wochen zu meiner „Poussage“ wurde. Allerdings, das Poussieren der Mädels stand nicht auf dem Repertoire meines Korps; dafür hatte man weder Zeit noch Intresse. Ich liebte also allein –; ich glaube auch nicht, dass das Mayerle jemals etwas von meiner Liebe gemerkt hat, die neben einer schnotterischen Korrespondenz mit der früher geliebten Seraphine Schlamp herlief.

Eine weitere Professorenfamilie, bei der ich eine Gastrolle gab, war die des Mediziners Jürgensen. Frau Jürgensens unverheiratete Schwester, die im gleichen Hause lebte, muss von Frankfurt her mit meiner Mutter bekannt gewesen sein. Ich wurde freundlichst aufgenommen.

So war ich denn in Tübingen, trotz meiner hahnebüchenen Faulheit, mehr als irgend ein anderer meiner Korpsbrüder, bei den Tübinger Professoren gut eingeführt und gewissermassen „lieb Kind“. Und ich glaube, diese Zusammenhänge gaben mir auch im Korps selbst ein gewisses Prestige: Ich glaube, ich war im Korps Suevia bald sehr beliebt.

Das Korps Suevia! Das Korps der Schwaben! Merkwürdig! Kein einziger der damals aktiven Schwaben war Schwabe! Nur der Konkneipant R. Freiherr von Süsskind-Schwendi war Schwabe und, weil er wohl als Bluter nicht fechten durfte, war er nur Konkneipant und trug als solcher eine ziegelrote Mütze mit nur zwei silbernen Streifen. Die Süsskinds hingen mit den d’Orvilles zusammen. Hermann d’Orville, geb. 1828 gest. 1892, Chef des Regenburger Hauses der Gebr. Bernard, war verheiratet mit der auf Schloss Dennenloh geborenen Henriette von Süsskind, und Max d’Orville, von den Kasseler Husaren, war ein Sohn aus dieser Ehe. Jedenfalls sahen Süsskinds in meiner Mutter, und darum in mir, einen Verwandten. Auch er war Forstmann, wurde später Württembergischer Forstmeister in Dornstetten, und ich hab‘ noch ab und zu von Amerika aus mit ihm korrespondiert, ohne in jemals wieder zu sehen. Er soll zum Trinker geworden sein, in unglücklicher Ehe, erzählte man mir. Damals, anno 1887, war er der lustigsten Studenten einer, voll von Schnack und Sang, mit dem er die Korona bei unseren Bierkommersen unterhielt.

Woher kam es wohl, dass die Württemberger, deren ganze Aristokratie zu den Alten Herren meines Korps Suevia gehörte, ihre Söhne nicht mehr in dieses Korps hatten eintreten lassen? Man behauptete damals, diese Söhne seien, soweit sie körperlich satisfaktionsfähig waren, alle Offiziere geworden. Das mag sein: Vielleicht

wussten sie aber auch, dass die Tübinger Korps den Ernst der Zeiten nicht erkannten und dass ihre Söhne dort nicht gut aufgehoben seien.

Sehr häufig kamen aber alte Herren des Korps, Mitglieder der hohen Aristokratie, zu unseren Kommersen. War doch Se. Majestät der regierende König von Württemberg selbst in meinem Korps Konkneipant gewesen! Wenn die Alten kamen, wurde ich meist in ihre Nähe gesetzt: Denn ich, als Einziger Süddeutscher im Korps, konnte ihren stark schwäbelnden Jargon besser verstehen, als die Chargierten und die Korpsburschen aus Norddeutschland. Ich erinnere mich insb. an einen Grafen Üxküll als Alten Herren und an einen Grafen Zeppelin, Bruder des späteren Erfinders des lenkbaren starren Luftschiffs. Auch ein Prinz Ernst von Sachsen-Weimar, Rittmeister bei den Olga-Dragonern in Cannstadt, war öfters unser Gast bei restlichen Kommersen; ein fideler Gesell, mit dem ich, nach dem Gelage, gar manche Tübinger Laterne kapunierte und gar manche Verfolgung der Tübinger Nacht-Polizei durchmachte – wobei die Polizei es weislich vermied, Se. Kgl. Hoheit den Prinzen einzufangen.

Der lustige Prinz muss eine besondere Schwäche für mich gehabt haben; denn er ernannte mich – mit Zustimmung der Korps-Chargierten und entgegen allen Regeln des Komments, – zu seinem eigenen Leibfuchs; also, dass ich neben Hermann Kulenkampff einen zweiten – prinzlichen Leibburschen bekam. Und ich bekam noch etwas: Ein Wunderschönes Photo-Album, mit den Wappen des Korps und des Prinzen, wurde mir, als Dedikation meines prinzlichen Leibburschen verehrt.

Am Donnerstag wurde in Tübingen nicht gearbeitet: Donnerstag war als dies academicus heilig, von alters her; er wurde von den Korps und den anderen Tübinger schlagenden Verbindungen zu Mensuren benutzt, das heisst zu den mehr oder weniger unschuldigen Schläger-Duellen zwischen als gleichgut angesehenen Mitgliedern der verschiedenen Korps, z. B. Hermann Kulenkampff Sueviae gegen Moritz Schmidt Franconiae oder August Lürmann Sueviae gegen Ludwig Haas Marcomanniae. Dem guten August passierte dabei einmal das Unglück, dass er „kniff“, d. h., dass er einem stark schmerzenden Schlag auswich und daraufhin durch S. C. Beschluss vom Korps suspendiert wurde, bis er sich durch zwei, ohne Kneifen, geschlagene Mensuren wieder einpaukte. Bei den Mensuren waren Brust, Hals, Arme und Augenhöhlen durch Bandagen bzw. Brillen gut geschützt: NUR das Gesicht und der Hinterkopf waren frei. Die Paukanten standen sich gegenüber mit erhobenem Schläger, und auf den Zuruf des Unparteiischen „Fertig! Los!“ hieben sie aufeinander los, der eine die Schläge des anderen mit seinem Schläger bzw. mit dessen Korb (der die Hand schützte) parierend. Zeigte die Wange oder der Schädel eines

Kombattanten einen „Blutigen“, so griffen die Sekundanten ein, und der stets anwesende Mediziner stellte fest, ob die Wunde eine „Abfuhr“ sei oder nicht. Eine Abfuhr musste sofort verbunden werden. Das Resultat jeder Mensur wurde sorgfältig eingetragen. Beispielsweise im Falle der oben genannten Mensur Kulenkampff contra Schmidt: „Abfuhr Schmidt nach 8 Minuten und 3 Gängen wegen Tiefquart.“ Die Abgeführten mit ihren verbundenen Köpfen wurden in geschlossenen Landauern nach Tübingen zurückbefördert.

Das Komische bei der Sache war, dass jede Mensur in Tübingen polizeilich verboten war, und dass die Württembergischen Landjäger mehr oder weniger ernstlich versuchten, die Duellanten und ihre Sekundanten zu verhaften. So fanden denn die Mensuren meist ausserhalb der Stadt in entlegenen Gehöften oder Kneipen (z. B. im Waldhörnle bei Derendingen) statt, und die Füchse der Korps wurden als Schildwachen im Gelände aufgestellt, um das Nahen etwaiger Polizeiorgane rechtzeitig zu melden.

Die Mensuren: Meines Erachtens sind sie eine schöne, ritterlich-deutsche Sporteinrichtung gewesen, nicht schlimmer als die Tourniere des Mittelalters und ganz gewiss nicht roher als das Englische Rugby. Sie zeigen und sie stählen den Mannesmut des Einzlen; sie sind eine glänzende Vorbereitung für den Nahkampf im Krieg: Aber – das Duellieren war zu meiner Zeit entartet; es war ein tolles Aufeinanderhacken und nicht der Geschicktere, sondern der stärkere Arm musste siegreich sein. Zu meines Vaters Zeiten scheint das anders gewesen sein.

Säbelduelle ohne Binden und Bandagen, zwischen Beleidiger und Beleidigtem und mit gelegentlich tödlichem Ausgang kamen m. W. in Tübingen nicht vor. Gefürchtet waren die sogenannten Linkser, denen ein normaler Rechtser nicht widerstehen konnte, weil ihre Tiefquarts unter der Parade des Gegners leicht hindurchsauste.

Ich habe nur einen schlimmen Fall bei den Mensuren erlebt: Einer der Kombattanten riss sich selbst die eigene Schutzbrille, mit dem parierenden Schlägerkorb, in dem Augenblick in die Höhe, in welchem sein Gegner eine Tiefquart gegen ihn schlug: Dabei wurde das brillenlose Auge so schwer verletzt, dass es auslief.

Der Nationalsozialismus hat die akademischen Korps aufgelöst; die Korps waren angeblich undeutsch, exklusiv, überheblich, und sie waren eine Einrichtung nur der besitzenden Klassen. Eines der ersten Korps, das verboten wurde, waren die Tübinger Schwaben, die sich geweigert hatten, einen ihrer beliebtesten Alten Herren – ich glaube, es war der Hauptbegründer ihres schönen Korpshauses am Neckar – weil er Jude war, aus dem Korps auszustossen. Denn die Korps waren – daran kann

kein Zweifel sein – deutsch durch und durch, allerdings konservativ und nicht – wie es die sogenannten Burschenschaften gewesen waren, denen in Tübingen auch ein Bruder Hermann Kulenkampffs angehört hatte – grundsätzlich demokratisch und liberal.

Neben den Korps und den Burschenschaften bestanden in Tübingen wie auf allen Hochschulen auch mehrere Nicht-Farben-Tragende Verbindungen; die angesehenste von ihnen in Tübingen waren die „Stuttgarter", denen damals Ernst Grein angehörte. Die Korps dünkten sich hoch erhaben über ihnen, und ich hatte mir und meiner Suevia etwas vergeben, wenn ich den lieben Ernst auf der Strasse angeredet oder gar wenn ich ihn besucht hätte. Dass wir auch auf die Burschenschaftler mit Verachtung herabsahen, ist selbstverständlich.

Die Korps der verschiedenen Universitäten waren alle im sogenannten Grossen Kösener vereinigt: ihre Abgeordneten kamen alljährlich einmal zu Beratungen in Kösen zusammen. Die Korps der Technischen Hochschulen hatten im „Weinheimer S.C." ihr Zentrum und tagten auf der Wachenburg in Weinheim an der Bergstrasse.

Jedes Korps stand im „Kartell" mit je einem Korps auf den anderen Universitäten; so die Tübinger Suevia mit der Heidelberger Westphalia, zu der unter anderen die beiden Schöns, Brüder von Polja von Mutzenbächer adoptierte Levé aus Moskau, gehörten. Besuchende Delegationen der Kartell-Korps waren bei jedem Korps in jedem Semester zu finden; so bei den Tübinger Schwaben zu meiner Zeit eine Gesandtschaft der Freiburger Preussen. Eine Haupt-Angelegenheit derartiger Besuche war der Austausch von Photographien zwischen Besuchern und Besuchten gelegentlich der grossen Festkommerse, die zu Ehren der besuchenden Delegation abgehalten wurden. Unsere ständigen Gäste waren Biermer und E. Hofmeister, die Alte Herren irgend eines unserer Kartellkorps in Tübingen studierten und alle unsere Festivitäten genau so mitmachten als ob sie Mitglieder der Suevia wären. Genau wie Biermer und Hofmeister hatte jeder meiner Korpsbrüder beim Kartellkorps irgend einer Universität, auf der er seine Tübinger Studien „fortsetzte", einen sofortigen Anschluss und ein Kneip-Heim.

Der einzige Stock-Schwabe, der der Suevia angehörte, war der dicke, versoffene Korpsdiener Friedrich Beetz, ein Original, der bei den Gelagen das Bier ausschenkte, die etwaigen unter den Tisch Gefallenen betreute, das Korpshaus sauber und der mit kleinen witzigen Reden bei den Kommersen viel freudigen Beifall fand. Unser bescheidenes Korpshaus lag damals oberhalb Tübingens am Neckar; später wurde ein üppiges Korpshaus (Wie gesagt, mit jüdischem Geld) in zentraler Lage am Neckar in nächster Nähe der Steinbrücke gebaut; ich bin niemals darin gewesen.

Der Neckar spielte bei uns ein grosse Rolle: Die Korpsbrüder die am Neckar wohnten, besassen sogenannte Jockele-Hörner, riesige Luren, mit denen man die an Tübingen in raschestem Lauf vorbeischiessenden Flösser der aus dem Schwarzwald stammenden Floosse anulkte: „Jockele hö-a-hö-a-hö-a-hö“ schallte es über den Wassern: die Antwort vom Floosse her war jedesmal ein wüstes Geschimpfe.

Fanden an einem „Dies Academicus“ keine Mensuren statt, so wurden Landparthien auf Jagdwegen nach den Ausflugsorten der Umgegend gemacht: beispielsweise nach dem Zisterzienserkloster nebst kgl. Jagdschloss Bebenhausen und nach der Wurmlinger Kapelle. Ausflüge zu Fuss gab es nicht; und – etwas ganz Merkwürdiges! – die interessante Altstadt von Tübingen, die Stiftskirche, das Rathaus, die Uhlandhäuser und das Hölderlin-Haus in Tübingen hab‘ ich erst zu sehen bekommen, als ich, um‘s Jahr 1920 herum, mit Bruder Manno, Rudolf Schäfer und Emil Schenck eine grosse „Ahnenfahrt“ in‘s Schwabenland hineinmachte! Von meiner Studentenzeit her habe ich, oder hatte ich, nicht die geringste Erinnerung an all diese Sehenswürdigkeiten. Keiner von den Korpsbrüdern hatte Interesse für sie: Das Korpsleben nahm uns ganz in Beschlag. Geistige Anregungen waren dort nicht: zu holen. Schade!

Zu unseren Landparthien, an einem „Dies academicus“, gehörte auch ein Wagenausflug mit jungen Damen, ich weiss nicht mehr, wohin er ging. Da wurde getanzt und gesungen; und die „Stumpfsinnslieder“ der Schwaben fanden bei den Tübinger Girls begeisterte Aufnahme. Da war ein Lied von den Schwalben: „Die Schwalbe flieget ein und aus, sie flieget immer weiter, sie flieget um das ganze Haus und um den Blitzableiter. Und hat sie sich geruhet aus, so fliegt sie immer weiter; sie flieget um das ganze Haus und um den Blitzableiter usw. usw. usw.“ Unglaublich, was die Jugend für schön hält! Nicht nur die männliche: nein, ausgerechnet die jungen Damen, die von unserer Singerei begeistert waren.

Ich bedaure, gestehen zu müssen, dass aus keinem von meinen Tübinger Korpsbrüdern etwas Besonderes geworden ist. Hermann Kulenkampff wurde – ohne Zweifel – der beliebteste und bekannteste Rechtsanwalt und Notar in Bremen; Gustav Meier und Karl Stadler wurden Ärzte in Bremen, ebenso wie August Lürmann, der leider, als sein Vermögen zusammenbrach, selbst zusammenbrach und Selbstmord beging. F. von Roux beging irgend etwas Unehrliches, als er später bei den Leipziger Korps der Meissner (Missnia), das Hermann Kulenkampff wieder ins Leben zu rufen hatte, Schatzmeister wurde; Carl von Rose, mit dem ich noch bis zu seinem Tode in Briefverkehr stand, wurde Oberamtsrichter in seiner Vaterstadt Hildesheim; F. Boner, der von Jugend auf ein lahmes Bein hatte und ein Blechbein

tragen musste, brachte es zum leitenden Direktor der Dresdener Bank in Leipzig und später in Berlin; was aus Moritz Kuchen, aus C. Ahrens, aus dem Fuchsmajor Heisse, aus A. E. Ahrens, aus Hans Lappenberg, aus Albers-Schönberg, aus G. Winterfeld, aus Jünglingen wie N. Versmann, W. Stubenrauch, Max Goedecke u. a. m. geworden ist, weiss ich nicht zu sagen: Nur mit den Bremern bin ich, durch meine Dauerfreundschaft mit Hermann Kulenkampff, in Verbindung geblieben.

Und doch: Gerade diese Dauerfreundschaft ist gewesen, – sie allein ist es gewesen – die alles aufwog, was ich als Korpsier nicht gefunden habe; und das war sehr viel.

Woraus bestand das Korpsleben? Nun, wir „Füchse“ wurden erzogen; wir hatten täglich Unterricht, bald von diesem, bald von jenem Korpsbruder, in allgemeinen Korpsangelegenheiten und in denen des Korps Suevia; insbesondere mussten wir alle „Zirkel“, das heisst die Monogramme der Namen aller deutschen Korps zeichnen und ihre Farben (die ihrer Brustbänder) aufsagen können, und wir hatten alle Namen aller Korps auf allen Universitäten zu kennen. Dazu kam der Fechtunterricht, von dem ich bereits erzählte und der unter keinen Entschuldigungen versäumt werden durfte. Es gab immer irgend etwas zu tun; ich hatte weder Zeit zur Langeweile noch Zeit zum Studieren. Grosse Kneipe war am Sonnenabend. Es wurde viel gesungen, und zwar, wenn der offizielle Teil der Kneipe zu Ende war, auch allerlei Schnack und Ulk-Gesang. Jeder Teilnehmer hatte ein „Kommersbuch“ mit Text und Noten der wichtigsten Lieder vor sich liegen. Da sangen wir uralte Kneiplieder wie „Çaça, geschmauset, lasst uns nicht rappelköpfig sein“, wie „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust“, wie „Wenn wir durch die Strassen ziehen“, wie „O alte Burschenherrlichkeit“ und selbstverständlich „Gaudeamus igitur“. Und jedesmal gab's auch das alte Lied „Stosst an! Suevia soll leben! Hurra hoch!“

Am Anfang des Semesters gab es den grossen Kommers aller Tübinger Korps. Die Korps sassen an getrennten Tischen. Es kam nicht vor, dass sich das Mitglied eines Korps mit dem eines anderen über irgend etwas unterhielt. Der Höhepunkt des Festes war das Absingen des „Weiheliedes“, bei welchem jeder Einzelne seine Mütze mit dem Schläger durchbohrte, – natürlich irgend eine alte Mütze und nicht die eigene allerbeste Sonntagsmütze. Beim Kneipen trug man eine Kneipjacke und dieser oder jener eine Kneipmütze.

Und wie stand es mit der Vaterlandsbegeisterung in den Korps? Sie wurde nicht besonders gepflegt. Als Kgl. Württembergisches Korps traten unsre Chargierten einmal jährlich in Stuttgart zur Audienz an. Im Korps selbst waren politische Reden verboten. Dass wir jemals „Heil Dir im Siegerkranz“ oder „Die Wacht am

Rhein“ oder „Deutschland über alles“ gesungen hätten, kann ich mich nicht erinnern.

Das Leben eines Korpsstudenten war nicht viel teurer, in Tübingen, als das eines „Kameels“. Nur Hermann Kulenkampff erlaubte sich, beneidet von allen anderen, des Sonntags zusammen mit August Lürmann den Luxus einer halben Flasche Sekt. Mein guter Vater schickte mir genau so viel Geld, als ich von ihm erbat, jedesmal unter genauer Verrechnung der Ausgaben, die ich mit der letzten Sendung bestritten hatte. Da war Nichts zu verheimlichen. Und als alter Korpsstudent verstand mein Vater auch die Berechtigung der Extras, die das Korpsleben verlangte. Nie hat mir mein Vater irgend eine Ausgabe als unnötig vorgehalten; nie hat er mich zu besonderer Sparsamkeit ermahnt. So war ich viel besser daran als Bruder August, der wegen fehlender Angabe seiner Ausgabeposten stets mit dem Vater im Kriege lag.

Auch die zur „Pfingstspritze“, d. h. die zur Pfingstlichen Schwarzwaldreise des ganzen Korps benötigte Summe wurde mir vom Vater glatt bewilligt. Die Pfingsttour, meist zu Fuss mit dem Rucksack auf dem Buckel, führte uns nach dem Titi-See (wo wir u. a. die Schwarzwälder Uhrmacher bei der Herstellung von Kuckucksuhren bewunderten), nach dem Hohentwiel und nach dem Bodensee. Es wurde viel, für Fusstouristen wohl zu viel getrunken; das Wetter war schlecht; und als ich bei einer Kahnfahrt auf dem Bodensee in‘s Wasser fiel, artete die Erkältung, die ich mir bereits zugezogen hatte, derart aus, dass mich der Lindauer Arzt nach Tübingen zurückschicken musste. Professor Jürgensen – den ich bereits als befreundet erwähnt habe – riet mir und meinen Eltern nach mehreren Untersuchungen, die Universität zu verlassen und mich bei Muttern ausheilen zu lassen. Ach, – meine Korpsstudenten Zeit war vorbei! Ich war nicht weiter gekommen als jeder beliebige Sommerfuchs. Als Erinnerung an die Pfingsttour nahm ich eine Schwarzwälder Kuckucksuhr mit nach Hause, – und späterhin mit nach Amerika und wieder zurück mit nach Darmstadt –, die mein Leibbursch Hermann Kulenkampff zum Preise von 3 Rm in Titisee erworben und mir mit aufgemaltem Korpszirkel dediziert hatte. Diese treue Uhr ging tadellos, bis sie im Jahre 1932 ohne mein Vorwissen ausrangiert wurde.

Ich war wieder bei Muttern; natürlich in Lindenfels, wo die Eltern den ganzen Sommer zubrachten; bald kam auch Bruder Karlo aus Antwerpen, wo er sich von einem kleinen Typhus zugezogen hatte, zur Erholung in Lindenfels an. Meine Lunge kam bald wieder derart in Ordnung, dass wir zusammen Fischen und Jagen konnten. Ich lag viel in der Hängematte. Aber noch mehr Zeit brachten wir Buben bei dem Wurfkegelspiel zu, das auf dem Kastanienplatz nach Jugenheimer Vorbild aufgestellt worden war; oder mit der Liebe zu dieser oder jener Lindenfelser Dame,

– diesmal hatte es mir die Comtesse Edith von Wartensleben angetan, die bei den beiden Frl. von Borke in Erziehungspension war, also in dem Haus lebte, das heute meiner Schwester Olga vom Baur gehört, und das man damals von unserem Haus bzw. von dem westlichen Mansardenzimmer aus, in welchem ich mit Carlo wohnte, sehen konnte: Mit Hilfe eines Spiegels richtete ich es so ein, dass ich das Wartensleben-Leben im Borke-Haus kontrollieren konnte! Vive l'amour! Diese Liebe war wohl die vornehmste, aber auch die Platonischste meines Lebens: Ich habe mit meiner Angebeteten niemals, wahrhaftig!, niemals gesprochen. Wenn sie ausging, war sie stets in Begleitung einer Ehrendame. Der Toggenburger Ritter war, verglichen mit mir, nicht einmal ein unschuldiger Waisenknabe.

So wurde denn auch der Sommer 1887 von mir total verbummelt. Höhepunkte waren die Besuche von Tübinger Bekannten und Freunden. Zunächst kam ein Engländer, den ich auf irgend einer Tübinger Gesellschaft kennen gelernt hatte, und der wohl das Leben in einem deutschen Country-Manor-Hause kennen lernen und mit dem englischen vergleichen wollte. Er hiess Clement J. Sturges und stammte aus Chillismore, Tyndall Park, Bristol, England. Er war viel älter als ich, hatte in Tübingen – wenn ich nicht irre – Mathematik studiert, und zeichnete sich durch eine enorme faltbare Gummi-Badewanne aus, die er in seinem Schlafzimmer wohl in der Hoffnung entfaltete, dass man sie ihm morgens mit warmem Wasser füllen würde, – so, wie man's in England tut. Da er in diesem und wohl auch in anderen Punkten enttäuscht wurde, blieb er nicht lange bei mir und bei uns. Beim Semesterschluss kam mein Leibbursch Hermann Kulenkampff als Gast angezogen. Das war ein mir unvergesslicher Besuch; sein köstlicher Humor fand stärksten Beifall, insbesondere als er meine Mutter, die meiner damals 5-jährigen Schwester Lili eine Portion Gurkensalat auf den Teller legte, des versuchten Kindsmords bezichtigte, wie man ihr Verhalten, – so meinte er –, in Bremen ganz gewiss ansehen würde.

Hermann erzählte, dass auch er nicht nach Tübingen zurückkehren werde, das Korps hatte ihn dazu verurteilt, das in Leipzig eingegangene Kartellkorps Misnia (wie ich wohl schon erzählte) wieder aufleben zu lassen, – eine undankbare und, wie es sich erwies, eine hoffnungslose Aufgabe. Hermann war der geborenen Ite Chargierte für das Korps Suevia; und – da ein anderer Korpsbruder diesen Ehrenposten selbst einnehmen wollte, brachte er es fertig, den guten Hermann nach Leipzig delegieren zu lassen. Auch bei den Korps wurde persönliche Politik gemacht.

Nach Hermann Kulenkampff kam mein Leibbruder Karlchen von Rose zu uns nach Lindenfels zu Gast. Der gute Kerl! Wie schön konnte man ihn anlügen! Und er glaubte wirklich, dass die alte Burg Lindenfels, die ich ihm zeigte, das Schloss

meiner Ahnen sei! Er war ein besonders lieber Mensch, liebenswerter Mensch sollte ich sagen. Wir haben in unseren späteren Jahren immer wieder versucht, den freundschaftlichen Zusammenhalt aufrecht zu erhalten: Es war vergebens; es fehlte an gemeinsamen Berührungspunkten, an Interessengemeinschaften. Mit dem Wunsch und dem Willen zur Freundschaft ist's nicht getan. Nur zu meiner Hochzeit mit Adele Bopp ist Karlchen als brautführender Gast gekommen. Danach hab' ich ihn nie wieder gesehen. Von den anderen Korpsbrüdern – von Hermann Kulenkampff abgesehen – weiss ich nichts, gar nichts mehr zu erzählen. Nur den gute Statler lief mir in Bremen ab und zu über den Weg, weil er bei Kulenkampffs zum Hausarzt avanciert war; und weil ich ihm half, einen im amerikanischen Westen verschollenen Sohn zu den Eltern zurückzubringen.

Meine Tübinger Zeit hatte kaum 10 Wochen meines Lebens in Anspruch genommen; sie war total verbummelt worden; und doch war sie, durch das Zusammentreffen mit Hermann Kulenkampff, für mein ganzes Leben massgebend und Richtung gebend.

Der Vollständigkeit halber sollte ich nachtragen, was meine lieben Brüder im Jahre 1887 anstellten:

Bruder August hatte sein Universitätsexamen in Giessen im Mai bestanden und war als „Accessist", das heisst als Referendar bei einem Amtsrichter Freiherrn Diemar von Rieneck (Vater seines Freundes, des berühmtesten Darmstädter Jägers späterer Tage) in Darmstadt tätig. Schade, dass er sich damals davor drückte, seinen juristischen Doktor zu machen, wie es Hugo von Leonhardi sofort nach dem Universitätsexamen getan hatte!

Am 1ten Oktober trat August dann als „Einjährig-Freiwilliger" bei dem Darmstädter Artillerieregiment (Grossh. Hess. Nr. 25, Grossh. Hess. Artilleriekorps mit Gardelitzen!) ein und zwar in der 5ten Batterie, deren Pferde Falben waren, und die einen besonders tüchtigen Wachtmeister hatte. Gleichzeitig trat Georg Merck ein und zwar in der 4ten oder Rappen-Batterie des Hauptmanns Paul Kleinschmit, eines der schneidigsten Offiziere, die ich je getroffen habe. August und Georg hatten den Vorzug, durch unsere Vettern Karlo von Hahn (verheiratet mit meiner Kusine Emmy Schenck) und Karl Locher (verheiratet mit meiner Kusine Anna Merck) und durch ihre Schulfreunde Heinrich von Hahn und Karl von Ricou, die beim Regiment als Offiziere aktiv dienten, gut akkreditiert zu sein: Und darauf kommt, oder kam es beim „Kommiss" ganz besonders an. Der Einjährige, wenn er sich gut hielt und gut empfohlen war, brachte es nach 6 Monaten zum Gefreiten, nach 12 Monaten zum Unteroffizier und er ging nach Ablauf des Dienstjahrs in seinem Zivilberuf

zurück. Genug davon! August und Georg hatten zusammen eine sehr fidele sorglose Zeit. Genau so, wie ich's später an gleicher Stelle hatte.

Bruder Karlo war in Antwerpen bei der Banque Centrale Anversoise mit ganzen 100 fr. Monatsgehalt angestellt; und er arbeitete ausserdem, um weitere 30 fr. zu verdienen und um noch mehr zu lernen; abends in einem dortigen Speditionsgeschäft; er war stolz darauf, seinem Vater aus der Tasche gekommen zu sein. Karlo war ein amüsanter und gescheiter Commis, in der Antwerpener deutschen Gesellschaft – die die besten dortigen Elemente der Kaufmannschaft in sich vereinigte –, ungemein beliebt. Als Einführung hatte ihm die Patenschaft von Tante Adele Lemmé und das Vertrauen ihres Gatten, Louis Lemmé, vorzüglich gedient, denn der Multi-Millionär Louis Lemmé war in Antwerpen, wo er ab und zu mit grossem Train auftrat, ein kleiner Halbgott. Die Lemmés wohnten sonst in Paris oder in Baden-Baden. Über Karlos Tätigkeit in Antwerpen geben seine Briefe köstlichen Aufschluss, die ich in dem Band „Kindheitserinnerungen – Schenck" habe einbinden lassen. Da war die Familie Victor Bracht (ursprünglich aus Darmstadt), die Familie Paul Kreglinger, C. Schmid, Hermann Osterrieth, Max Müller-Nothwang, Ingersohl, Marsily usw. usw., – alles Namen von bestem Börsenklang und bester Gesellschaft: Überall war Karlo gern gesehen. Den Monat Juli brachte er auf Urlaub in Lindenfels zu, und ein paar Septembertage als Gast von Georg Merck (der damals dort in der Merckischen Filiale arbeitete) in London. Da er sein linkes Auge verloren hatte, war er frei von aller militärischen Dienstpflicht – für einen Kaufmann ein grosser Vorteil. Am Jahresende trat Karlo aus der Bank aus, um in dem Kaffeegeschäft Ed. Weber de Treuenfels eine Vertrauensstelle einzunehmen.

Bruder Max hatte es fertig gebracht auf dem Wormser Gymnasium das Zeugnis zur Obersekunda zu erhalten: So war er denn befähigt Offizier zu werden; und er begann diese Carriere mit einer Weiterausbildung auf der sogenannten „Presse" in Darmstadt, einer Privatschule, in der die Jünglinge, denen das Maturum nicht gelungen war, zum Eintrittsexamen für eine Kriegsakademie vorbereitet wurden. Die Schule lag Ecke der Theodor Fritsch- und der Steinackerstrasse, nahe genug bei der Pension Frl. Textor, Steinackerstrasse 11 (wo meine Freundin Dolly Sutor gastierte), um dem Brüderlein das Pussieren einer vermögenden Engländerin, Miss Taylor (die von Max als Miss Thaler bezeichnet wurde) zu ermöglichen. Der Chef der Presse, der sich auf's Unterrichten mißratener Jungens ausgezeichnet verstanden haben muss, war Herr Waldecker, klein von Gestalt, aber gross als Instruktör. Während des Sommers bemühte ich mich, dem Bruder Max das Wesentliche der Weltgeschichte beizubringen; meine damals gemachten Auszüge amüsieren mich noch heute. Im

Herbst bestand er sein Kriegsakademie-Examen; und wie stolz war er auf das Zeugnis, in dem unter den besonderen Bemerkungen zu lesen war: „Schenck verspricht ein guter Kamerad zu werden!“ Beim mündlichen Examen hatte ihm seine Unverfrorenheit gute Dienste geleistet: Als ihn der examinierende General – Max war als längster der Flügelmann der Examinanden – als allerersten auf französisch anredete und fragte: „Est-çe-que vous parlez français?“, da antwortete Max dreist und im Bewusstsein der geringen französischen Kenntnisse des Generals: „Mais oui, Monsieur; ma mère est une française.“ – Ach, sagte der General, der offenbar Angst hatte, einen ihm überlegenen Gegner vor sich zu haben –, ach, da brauche ich Sie ja nicht weiter zu befragen“, und gab ihm eine glatte I.

Bruder Manno war, während des Sommers, bei dem Gymnasiallehrer Kurschmann einquartiert, statt, wie im Sommer 1886, bei Tante Else. Dort, bei Kurschmann, waren etwa 6 weitere Schüler zu Gast, um die sich der Lehrer kaum kümmerte, so dass die Jungens alle Sorten von Lausbubereien verüben konnten, wenn sie wollten. Aber zu Mannos besonderer Ehre sei es gesagt: Manno wollte nicht. Vielleicht war daran die reine Liebe schuld, die er damals für Magda Locher hatte. Unter den Gedichten, die er ihr widmete, beginnt eines mit den Worten: „Ich lag im Walde auf schwelendem Moos.“ Und wenn er im Diktat der Religionsstunde aus Versehen – statt „man soll Gott und die Menschen lieben“ den Satz schrieb: „Man soll Gott und die Mädchen lieben“ so ist Magda Locher (spätere Gräfin Büdingen) an dem Schreibfehler schuld. In der Schule kam Manno stets tadellos voran, ohne jemals zu den Primis zu gehören. Er ist niemals sitzen geblieben; und er hat niemals Nachhilfestunden gebraucht. Er hatte das Glück, eine grosse Zahl netter Klassenkameraden aus Darmstädter Kreisen zu besitzen.

Merkwürdig! Ich habe, aus dieser Zeit, nur wenig Erinnerungen an Bruder Manno: Ein Altersunterschied von nur 3 ½ Jahren macht, bei Jünglingen, so viel aus als ein Unterschied von 35 Jahren bei Erwachsenen.

Und Olga! Ja, zwischen Jünglingen und Jungfrauen verschiedenen Alters bestehen diese Abstände des Tuns und Fühlens und der Interessen nicht! Dazu kamen die endlosen Neckereien, denen die Schwester auch meinerseits ausgesetzt war. Olli war ein lustiges, schlagfertiges Mädel geworden, war der allgemeine Liebling, so insb. auch der ihres Vaters, bei dem sie sich vielerlei herausnehmen durfte, was wir Buben nie zu tun gewagt hatten. Im Sommer 1887 war sie meines Erinnerns nicht in der Schul-Pension Sandstrasse 20 einquartiert, hatte auch nicht, wie in späteren Jahren, eine eigene Erzieherin in Lindenfels; sie war eben da, um mit ihren Freundinnen, insb. mit den Luthmers-Mädels zu spielen.

Lili war im Jahre 1887 erst 5 Jahre alt; sie war sehr tränenreich, und wehrte sich mit Schluchzern und Weinen gegen die sie bewitzelnden Brüder. Wir nannten sie Genoveva, oder Winzeläffchen oder Schmerzensreich, wenn sie schrie: „Mein Körper, mein Körper“ auf den sie gefallen oder auf den sie gehauen worden war.

Mein Vater begann zu kränkeln; so waren denn sommerliche Kuren für ihn angezeigt, die er, mit unserer Mutter zusammen, meist in Bad Neuenahr (Remagen), wo sich die Eltern insbesondere mit den dort vielfach auftretenden Antwerpener Kurgästen anbiederten. So sind auf einer gemeinsamen Photographie festgehalten – die Herrschaften Schenck, Kreglinger, Kuhbier und Zickwolf. Auch Baden-Baden wurde gelegentlich frequentiert. Wir Jungens hatten, während die Eltern badeten, ganz Lindenfels zu unserer Verfügung: Hurrah!

Als wir im Oktober 1887 nach Darmstadt zurückkehrten, liess ich mich wieder einmal als Student beim Polytechnikum eintragen, machte also dort ein drittes Semester mit, um es mir auf die zum sechssemestrischen Forststudium vorgeschriebene Semesterzahl gegebenen Falles anrechnen zu lassen. Wieder bummelte ich, ohne die Kollegien, zu denen ich mich eintragen lassen musste, jemals zu besuchen; nur ein Kolleg in der landwirtschaftlichen Technologie fand mein Interesse: Denn es wurde nicht im Polytechnikumsgebäude im Kapellplatz (wo später die Oberrealschule einzog) gelesen, sondern im I. Stock des Hauses Heinrichstrasse 56, unmittelbar gegenüber der Wohnung meiner Lindenfelser Freundinnen Riesse-Stein, deren älteste Tochter Lia Riesse ich „pussierte“. Lia war eigentlich eine Flamme Karlos gewesen; aber er hatte sie mir „abgetreten“, als er nach Antwerpen zog, zusammen mit seiner anderen Liebschaft, der dicken Luise Schmidt aus der Neckarstr. Nr. 1, einer Enkelin des „Präsidenten“ Kämpff, die bei ihrem Grossvater statt bei ihren Eltern wohnte.

Am Polytechnikum und bei den Studentenkorps des Polytechnikums wurde es auf irgend welche Weise bekannt, dass ein ehemaliger Tübinger Schwabe sich in Darmstadt Studienhalber aufhalte: Da konnte es denn nicht fehlen, dass eines schönen Tags zwei Kartellträger des Korps Hassia zu mir kamen und mir mitteilten, dass der II. Chargierte des Korps mich zu einer Schlägermensur haben wollte. Ich nahm die Forderung selbstverständlich an, belegte den Fechtboden und die Waffenhilfe des Korps Rhenania – und wusste im voraus, dass ich bei dem kommenden Duell unterliegen würde: Denn der IIte Chargierte, der mich herausgefordert hatte, war der beste Schläger der Hochschule und Linkser dazu. Die Mensur wurde bald nach Weihnachten auf dem „Heiligen Kreuz“, einer Darmstädter Ausflugskneipe in der Dieburger Strasse Nr. 234, ausgefochten und endete nach wenigen Waffengängen

in meiner Abfuhr durch eine Hochquart, die mir die Schädelrinde spaltete. Meine liebe Mutter war entsetzt über meine Verwundung; war ich doch noch immer lungenkrank und lungenschwach; mein lieber Vater war auch entsetzt, aber nur über die Tatsache, dass ich dem Gegner glatt unterlegen war. Nach 14 Tagen war die Wunde geheilt, und ich konnte meinen Studien, so wie sie waren, an der Hochschule wieder nachgehen und meine Mädels beim Schlittschuhlauf pussieren.

Der Winter verlief vergnüglich; meine Eltern gaben, zu Ehren von Rikel Schenck, einen kleinen Ball, zu dem, ausser den Artillerie-Einjährigen August Schenck und Georg Merck, auch ein paar Kavallerie Einjährige geladen waren, deren Väter beim Verein Chemischer Fabriken eine Rolle spielten, darunter ein Clemm und ein Greef. Das Fest begann mit der Aufführung eines kleinen Lustspiels: „Das Schwert des Damokles", dessen ich mich, obwohl ich nicht mitspielte, noch gut erinnere. Ich besuchte die „Kasinobälle" der Vereinigten Gesellschaft (des Klubs meines Vaters) im Haus Ecke der Rhein- und Neckarstrasse, und hopste dort mit Mädels wie Emma Hallwachs und Karoline Kröll herum, die ich von Lindenfels her kannte. Aber – ich habe stets gefunden, dass die Pausen der bessere Teil dieser Unterhaltungen seien. Dazu kam, dass wir Zivilisten, gegenüber den flott-tanzenden und glänzend-uniformierten Leutnants der Darmstädter Garderegimenter, bei diesen Schaustellungen eine klägliche Rolle spielten. Wir waren schlimmer daran als die Mauerblümchen. Bruder August und Georg Merck hüteten sich wohl, diese Veranstaltungen mitzumachen.

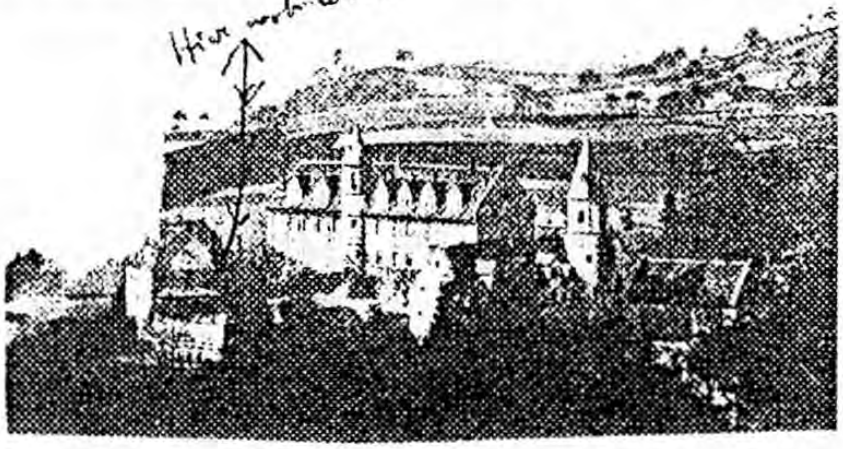
Nach Ostern 1888 bezog ich die Landesuniversität Giessen: Ich hatte, seit meinem Maturum, zwei volle Jahre meines Lebens gleich vier Studiensemester meiner Ausbildung vollkommen verloren, verbummelt, verscherzt; und ich schämte mich vor mir selbst und vor meinen Kameraden einschliesslich Hermann Kulenkampff, die inzwischen weiter vorangekommen waren. Da wurde ich denn mit einem Male fleissig: – vielleicht der fleissigste Student von ganz Giessen. Ich studierte Forstwissenschaft und daneben Kameralfach, ein Mixtum compositum von Rechts- und Finanzwissenschaft, letzteres aus Angst, dass ich, wegen meiner schwachen Lunge, späterhin nicht militärdienstfähig und darum auch nicht forstdienstfähig sein könnte. Im Kameralfach und Forstfach war zunächst das gleiche erste Examen (wie bei Ärzten), das sog. Physicum. zu bestehen mit den Fächern Nationalökonomie, Jurisprudenz, Landwirtschaftskunde, Finanzwissenschaft, Höhere Mathematik, Chemie, Physik, Botanik und Bodenkunde. Ich nahm mir vor, das ganze Pensum auf einen Schlag zu erledigen. Und gleichzeitig forstliche Vorlesungen zu nehmen, um viel Versäumtes nachzuholen. So sass ich denn tagtäglich von morgens 7 Uhr bis 1 Uhr

Mutter Schenck

Vater Schenck

Schloss Schönberg, 1894

Hier wohnte ich



(von 11 – 1 Uhr Chemie im alten Laboratorium Liebigs) und nachmittags von 2 bis 5 oder 6 Uhr im Kolleg, und wenn ich dabei müde zum Einschlafen war stenographierte ich das nach, was die Herrn Professoren vorplapperten. Dazu kamen, an den Sonnabenden, Exkursionen entweder in Forstwissenschaft, oder in Geologie, oder in Botanik; und an einigen Nachmittagen Übungen in Geodäsie, also in Feldmesserei. Meine Professoren, einer wie der andere, sagten mir im voraus, dass ich das Unmögliche versuche; der Hauptprofessor in der Forstwissenschaft, Richard Hess, bei dem ich mit Forstpolitik anfangen musste, hielt es für unmöglich, dass ich seinen Vorträgen ohne vorher andere Themen gehört zu haben, werde folgen können; der Chemiker Naumann, kühner Reiter und Jäger und Freund der Korpsstudenten, wollte mich zur organischen Chemie nicht zulassen, weil ich bei ihm noch keine anorganische Chemie gehört hätte. Ich arbeitete den ganzen Tag; ich arbeitete während der ganzen Pfingst- und späterhin während der ganzen Sommerferien. Ich arbeitete stets bis in die tiefe Nacht hinein, um meine Kolleghefte auf dem laufenden zu halten. Und siehe da – um das Kommende vorauszunehmen –: Es gelang mir tatsächlich, das Physikum im Herbst in allen Fächern ausser in der Chemie mit I zu bestehen: und meine Gesundheit hat nicht darunter gelitten.

Ich habe damals, für mein ganzes Leben, zweierlei gelernt: Zum ersten, dass die Menschen, die sich tot gearbeitet zu haben behaupten, lügen und sich selbst belügen; die meisten von den so totgearbeiteten leben ja noch! Und zum zweiten, dass ich persönlich, wenn ich mich voll einsetze, alles erreichen kann, was ich erreichen will. Mein Selbstvertrauen bekam einen kolossalen Auftrieb. Ich will gerne gestehen, dass ich, um zum Ziel zu kommen, meine Herrn Professoren pussierte – das Pussieren der Mädels war vollkommen eingestellt: Bei dem famosen Botaniker Hoffmann, dem Blumen-Hoffmännchen, das seine Blütenskizzen mit beiden Händen zeichnend an die Tafel werfen konnte, belegte ich auch einen mikroskopischen Kursus, – was kein Forstmann vor mir getan hatte; bei dem Geologen Streng machte ich ebenfalls als erstmaliger, die Vorlesungen in der Mineralogie und Krystallographie mit, welch‘ letztere mich an Montagen und Donnerstagen von 7 bis 8 Uhr in der Frühe entsetzlich langweilten. Bei allen Vorlesungen sass ich auf der vordersten Bank, um von dem Professor gesehen zu werden – und gleichzeitig, um mich zum Achtgeben zu zwingen. In der Landwirtschaft, bei Thäer, hielt ich einen Vortrag über das Pflügen, wie ich es im Odenwald gesehen zu haben behauptete. Und nie hab‘ ich ein Kolleg geschwänzt.

Die interessanteste Vorlesung war die des Professors Röntgen in „Experimentalphysik“, desselben Röntgen, der 7 Jahre später die Röntgenstrahlen entdeckte.

Röntgen ging stets in gutsitzendem dunkelblauem Cutaway; ritt täglich ein oder zwei Pferde spazieren; und schien ein „grand seigneur“ von Geburt zu sein; seine Experimente waren vorzüglich vorbereitet: Das war etwas anderes als die Physikstunden auf dem Darmstädter Gymnasium, obwohl ich dort, unter Dr. Münch, für die Giessener Vorlesungen ganz ausgezeichnet vorbereitet worden war. Das gilt übrigens auch für die mathematischen Vorlesungen unter Professor Paasche, des ersten Juden, der jemals in Giessen Professor geworden war.

So viel von meinen Studien in meinem ersten Semester in Giessen: Ich kann mit Recht behaupten, einer von den vielen Lebenden zu sein, die sich zu Tod gearbeitet haben. –

Ich wohnte in einem grossen, leeren und armselig eingerichteten Zimmer, nicht weit von der Universität, Wand an Wand mit Freiherrn Karl von Schmittburg, dem auf Seite 58 [Seite 73] genannten Freunde meines Bruders August. Schmittburg stand vor seinem forstlichen Schlussexamen, und ich hab‘ ihn gar oft in diesem oder jenem Pensum, insbesondere in den Leitsätzen der Nationalökonomie abgefragt und abgehört. Schmittburg, Hugo von Leonhardi und Adalbert von Starck, auch diese beiden Freunde Bruder Augusts; sassen mit mir gemeinsam zu Mittag im ersten Hotel Giessens, dem „Prinz Karl“. Da führte, an der langgestreckten table d’hôte, ein Oberamtsrichter den Vorsitz; da assen auch zwei Ladenbesitzer und ein Apotheker aus der Nachbarschaft; aber die Mehrzahl der Gäste waren Passanten, Commis-voyageurs oder Grossgrundbesitzer aus Ober-Hessen. Das Menu war gut und fleischreich, mit „Studentenfutter“, das heisst mit Haselnüssen, Rosinen und Mandeln, als täglichem Nachtisch. Um das Essen herunterzuspülen, trank man einen viertel Schoppen Weisswein. Nach dem Essen spielten wir stets „Kaffeelax“, das heisst ein paar Runden Skat; und der Verlierende musste den Kaffee für die Mitspieler bezahlen. Des Abends war ich stets allein. Ich ass, was ich mir an Wurst und Butter und Brot gekauft hatte. Ich musste und ich wollte ja arbeiten, und ich hatte keine Zeit zu abendlichen Amusements irgend welcher Art. Nur an Sonntagnachmittagen fuhr ich ab und zu mit Hugo von Leonhardi, der Pferd, Wagen und Diener mitgebracht hatte, ein bisschen spazieren. Erst in späteren Semestern besuchte ich ab und zu die Abend-Kneipe der Klosterbrüder (bei Frau Weidig): Denn Friedel Grein, der mit Georg Merck intim und mit mir gleichfalls gut befreundet war, gehörte dieser „Blase“ an, in der diverse Professorensöhne aktiv waren, alles nette junge Menschen, darunter auch die Forststudenten Kratz und Klemm. Von dem Klosterlied (von Lessing gedichtet) „Ave Maria, mundi spes, verzeih uns armen Mönchen“ oder von dem

Scherzlied „Am schönsten sind unstreitig, die Höschen der Frau Weidig“ mag mein lieber Neffe Hans Schenck erzählen, der 32 Jahr später dem Kloster aktiv angehörte.

Auch Biceps Lindeck studierte damals in Giessen, mein Schulfreund von Seite 37 und 38 [Seite 57/58]. Er war als der fleissigste Student der Rechtswissenschaft bekannt, genau so wie ich als der fleissigste Forststudent. Wir sahen uns aber fast nie. Die Schulfreundschaft war irgendwie und ohne sichtbaren Grund ausgeklungen, und unsere Wege waren auseinander gegangen.

Mein Vetter und Conabiturient Fritz Schenck war, als Medizinstudent, bei der Giessener Starkenburgia, also bei dem alten Korps meines Vaters aktiv. Er hatte die Forstwissenschaft aufgegeben und war Mediziner geworden, weil und nachdem er sich mit dem schönsten Mädel Giessens, mit der armen und vaterlosen Amelie Cellerius heimlich verlobt hatte, die er bald heiraten wollte, eine Möglichkeit, die sich für den Mediziner viel früher erbot (im Falle von Fritz und Amelie schon im Jahre 1893) als für den Forstmann: Die Anstellungsaussichten für Forstleute waren damals hundemiserabel! Auch mit diesem Vetter Fritz hatte ich in Giessen kein, gar kein Freundschaftsverhältnis; und, da ich arbeiten wollte, war ich froh und dankbar, dass mich die Korpsiers nicht belästigten. Unter den Korpsiers von Giessen darf ich auch Ernst von Krug zu Nidda und Fritz von Bechtold nicht vergessen, die beide mit mir ins Gymnasium gegangen waren und nunmehr beim Giessener Korps Teutonia aktiv waren. Beide waren schon in älteren Semestern und zeigten Verständnis für meinen Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden. Eines schönen Tags kam ein „Teutone“, den ich nicht kannte, im Seltersweg, der Hauptstrasse Giessens auf mich zu: Na, dachte ich, das giebt wieder eine Einladung zu einer Mensur, und mit dem Studieren wird’s jetzt schwerer werden. Es kam aber anders. „Ich wollte Sie nur warnen, Herr Schenck; das hübsche Dienstmädchen in ihrem Hause ist syphilitisch“, Sprach‘s und ging davon. Obwohl keine Gefahr für mich vorlag, – lieber Teutone, das war anständig gehandelt! Mein armer Freund Otto Osann war, in Leipzig, leider nicht gewarnt worden; und sein ganzes Leben wurde verpfuscht und versaut.

Die langen Sommerferien brachte ich natürlich bei den Eltern in Lindenfels zu. Schwester Olga hatte eine nette junge Gouvernante, mit der ich eifrig botanisierte und ich erinnere mich noch gut, wie Bruder August und Agathe d‘Orville, die eines Tags unerwartet hereinschneite und uns zwei beim Identifizieren von eingesammelten Pflanzen überraschten, mich und die Gouvernante mit der Frage nach männlichen und weiblichen Blüten, Staubfäden und Eianlagen usw. usw. verulkten. Aber meine damalige Vorbereitung fürs Physikum wurde weniger durch botanische Liebeleien gestört, dass Bruder Carlo im September auf einen langen Urlaub nach

Hause kam, um sich von uns zu verabschieden, und um sich zur Reise nach Porte au Prince, Haiti, vorzubereiten: Denn er wurde, kaum dass er bei dem Kaffee Haus Weber von Treuenfels in Antwerpen als Commis eingetreten war, für die Leitung ihrer Filiale auf Haiti ausersehen, unter, für damalige Zeiten, glänzenden Bedingungen. Siehe Carlos Briefe an seine Eltern aus dem Jahre 1888 in meinem Band „Kindheitserinnerungen Schenck."

So ging ich denn wieder mit Carlo, wie in vergangenen Jahren, jagen und fischen und Kegel spielen – an dem Wurfkegelspiel auf dem Kastanienplatz in Lindenfels; und wir halfen bei den Einweihungen der Aussichtstürme, die der Odenwaldklub auf der Knodener und auf der Neunkircher Höhe errichtet hatte oder errichten wollte. Als Carlo Abschied nahm, begleitete ich ihn zur Main-Neckar-Bahn; der Dienstmann Schneider bekam einen ganzen Thaler; ich bekam eine Zigarre, deren Rest ich aufbewahrt habe und noch heute als Carlos letzte Gabe besitze – Carlo fuhr im November übers Meer, sandte glänzende Berichte – und starb schon am 18ten Januar 1889, nachdem er nur ein paar Wochen in Porte au Prince gelebt hatte, am gelben Fieber, dessen Krankheitserreger man damals noch nicht erkannt hatte, und das damals, auffallender Weise im Winter, auf Haiti gelegentlich einer Negerrevolution grassierte.

Bruder August beendete sein Einjährigen Jahr am 30. Sept. 88 und wurde nun „Akzessist" in Offenbach bei Rechtsanwalt Onkel Heinrich Rödiger, dem Neffen meiner Grossmutter Jeanette Schenck geb. Pfaltz. Er wohnte bei Tante Caroline d'Orville, in zwei Zimmern des Erdgeschosses Domstrasse 29, meinem Grosselternhaus mütterlicher Seite. Er war damals heimlich verlobt mit Alice Cramer II, Tochter meiner Patin Alice Cramer I geborenen Alewyn, die er als Heidelberger Student gelegentlich ihres „Studienaufenthalts" in Heidelberg hatte kennen lernen. Alice II war ein entzückendes Mädel; aber – sie konnte sich späterhin nicht entschliessen, einen pfenniglosen Rechtskandidaten auf Gedeih und Verderb zu heiraten. Sie heiratete statt dessen einen reichen Seidenindustriellen namens Angelini in Genua – und ist nie glücklich geworden. Und August tröstete sein zerrissenes Herz mit der Liebe Agathe d'Orvilles.

Bruder Max trat bei dem 117ten Infanterieregiment in Mainz als „Avantageur" ein, und wurde von dem Darmstädter Leutnant Ludwig von Stein (der mit mir in Maurers Schule gegangen war) ins Schlepptau genommen; denn Max hatte eine monatliche Zulage von 200 Mark, Stein ein Monatsgehalt von baar 120 Mark; die Geschichten, die Max von diesem Zusammenleben mit Stein erzählte, sind zu köstlich, um ganz übergangen zu werden: Da war ein Zirkus in Mainz; die Kasse von

Stein und Schenck war leer. Was tun? Stein schickte seinen Burschen ins Offizierskasino und liess 12 Flaschen Wein auf Kredit holen. Der Wein wurde sofort ausgegossen, z. T. in die Waschschüssel der beiden Herrn. Die leeren Flaschen wurden ins Offizierskasino zurückgeschickt und dafür vom Kantinier sofort 15 Pf. je Flasche baar also 1.80 Mark zusammen ausbezahlt: Diese 1.80 Mark reichten gerade hin, um das Entrée in den Zirkus für zwei Offiziere, die als solche Vorzugspreise hatten, im Zirkus zu bezahlen.

Für mich selbst begann nunmehr, nach bestandenem Vorexamen, die Vorbereitung für die Hauptprüfung im Kameralfach. Und wieder arbeitete ich wie ein Feind, gab allerdings bald die Hoffnung auf, dies Examen schon nach ½ Jahr auf Ostern 1889 bestehen zu können. Hätte ich's versucht und wäre der Versuch gelungen, so hätte ich meine 4 vollkommen verbummelten Semester wett gemacht. Tatsächlich brauchte ich ein Semester, das Sommersemester 1889, mehr dazu. Ich wohnte nunmehr in Giessen bei Frau Ehmke, in der Ludwigsstrasse gegenüber meinem Forstprofessor Wimmenauer, und dort blieb ich wohnen, so lange ich in Giessen lebte, bald in zwei kleinen Zimmer des Erdgeschosses, bald in einer grossen des Mittelgeschosses. Frau Ehmke, war eine rührend gute Studentenmutter, Witwe eines ehemalig reichen Domänenpächters, deren Tochter von ihrem Gatten, einem Grafen Douglas, verlassen worden war, und nunmehr mit ihrem Sohn bei der Grossmutter Ehmke lebte. Im gleichen Hauswesen wohnten diverse weitere Studenten und die Professoren Schmidt (Strafrecht) und Krüger (Theologie), alle von Frau Ehmke rührend betreut, aber keiner besser als ich: Da gab es jeden Abend etwas Warmes zu essen, ein Kotelette mit Kartoffeln oder gebackene Leberwurst, dazu Thee oder Cacao, und alles so billig, dass Frau Ehmke wohl kaum auf ihre Kosten kam. Und ich hatte im Winter stets ein warmes Zimmer!

Im Hotel Prinz Karl stellten sich als weitere Gäste meine Freunde Leo von Werner, Otto Osann und Philipp Weber ein, mit denen ich u. a. auch juristische Gespräche führte: Denn Jura war jetzt, unter Professor Lehmann, neben Nationalökonomie, unter Professor Laspeyres, mein Hauptstudium geworden. Bei Laspeyres, der so wenig Vorlesungen wie möglich hielt und in den Vorlesungen meist ein paar nationalökonomische Binsenwahrheiten diktierte, statt frei zu sprechen, gab es auch „Übungen", bei denen wir die doppelte Buchführung erlernten oder erlernen sollten. Dazu kamen die Vorlesungen bei Thäer über Landwirtschaft und – und als allerwichtigstes die forstlichen Vorlesungen bei Hess und Wimmenauer: Denn es war ja nach wie vor meine Absicht, Forstmann zu werden, und das zunächst zu absolvierende Verwaltungsexamen sollte mich nur decken, falls ich, wegen schwacher

Lunge, nicht zum Militärdienst und darum nicht zum Forstdienst tauglich befunden werden sollte.

Am 18ten Januar 1889 hatten die Eltern, wie sie mir schrieben, einem grossen Brilliantenfeuerwerk zugesehen, das zu Ehren des Reichsgründungstags zugesehen, rings um den „langen Ludwig“ in Darmstadt abgebrannt wurde. Dieser 18te war der Todestag meines geliebten Bruders Carlo: Am 21ten telegraphierte mir Bruder August: „Schlimme Nachrichten von Carlo; komme sofort nach Hause.“ Auf der Heimfahrt stiegen in Frankfurt Onkel Wilhelm Merck und Tante Line zu mir in den Zug und sie erzählten mir schonend, dass Carlo gestorben sei. Mein Schmerz war verzweifelt. Der bei weitem beste von uns 5 Brüdern, die Freude und der Stolz meiner Eltern, war mit 22 Jahren gestorben, mitten aus dem glücklichsten, aussichtsreichsten Leben herausgerissen. Meine Mutter, die ihren Liebling verloren hatte, benahm sich als Heldin. Im wildesten Schmerz fuhr sie nach Offenbach, um Tante Caroline, Carlos Patin, die ihn seit Carlos Frankfurter Zeit abgöttisch geliebt hatte, auf die Trauernachricht schonend vorzubereiten. Im File I meiner Familienpapiere liegt ein Bündel der Beileidsbriefe, die meine Eltern bei Carlos Tod erhielten und die, unter anderem, eine Übersicht über den auswärtigen Freundeskreis der Eltern geben. Der Schmerz war gross; aber ich glaube, er war auch heilsam und förderlich, ganz gewiss in meinem Falle: Ich nahm daraus den festen Vorsatz, Carlos Beispiel nachzuahmen und die Freude und der Stolz meiner Eltern zu werden. Tante Carolin und mit ihr Agathe kamen bald darauf zu uns zu Besuch. Agathe hatte ihren Vetter sehr und heiss geliebt. Mir ist‘s unvergesslich wie sie klagte: „Wen ich lieb habe, der muss sterben.“ Von meinen Brüdern hat mir Carlo bei weitem am nächsten gestanden; das ergab sich aus unserer gemeinsamen Bude im Elternhaus und in Lindenfels (Westmansardenzimmer); aus unseren gemeinsamen Passagen und Jagden; vielleicht auch aus unseren gemeinsamen Idealen und Lebensanschauungen. Und Carlo stand mir im Alter näher als August oder als Max und Manno. Altersunterschiede zählen ja, in der Jugend, weit mehr als im Mannesalter.

Als Carlos kleine Habseligkeiten aus Haiti zurückkamen, erhielt ich ein paar Anzüge Carlos und eine seiner schönen goldenen Uhren, trat sie aber später an meinen Bruder Max ab, der überhaupt keine goldene Uhr besass. Und von nun an stolzierte ich in Giessen in dem herrlichen, auf Taille geschnittenen, langschössigen Wintermantel herum, den Carlo in Antwerpen getragen hatte. Die Eltern schickten einen Lindenfelser Grabstein, Syenit Kreuz mit Namen, zur Aufstellung auf Carlos einsames Grab in Haiti. Kein Familienmitglied hat dies Grab jemals gesehen: Nur Georg Merck fuhr späterhin eigens nach Haiti zum Grab seines Freundes Carlo.

Georg hatte die stille Hoffnung gehabt, mit Carlo als Partner das amerikanische Geschäft der Firma E. Merck in die Höhe zu bringen; nach Carlos Tod musste er es alleine tun.

Mein Vater kränkelte immer mehr, und seine Diabetes machte ihn launig und reizbar, er konsultierte den damals berühmten „Inneren", den Professor Kussmaul, der ihm nichts Besseres als eine weitere Kur in Reichenhall anzuraten wusste.

Was waren die Kosten meines Studiums im Sommersemester 1889? Mein Vater pflegte mir vorzuwerfen, dass ich die kleinen 20 Pfennigstücke zu locker in der Tasche hätte; ich glaube, damit hatte er recht.

Kolleggelder (an die Universität zu zahlen)	200 RM
Wohnung bei Frau Ehmke	107 RM
3 ½ Monate Lebsucht, zu 150 M. je Monat	450 RM
Exkursionen (forstliche)	45 RM
Kleidung und Wäsche	36 RM
Transport eines Klaviers von Darmstadt u. Giessen	20 RM
Zusammen:	858 RM

Ich war gewissenhaft im Aufschreiben, tagtäglich, aller Ausgaben; und ich hatte, da ich diese Aufzeichnungen jeweils an meinen Vater schickte, im Gegensatz zu meinen Brüdern niemals die geringsten finanziellen Auseinandersetzungen oder Vorwürfe seitens meines Vaters durchzubeissen.

Das eben erwähnte Klavier war altes Schenckisches grossväterliches Marterinstrument, das mir Tante Else schenkte, als Rikel aus irgend einer Gönnerquelle mit einem veritablen Flügel ausgestattet wurde. Auf diesem Klavier hämmerte ich tagtäglich eine Stunde lang herum, zu meiner eigenen Erbauung und zum Entsetzen der Mitbewohner des Hauses der Frau Ehmke. Das Klavierspielen war damals, bei meinem eifrigen Arbeiten fürs Examen, meine einzige Erholung.

Zu Anfang August lud mich mein Forstprofessor Hess zu einem Abendschoppen ein und erzählte mir, dass demnächst der berühmte „Indier", Sir Dietrich Brandis, mit 20 Forststudenten der englisch-indischen technischen Schule Coopershill (bei London) zu mehrtägigen Besuch nach Giessen käme; er bat mich, beim Empfang und bei der Unterhaltung der englischen Gäste zu helfen und bei dem einzurichtenden Festkommers eine englische Rede zu halten. Und sie kamen! Es war meine erste Begegnung mit ausländischen Forstleuten. Die englischen Studenten

waren fidele Kerle. Beim Kommers im Hotel Victoria tranken sie zu viel des Guten, sprangen aus den Fenstern des Iten Stocks in den Garten herunter und – einige von ihnen waren rasend fidel. Wir deutsche Studenten haben, besser wie die Engländer das Trinken ohne betrunken zu werden gelernt! Wir machten mit unseren Gästen mehrere gemeinsame Exkursionen, und da ich der einzige Deutsche war, der etwas Englisch radebrechen konnte, war ich sozusagen Hahn im Korbe. Wie beneidete ich diese jungen Leute, die, sofort nach ihrem Examen, in gutbezahlte Stellen nach Indien kamen! Sie konnten sich, je nach der Note, die sie erhielten, die indische Provinz aussuchen, in der sie arbeiten wollten. Die Northwest-Provinces galten als das Begehrenswerteste; Madras ras mit seinem fürchterlichen Klima als das Unerwünschteste. Ein Ire namens O'Leary musste sich mit Madras bescheiden, ein dicker netter Kerl; aber er war halt nur Ire. Ein Ire bekam keine guten Noten auf einer englischen Hochschule.

Wie wichtig dieses erste Begegnen mit Sir Dietrich Brandis für mich späterhin geworden ist, brauche ich hier nicht vorwegzunehmen.

Neben 36 Stunden Kolleg je Woche und 3 Exkursionen je Woche gab ich mich dazu her, einen törichten Jüngling, Sohn des mit meinem Forstprofessor Hess befreundeten Veterinärprofessors Pflug, auf das Verwaltungsexamen vorzubereiten, – auf das ich mich ja gerade selbst rüstete. Leider fiel mein Schüler durch, durch mit Pauken und Trompeten, obwohl er ein Professorssohn war. Ohne Zweifel hatte ich beim Unterrichten mehr als mein Schüler gelernt. Denn mir gelang es ja, im Herbst des Jahres beim Verwaltungsexamen ein II zu ergattern, obwohl mein wichtigster Professor, der Jurist Lehmann, den ich wie eine Geliebte pussiert hatte, zu meinem Entsetzen einen Ruf nach Marburg annahm und mich darum nicht selbst prüfte: Es kommt ja, bei den Examinibus, mehr auf die Bekanntschaft mit dem Professor an als auf die Bekanntschaft mit der von diesem Professor vertretenen Wissenschaft.

Vom Herbst des Jahres 1889 an war ich nun nur und ausschliesslich Forststudent; und je mehr ich mich in die Forstwissenschaft vertiefte, desto anziehender und interessanter wurde sie. Ich beschloss schon damals, späterhin, wenn möglich, Forstprofessor zu werden. Wie sich das Leben eines aktiven Forstmannes abspielt, das wusste ich eigentlich nicht. Hatten wir doch, in der Familie, nur den Onkel Abo Schenck, gab. 1830, gest. 1895, der auf der Mitteldick Oberförster gewesen war und damals – anno 1889 – Forstmeister und dazu Hofbademeister in Bad Salzhausen war. Abo war ein stiller Mann, und doppelt still seit dem frühen Tod seiner Gattin Mathilde geb. Camesasca. Ich besuchte ihn in Salzhausen, in der schnöden Absicht, mir von ihm ein paar forstliche Schmöcker leihen zu lassen, die ich durchstudieren

wollte. Trotz aller Liebendwürdigkeit, mit der er mich dort aufnahm, kam ich nicht zum Erfolg: Er behauptete, der Bücher zur Ausbildung seiner Untergebenen zu benötigen! Von Abo galt der Studentenspruch – auch er war Giessener Starkenburger gewesen – den mein Vater oft zitterte: ,,Das Waldhorn bläst der Abo; doch niemand ruft da capo." Seine hübsche Tochter Wisa, mit mir gleichaltrig und oft bei Tante Else zu längeren Gastbesuchen anwesend, hatte sich kurz zuvor (1888) mit dem Tübinger Professor Lange, verheiratet, seine weniger hübsche, herzensgute ältere Tochter Elisabeth – die noch heute lebt – mit dem Forstmeister Kutsch.

Die hessischen Forstleute! Mein lieber Onkel Fritz Schenck war, als Verwaltungsbeamter, Mitglied der forstlichen Abteilung im Darmstädter Ministerium der Finanzen; und er war mir als solcher späterhin von grossem Nutzen, sei es, dass ich Urlaub haben wollte, oder dass ich mit sonstigen Anliegen an das Ministerium herantreten musste. Dass mein Grossvater August Schenck vom Jahr 1848, dem Revolutionsjahr an, bis zum Jahr 1864 Direktor der Oberforstdirektion in Darmstadt gewesen ist, hab' ich wohl längst erzählt. Da er aber nicht Forstmann, sondern Verwaltungsbeamter war, rühren keine forstlichen Umwälzungen in Hessen von seiner Tätigkeit her. Anfügen muss ich noch, dass sich die Forstleute in der guten alten Zeit aus aristokratischen und aus gut-bürgerlichen Kreisen rekrutierten. Erst zu meiner Zeit begannen auch Elemente von geringerer Herabkunft in den forstlichen Beruf einzudringen. Die Gentry hatten ausgespielt.

Die Sommerferien 1889 brachte ich, nach bestandenem Universitätsexamen im Verwaltungsfach, und nach Zulassung zum „Access" – das heisst zum Referendar – in diesem Fach zum Staatsdienst in Hessen, wieder in Lindenfels zu: Mein lieber Vater war damals todsterbenskrank; unser lieber Darmstädter Hausarzt, Vaters Freund Dr. Karl Eigenbrodt (Vater von Rosel Eigenbrodt und Emmy Merck) musste des öfteren nach Lindenfels kommen, um mit dem jungen Lindenfelser Arzt, dem späteren Sanitätsrat Dr. Nik. Schmidt, zu sprechen und die Behandlung des Kranken zu verabreden. Mit Tante Elsens Hilfe und mit Unterstützung von Frl. Helmsdörfer, Vorsteherin des Alice-Hospitals gelang es uns, eine vorzügliche, kräftige Pflegerin in Frau Klaus aus Offenbach zu finden. Kräftig musste sie sein: Denn sie musste den schweren Kranken heben, um ihn des öfteren umzubetten; und die Fixigkeit, mit der sie das fertig brachte, erregte meine helle Begeisterung, nachdem ich diverse Male das Umbetten mit Aufbietung aller Kraft zusammen mit meiner Mutter vergeblich versucht hatte. Es war heiss; der Vater fieberte und hatte entsetzlichen Durst; aber das Trinken war ihm verboten; nur ein Stückchen Eis durfte er im Munde vergehen lassen. Bruder August und ich waren erschüttert, als uns Dr. Schmidt, den wir aus

dem Hause heraus begleiteten, nach einer Untersuchung kurz und ruh erklärte: „Ich gebe keine 20 Pfennig für das Leben ihres Vaters.“ Unvergesslich ist mir, dass Mutter und ich einmal, um irgend eine sofort benötigte Medizin auf der Fürther Apotheke abzuholen, in tiefer Nacht dort hinpilgerten. Bei der Rückkehr war es, im Kapp so dunkel, dass ich nur mit dem Stock, den ich vor mir in den Boden stiess, jeweils den nächsten Schritt finden konnte; und Mutter und ich purzelten gar oft übereinander.

Mutter und ich sassen, bei der Krankenwärterei, stundenlang vor dem Balkon (der damals sehr schmal war) und hörten auf das Röcheln des Kranken; denn damals nahm das elterliche Schlafzimmer die beiden Zimmer ein, die heute das Wohnzimmer der Calchassens dienen. Mutter und ich spielten dann alle möglichen und unmöglichen Kartenspiele, Piquet und Ecarté und wer weiss was alles. Mutter spielte gern und gut, alle Kartenspiele, und hatte der Ehrgeiz, sich nicht besiegen zu lassen. Unvergesslich ist‘s mir, dass sie mir dabei einmal, weil ich sie hereingelegt hatte, das Kartenspiel an den Kopf warf. – Auch Schach wurde gespielt, war mir aber zu langweilig. Die Pausen zwischen den einzelnen Zügen schienen mir unendlich zu sein.

Eines Nachmittags, in Abwesenheit der Pflegerin, hatte Vater einen wilden Schüttelfrost; ich musste ihn mit aller Kraft im Bett halten; als der Anfall vorüber war, zog er seinen Schenck-Sigelring – den einzigen Ring, den er jemals trug vom Finger und sagte: „Ali, das vergess‘ ich Dir nie; trag‘ diesen Ring zum Andenken.“ Und merkwürdig! Von Stand an begann sich Vaters Zustand zu bessern, obwohl die Rekonvaleszenz noch bis tief in den Winter hineindauerte.

Der Sommer 1890 war übrigens der erste Sommer, auf dem ich als Assistent von Sir Dietrich Brandis fungierte. Er hatte mich zunächst nach Darmstadt eingeladen, wo er im Hotel Darmstädter Hof, damals gegenüber der Reichspost, wohnte. Ich hatte mich so englisch wie möglich angezogen in der Hoffnung, ihm damit zu imponieren: So‘n englisch aussehenden Hut, wie ich damals aufstülpte, hat kein Engländer jemals getragen! Brandis bot mir eine Assistenstelle an, unter der Bedingung, dass ich einen Absatz aus Schlichs Manual of Forestry richtig übersetzen könne. Ich hatte Dusel! Er gab mir einen Absatz über Mountplanting (Hügelpflanzung) zu übersetzen, einen Absatz, den Schlich nahezu wörtlich einem mir gut bekannten deutschen Waldbaubuch (Karl Heyer, Waldbau oder Forstproduktenzucht) entnommen hatte. Und so wurde ich denn englischer Reise-Assistent bei Dr. Brandis.

Wer war Dr. Brandis? Er war anno 1824 als Sohn eines Bonners Philosophie-Professors, (der späterhin mehrere Jahre lang mit seiner Familie im Gefolge des Königs Otto in Griechenland gelebt hatte) in Bonn geboren, war Botaniker von Beruf und Fach, hatte in Bonn doktoriert, hatte in erster Ehe eine Engländerin, die Toch-

ter des aus dem Burma-Kriege, den Afghanistan-Kriegen und den Indian Mutiny-Kriegen berühmten Generals Henry Havelock geheiratet und war durch sie mit dem Indischen Vice-König, Lord Dalhousie, bekannt geworden, der ihn aufforderte, die Urwälder von British-Burma, dass im Jahre 1852 nach der Einverleibung von Pegu in das Indische Reich begründet worden war, zu erforschen und zur Ausnutzung nach deutschem Nachhaltsmuster vorzubereiten. Dabei handelt es sich vor allem um die Aussöhnung der Eingeborenen (Karens) mit dem englischen Regime, um ihre Verwendung bei der Exploitation der Wälder und um die Verhinderung ihrer Ausbeutung und Ausschlachtung durch gewissenlosen Teak-Holzhändler von Rangoon.

Teakholz! Das war das Losungswort: Teak war damals und ist noch heute das wichtigste, weil unzerstörbare Holz für den Schiffsbauer; die Parkettfliessen der Oberdecks aller Ozeandampfer bestehen aus Teak: Fensterrahmen aus Teak sind die denkbar besten. Brandis hat mir wiederholt von den Schwierigkeiten erzählt, die ihm entgegenstanden, und wie er an Lord Dalhousie eine nie-versagende Stütze fand, der in allererster Linie das Wohlergehen der Eingeborenen in ganz unenglischer Weise am Herzen hatte. Die physischen Schwierigkeiten bestanden in der Wegelosigkeit der Urwälder, dem Mangel an Landkarten, dem höllischen Klima Burmas. Brandis durchritt die Urwälder auf den Saumpfaden der Eingeborenen und machte, für jeden Teakbaum von 2 bis 12 Fuss Dicke, den er auf Bitten innerhalb 100 Schritt Distanz vom Pfad sehen konnte, eine Kerbe in Bambusstäbchen, die er, statt eines in den Tropen unmöglichen Notizbuchs, in den schweisstriefenden Händen hielt. Auf diese Art ermittelte er die durchschnittliche Bestockung der durchrittenen Wälder. Danach berechnete er mit Hilfe von Stammscheiben die Zahl der Jahre, die ein Teakbaum braucht, um je einen Fuss dicker zu werden; und aus der so gefundenen Zahl ergab sich die Zahl der Stämme der verschiedenen Stärken, die je Jahr, ohne Minderung des Vorrats, geschlagen werden durften. Die Urwaldbewohner wurden angehalten, zwischen den Reihen ihrer Reiskulturen je eine Reihe Teak-Samen zu säen, also das zu tun, was der deutsche Forstmann Waldfeldbau nennt: Nur so waren die jungen Kulturen gegen die wilden Elefanten geschützt, die die Urwälder von seinen Reisfeldern fernzuhalten verstand.

Man nannte das den „Tongya"-Betrieb der Teakkultur, einen Betrieb, der noch heute in Burma und in Java gang und gebe ist. Die Teakbäume stehen in tiefen Dschungeln von Bambusrohr, und dies Rohr hat die eigentümliche Eigenschaft, nur alle 30 Jahre zu blühen und zu fruchten. Nach dem Reifen der Frucht stirbt der ganze Dschungel ab, wird durch die danach ausbrechenden Waldbrände zerstört und erneuert sich aus den abfallenden Samen des Teak und des Bambus.

Die Wunder, die der Fleiss, die Hingabe und Selbstaufopferung von Dr. Dietrich Brandis in Burma, vom Jahre 1855 an, zu Wege brachte, stachen dem Vice-König so sehr ins Auge, dass er ihm einen Stab von zunächst militärischen Mittarbeitern gab, und ihn beauftragte, auch in den anderen Provinzen Indiens und namentlich in den Northwest Provinces eine geregelte Forstwirtschaft verbunden mit Schutz gegen die von den Eingeborenen zu Weidezwecken verursachten Waldbrände einzuführen. Um forstlich vorgebildete Engländer in Dienst stellen zu können, wurde auf Brandis' Veranlassung dem Royal English-Engineering College of Coopershill bei London eine Forstschule angegliedert, und es sind die Zöglinge dieser Schule, die Brandis, nach seiner Pensionierung im Jahre 1883 und nach seiner Erhebung in den englischen Adelsstand im Jahre 1887, alljährlich zur praktischen Ausbildung nach Deutschland auf Wunsch des Staatssekretärs für Indien brachte.

Dort mussten sie ein Jahr lang auf von Brandis ausgesuchten deutschen Oberförstereien arbeiten und daraufhin mit ihm eine Studienreise durch deutsche, Schweizer und französische Wälder machen. Es waren diese sommerlichen Studienreisen, auf denen ich Dr. Brandis als Assistent begleiten sollte oder, besser gesagt, begleiten durfte. Monatsgehalt 100 Mark: Freie Station und freie Reise. Brandis wohnte in Bonn und lebte dort von seiner englisch-indischen Pension. Obwohl er aussah wie ein Engländer, liebte er die Engländer als solche nicht; gar oft hat er mir von ihrer Hypokrisie und ihrer Undankbarkeit gesprochen; er war deutsch geblieben bis auf die Knochen, liebte den Kaiser und liess seine Kinder als Deutsche aufwachsen. Sein grösstes literarisches Werk ist „Indian Trees and Forest Flora of the North-West and Central Provinces." Die Errichtung einer forstlichen Versuchsanstalt und Lehranstalt für Inder in Dehra-Dun sein letztes Indisches Werk. Auch seine Nachfolger als „Inspector-Generals", d. h. als Generalforstmeister von Ganz-Indien waren Deutsche (Wilhelm Schlich und von Ribbentrop), die Brandis ums Jahr 1866 zum Eintritt in englische Dienste veranlasst hatte.

Sir Dietrich macht einen tiefen Eindruck auf mich, er war sehr religiös; an jedem Sonntag versammelte er die Engländer und hielt mit ihnen einen kleinen formlosen Gottesdienst nach dem Schema der High Church ab. Brandis war ungeheuer fleissig, und er hielt alle seine Mitarbeiter und insb. auch mich durch sein nie-versagendes Beispiel zum Fleiss an. Gar oft haben wir zusammen bis Mitternacht gearbeitet; und danach kam es zuweilen vor, dass er mich bat, ihm am Morgen irgend eine kleine Ausarbeitung vorzulegen, die er für die Exkursion des nächsten Tags brauchte. Die Exkursionen wurden den Engländern dadurch erleichtert, dass, wo immer möglich, Wagen bestellt wurden, um die Teilnehmer frisch in den Wald hin-

einzubringen. Gingen wir durch den Wald, so führte Brandis seine Kohorte, indem er mit grossen Schritten, einen 2 Meter langen rot- und weissgestrichenen Messstab in der Hand, den er als Spazierstock benutzte, vorausging. Täglich wurden s. g. Probeflächen ausgesteckt, bei denen 4 derartige Messstäbe die 4 Ecken der Probefläche bezeichneten, deren Winkel ich mit dem Winkelspiegel fest gelegt hatte, und deren Seitenlängen mit Messbändern vermessen wurden. Und dann ging's los: Brandis ermittelte höchstpersönlich mit Hilfe des von ihm erfundenen Clinometers die Scheitelhöhen einiger typischer Bäume: Noch heute höre ich ihn rufen „fortyfive", nämlich 45°, auf dem Clinometer abgelesen. Inzwischen liess ich ein paar Studenten die Durchmesser aller Bäume auf der Probefläche mittels mitgebrachter Kluppen ermitteln und zwar, um Doppelmessungen und Weglassungen zu vermeiden, in parallelen, durch Bänder eingerahmten schmalen Gassen. Zu Hause angekommen wurden die Messungen von den Studenten in ihre Tagebücher eingetragen und die Massen der Stämme der Probeflächen in bekannter Weise berechnet. Dazu wurde das metrische System, sehr zum Entsetzen der Engländer, und nicht das englische Fuss-Masssystem angewandt. Ob das klug war, bleibe dahingestellt. Der Engländer weiss mit dem Kubikmeter, Quadratmeter und Meter nichts anzufangen. Die Studenten waren gehalten, Tagebücher über das Gesehene zu führen. Jeden Samstag wurden diese Tagebücher vorgelegt und von Sir Dietrich und mir durchgesehen, verbessert und zensiert. Die Studenten waren auf gut deutsch gesprochen, faul; denn sie waren vollkommen uninteressiert. Was half ihnen, dachten sie, späterhin in Indien eine Kenntnis des deutschen Waldbaus oder der deutschen Ertragsregelung, und was Erfahrungen im metrischen System? Aber dazu kommt ein wichtiger Faktor: Die englischen Studenten hatten nicht die geringste Liebe zum Wald und zu ihrem Fach; sie waren Forstleute geworden, weil sie auf diese Art rasch zu einer Stellung kommen konnten, oder weil es ihnen nicht gelungen war, mangels Konnexionen oder mangels genügend gut bestandener Examina, in die indische Verwaltungskarriere hereinzukommen, oder als Offiziere in die Armee einzutreten.

Merkwürdig! Eine richtiges Liebe zum Wald hab' ich nur in Deutschland gefunden; nicht in Amerika, nicht in Frankreich, nicht in England. Für den Engländer ist ein „forest" ein Baumgrundstück, das mit Mauern oder mit Stacheldraht abgeschlossen ist; und alle 50 Schritte ist ein Plakat angeschlagen: „No hunting, no tresspassing; intruders will be prosecuted under penalties of the law." Charakteristisch ist es ja auch, dass die landed aristocracy, die ja 2/3 des englischen Grunds und Bodens besitzt, sich niemals auf „forestry" eingelassen hat, wohl aber in grosszügigster und freigebigster Weise die Einführung ausländischer Holzarten begünstigt hat.

Die grossen Entdeckungsreisen von Männern wie David Douglas, Law und E. H. Wilson wurden von ihr finanziert. Im Gegensatz hierzu hat sich die deutsche Aristokratie niemals auf derartige Experimente eingelassen. Der Engländer kann sich für den einzelnen Baum begeistern; der Deutsche nur für den Wald. Die Liebe zur Jagd ist beiden Nationen gemeinsam; ein englischer Offizier hat mir einmal gesagt: „Gäbe es keine snipes (Schnepfen) in Indien, so gäbe es keine englischen Offiziere in Indien." Etwas Ähnliches gilt wohl auch für diesen oder jenen indischen Forstmann; und viele von diesen haben mir von tiger-hunting und von pig-sticking in Indien erzählt; wenige von indischen Wäldern.

Sir Dietrich Brands bemühte sich aufs Eifrigste, das Interesse der Jungen Forstleute an den Dingen zu erwecken, die er ihnen im deutschen Wald vorführte: Er sprach ein ausgezeichnetes Englisch, er sprach mit echt englischer Aussprache (im Gegensatz zu Sir William Schlich, dem man die hessische Heimat noch anhörte, als er bereits 70 Jahre alt war); immer wieder zog er Parallelen zwischen indischen und deutschen Waldbildern, – so insbesondere im Hoch-Spessart, dessen Eichenüberhälter mit den Teak-Stämmen, dessen Buchen-Magma mit den Bambusdschungeln verglichen wurde; so in den Waldfeldbau-Waldungen von Darmstadt und Eberstadt, die zum Vergleich mit der burmesischen Tongya herausforderten; so im Schwarzwald, wo die Ähnlichkeit der Tannen-Fichten-Waldbilder mit denen der Deodar- und Tränenkiefer-Regionen im Himalaya unterstrichen wurde und überall wurde von den „presriptive rights" gesprochen, die in Indien eine noch grössere Belastung des Waldes bilden als die Berechtigungen in Deutschland. Für die Forstbenutzung, für die Holzhauerei, für die Wegesysteme im Wald, für die Sägereien usw. usw. hatte Brandis kein Interesse; auch keines für Forstinsekten, die in Giessen eine wichtigere Rolle spielten – mein Hauptprofessor Richard Hess war Spezialist in Forstinsekten – als die Bäume, Sträucher und Kräuter des Waldes; dagegen wurde die Forstpolitik, also die Einwirkung des Staates auf den Wald und den Waldbesitz und die Pflichten der staatlichen Lenkung immer und überall hervorgehoben. Dr. Brandis war ja nicht als Forstmann, sondern nur als Botaniker ausgebildet. Was er von der sogenannten forstlichen Wissenschaft wusste, hatte er autodidaktisch durch Beobachtung und insbesondere auf vielen Studienreisen gelernt. Niemals war er – in Europa – aktiver Forstmann gewesen.

Die Wälder, die ich mit Brandis und den englischen Studenten bereiste, waren von ihm bereits seit Jahren besichtigt worden: Das waren Waldungen bei Aachen – ein Bruder von Dr. Brandis lebte dort als Arzt –, Waldungen rings um Darmstadt, der Frankfurter Stadtwald (in welchem Schott von Schottenstein den Buchenunter-

bau unter Eichen – den sogenannten Lichtungsbetrieb eingeführt hatte), der Hochspessart und der Steiger Wald mit herrlichen Eichen, das Bamberger Hauptmoor mit herrlichen Kiefern, der Schwarzwald bei Baden-Baden und bei Herrenwies (wo das Gasthaus zum Auerhahn geradezu als Englisches Hauptquartier gelten konnte), die Mittelwaldungen bei Rastadt und der Züricher Stadtwald in der Schweiz. Bei all diesen Reisen musste ich, des Abends, die Herren Forstmeister unterhalten helfen, die Brandis, nach des Tages Mühen, jedesmal zum Dinner einlud; und, da sich Brandis meist um 9 Uhr zurückzog, fiel mir die Aufgabe zu, die honneurs nach dieser Zeit alleine zu machen. Das gab mir erwünschte Gelegenheit, von den Herren Forstmeistern alles Mögliche und Mehr zu lernen, als das, was die Exkursion geboten hatte; und – ich kam auf diese Weise in persönliche Beziehungen zu diversen Forstleuten, die sich in Deutschland eines guten Namens erfreuten. Ich habe, glaube ich, auf diesen Reisen mehr gelernt, als auf der Hochschule. Der Anschauungsunterricht ist der beste Unterricht, – für den Chemiker, für den Mediziner, für den Landwirt, für den Forstmann; beim Juristen, beim Philologen und beim Theologen mag das anders sein. Ich nahm mir schon damals vor, wenn ich jemals Dozent würde, meine Hörer tagtäglich in den Wald zu führen und sie an allen Waldarbeiten teilnehmen zu lassen.

Mehrere von den Forstleuten, die wir aufsuchten, schienen ein besonderes Interesse an mir zu nehmen, vielleicht aus dem Grunde, dass meine Aufmerksamkeit so drastisch von der der Engländer abstach; und mit mehreren habe ich noch monatelang, nach den Exkursionen, korrespondiert, um über diese oder jene Unklarheit Aufschluss zu bekommen: Und dieser Aufschluss wurde mir stets in überreichlicher Fülle gegeben. Denn der Lokalbeamte liebt es, sein Wissen und seine Erfahrung geschätzt zu sehen und sie an den Mann zu bringen.

Charakteristisch für alle Forstbeamten ist es aber, dass ein jeder über die Fehler raisoniert, die sein Vorgänger gemacht hat; und das tut ein jeder selbst dann, wenn er nur so viele Monate im Revier geherrscht hat, als sein Vorgänger es Jahre lang tat. Da wird denn immer wieder ins Blaue hinein experimentiert, statt dass die vom Vorgänger begonnenen Versuche studiert und fortgesetzt oder gar abgeschlossen werden. Am schlimmsten gar sind die Forstleute, die, wie „Wechselwild“, ihren Standort alle paar Jahre wechseln und die das neue Revier nach den Erfahrungen beurteilen, die sie im alten Revier gemacht zu haben glauben. „Never jump into conclusions”, sagte Dr. Brandis gar oft; obwohl „jumping at conclusions” ein besseres Englisch gewesen wäre! Er wollte mit dem „into“ andeuten, wie verhängnisvoll für den Wald eine Wirksamkeit ist, die aus kleinen oder einmaligen Beobachtungen

weittragende Schlüsse und Consequenzen zieht. Ach, und wie rasch wechseln die forstlich-waldbaulichen und die ertragskundlichen Moden im deutschen Wald! Wie viele Allheilsmittel sind bereits erfunden, wie viele theoretisch unanfechtbare Neuerungen mit katastrophalen Folgen der Waldnatur aufgezwungen worden!

Aber – ich sollte hier und ich will hier keine forstliche Vorlesung halten. Lieber will ich erzählen, dass die jungen Damen einer katholischen Pension in Rothenbuch im Spessart an den jungen Engländern ein mehr als platonisches Interesse nahmen. Die Studenten pflegten, ohne Badehosen, in einem kleinen See, etwa 1 km ausserhalb des Dorfs, zu baden. Daran nahm die Oberin der Pension gerechten Anstoss, liess sich bei Dr. Brandis melden und bat ihn um Abhilfe. Brandis meinte, bei dieser Entfernung des Sees sei doch keine Gefahr, dass das Schamgefühl der jungen Dame verletzt werden könne. „Ja", meinte die Oberin, „die jungen Damen haben aber Fernrohre und Opernstecher im Besitz." In diesem Falle, erklärte Brandis, bin ich machtlos; denn ich kann doch nicht alle Instrumente in der Damenpension beschlagnahmen!

Damals gab es noch, im Forstamt Rothenbuch und Rohrbrunn des Hoch-Spessarts, eine grosse Zahl herrlichster Eichen, die 800 oder mehr Jahre alt sein mochten. Der Eigentümer, der Bayrische Staat, liess alljährlich eine kleine Anzahl dieser Stämme versteigern. Der schönste Stamm hatte damals 1890 einen Preis von mehr als 1000 Mark erzielt: Unerhörter Erfolg der „jüdischen" Zurückhaltung auf dem Markt. Heute würde jeder Festmeter dieses Stammes mit mehr als 1000 M. bezahlt werden.

Auf den Reisen mit Sir Dietrich habe ich übrigens nicht nur Lokalbeamte kennen gelernt, sondern auch die aller, allerhöchsten Forstbeamten von Sachsen, Hessen, Baden und Bayern; und Brandis hatte die Eigentümlichkeit oder Liebenswürdigkeit, mich auf allen Besuchen und behandschuhten Staatsvisiten mitzunehmen, die er zu machen für seine Pflicht oder Dankespflicht hielt: Denn allen Exkursionen in irgend einem Staat musste eine lange Korrespondenz zwischen dem Englischen Staatssekretär und der deutschen Staatsforstverwaltung vorangehen. Ja, sogar wirklich allerhöchste Herrschaften schienen an uns ein Gefallen zu nehmen. Es war in St. Blasien im Schwarzwald, berühmt durch seine herrlichen Tannenwälder und damals berühmt als Sommerresidenz des badischen Grossherzogpaares, des alten Grossherzogs Friedrich, der bekanntlich das „Hoch" auf den ersten Kaiser in Versailles bei der Reichsgründung ausgebracht hatte, und der Grossherzogin Luise, Schwester des Kaisers Wilhelm I. Unsere ganze Korona wurde zur Audienz ins Schloss befohlen. Wir Jünglinge, etwa 24 an der Zahl, standen in Reih und Glied; der Grossherzog

sprach wohl kein Englisch und unterhielt sich nur mit Dr. Brandis; die Grossherzogin dagegen begann mit dem Flügelmann zu reden und sprach dann mit jedem einzelnen von uns, immer liebenswürdig, immer interessiert in den Antworten, die der angeredete Student für sie hatte. Bei vielen fragte sie natürlich nach dem Geburtsort; und ihre Kenntnis der englischen Geographie und ihrer Verflochtenheit mit dem englischen Hochadel war bewundernswert. Zu mir sagte sie: „And here I see a typical Englishman", und sie lachte laut auf, als sie erfuhr, dass sie sich geirrt hatte. Eine derartige Fähigkeit, jedem von 24 unbekannten Menschen etwas Nettes, ja, Irgend – Etwas zu sagen, habe ich nie wieder gesehen. Unsere Darmstädter Grossherzoglichen Herrschaften hatten diese Fixigkeit leider nicht ererbt.

Interessant war für mich das Geltungsbedürfnis der lieben Forstleute, die unsere Exkursionen wenigstens nominell leiteten. Der berühmte Züricher Forstmeister Meister – der mir persönlich sein Buch über den Züricher Wald dedizierte – erschien eines schönen Tages hoch zu Ross in der Galauniform eines Schweizer Miliz-Generals, und keiner unserer Führer unterliess es, auf seine jüngsten literarischen Triumphe hinzuweisen. Brandis konnte die Herren, die seine Engländer längere Zeit betreuten, selbstverständlich nicht mit Geld belohnen: So erhielten sie denn auf Kosten des Indischen Reichs bald silberne Tafelbestecke, bald grosse Ölbilder, bald eine moderne Büchse usw. usw. Aber alle waren, auch ohne Aussicht auf Belohnungen, ungemein zuvorkommend und liebenswürdig; und gaben ihre Zeit her in einer Freigebigkeit, die ein Engländer, deutschen Besuchern gegenüber, niemals gezeigt hätte.

Für mich, der ich aus dem Odenwald kaum jemals herausgekommen war, der ich die Fichtenwirtschaft und die waldbaulichen Systeme nur vom Hörensagen kannte, waren die Wälder interessanter als ihre Forstbeamten. Und Brandis hatte seine Route so gewählt, dass ich tatsächlich das Interessanteste vom Interessanten zu sehen bekam. Mich interessierte aber nicht nur das, sondern insbesondere das, aus dem sich das Gegenwärtige entwickelt hatte. So verschaffte ich mir denn auf der Darmstädter Hofbibliothek die alten Bücher, die über die Vergangenheit, den Urzustand des Schwarzwalds und des Spessarts Aufschluss geben, den Jägerschmidt und den Laurop, aus denen ich grosse Stücke ins Englische zu übersetzen suchte. Brandis, der wohl niemals irgend Jemanden lobte, sprach mir seine Dankbarkeit für die Hilfen aus, die ich ihm dadurch freiwillig bot.

Das Reisen, ohne Autos, war damals viel umständlicher als es heute ist; die Vorbereitungen nahmen viel Zeit und noch mehr Aufmerksamkeit in Anspruch; Brandis bezahlte alle Rechnungen in allen Gastwirtschaften, in denen wir nächtigten und assen, höchstpersönlich, wohl um den Anforderungen der englischen Finanz-

kontrolle zu genügen. Gottseidank! Mit diesen Finanzen, auch mit dem Bezahlen der Fahrkarten, hatte ich nie etwas zu tun. Brandis besorgte das alles selbst! Ich hätte das anders gemacht; und als ich mit meinen Studenten in der Welt herumreiste, besorgte mein Assistent alles, was mit der Forstwissenschaft nichts zu tun hatte, so insb. alle Zahlungen, alle Bestellungen, alle Korrespondenz mit Hotels und Bahnvorständen usw. usw.

Im Steiger Wald hatten Brandis und ich grosses Pech: Wir waren in einem kleinen Dorf einquartiert, so klein, dass der Forstmeister die Güte hatte, sein bestes Schlafzimmer dem Dr. Brandis zur Verfügung zu stellen. Brandis wollte aber lieber bei den Studenten im Gasthaus wohnen; und da hatte ich die Ehre, im Fürstenzimmer des Orts zu hausen. Als ich mich abends besonders gut waschen wollte, zerbrach ich das Prunkstück der Einrichtung, das fürstliche Waschbecken! Grosser Jammer der Forstmeisterin! Ich schickte, sobald ich konnte, ein noch schöneres zum Ersatz. Brandis marschierte anderen Tags, wie immer, mit einem langen Messstab in der Hand voraus; er stolperte über den eigenen Messstab und fiel so unglücklich, dass sein Leistenbruch heraustrat. Die Exkursion war zu Ende. Brandis wurde im Wagen abgeholt; dann fuhren wir Hals über Kopf nach Jugenheim-Seeheim; Brandis lag 14 Tage lang zu Bett; ich machte mit den Studenten einen vollkommenen Wirtschaftsplan für den Seeheimer Weld, mit geographischen Karten und Bestandsbeschreibungen und Waldaufnahmen usw. usw.

In Seeheim schlief ich in einem kleinen Haus gegenüber dem Hotel Hufnagel; ich war sehr bronchial-erkältet und hustete so stark, dass ich nachts nur schlafen konnte, wenn ich das Kopfkissen mit meinem Handkoffer aufrecht stellte. Das trug mir die Bewunderung des Hausbesitzers ein; und als ich Tante Anna in ihrer Jugenheimer Villa besuchen wollte, erzählte er mir, es gäbe in Jugenheim drei Damen Merck: die Reiche Merck; das war Frau Marie Merck geb. Hofmann, Gattin von Karl Merck: die Schöne Merck; das war Tante Lina, Gattin von Wilhelm Merck; und endlich die Böse Merck, das war, ach Du lieber Gott, das war meine Tante Anna Merck geborene Schenck. Witwe von Georg Merck! So war denn die Kunde von ihren gelegentlichen Zornesausbrüchen bis nach Seeheim gedrungen! Aber dass die gute Tante Anna schon damals schwer zuckerleidend war, – das schien niemand zu wissen.

Ich glaube, ich habe bereits erzählt, dass ich auf den Exkursionen mit Dr. Brandis mehr gelernt habe, von Forstwissenschaft, als auf der Universität: und seit dieser Zeit behaupte ich, dass die beste forstliche Hochschule im Wald und nicht in irgend einer Stadt liegt.

Noch grösseren Einfluss aber, als der Wald und die Wälder, hatte Brandis selbst auf mich: Sein Beispiel, sein Pflichtgefühl, seine Religiosität, seine Weltanschauung, – all das ging auf mich über; und, nächst zu meinem Vater, hat kein Mensch auf mich, das fühle ich dankbar, einen grösseren Einfluss ausgeübt als Dr. Brandis.

Die Engländer waren anderer Ansicht; sie hassten ihn, denn er zwang sie zu arbeiten; und sie fürchteten ihn; denn er konnte ihnen, wenn er wollte, die ganze Carriere verderben.

Und die Engländer waren frech: Mir schrieben sie, an mehreren Stellen, in mein Tagebuch, wenn ich es irgend wo liegen liess, die Worte „Shank, Shanker, Syphilis“, aber ich glaube, sie hatten mich auch gern: Denn ich half ihnen und setzte mich für den oder den anderen gelegentlich ein, wenn ihm Dr. Brandis an den Kragen wollte.

Der Spessart und der Schwarzwald waren damals noch reich an herrlichen Urwald-artigen Wäldern; so insb. bei Rothenbuch im Spessart (Abteilung Krone) und bei Pfalzgrafenweiler im Schwarzwald. Ach, als ich den kümmerlichen Nachwuchs 20 Jahre später sah, der an ihrer Stelle getreten war, ich hätte weinen können. Im Spessart hatte das Hochwild alle Eichenkulturen zerstört, auch die von Brandis hochgepriesenen Eichelsaaten in „rows two meters apart“; im Schwarzwald waren unendliche reine Pflanzbestände von Fichten an die Stelle der herrlichsten Museums-Stücke von Tannenwäldern getreten! Ein Jammer, dass sich der Forstmann dazu hergeben muss, Wälder abzuholzen, von denen er weiss, dass sie niemals in dieser Pracht wiedererstehen können! Und – da ist das Hochwild und das Rehwild, das der Forstmann mehr liebt als den Wald. Wenn man den Magen eines Hirschs oder eines Rehs untersucht, so findet man ihn, nach Samenjahren, vollgepfropft mit Keimlingen von Eichen und von Tannen. Verirrt sich einmal eine grasende Kuh in den Wald, so schreit der Forstmann und Mordio; aber das äsende Wild darf so viel Schaden anrichten; durch Beäsen der schönsten Kulturen, als es ihm beliebt. Wenn ich Reichsforstmeister wäre, kein Forstmann dürfte die Jagd im eigenen Revier ausüben! Aber – vielleicht gäbe es dann keine Forstleute mehr. –

Die Reise mit Dr. Brandis – und späterhin, als Brandis die Führung abgab, die Reisen mit seinem Nachfolger Sir William Schlich (einem geborenen Hessen-Darmstädter, den Brandis, nach dem Krieg 1866 wegen der Aussichtslosigkeit seiner Anstellung in dem klein-gewordenen Hessen in den Indischen Forstdienst übernahm) in den Jahren 1889 bis 1893, gehören zu meinen schönsten Lebenserinnerungen; und sie geben mir, bei den grossen Examinibus in Giessen und in Darmstadt, einen Nimbus, dem ich – ohne Zweifel – meine vorzüglichen Examensnoten verdanke.

Im Herbst 1889 stieg nun mein Verwaltungsexamen (Cameralexamen) in Giessen; und ich hatte wie immer Glück; zum Beispiel in der Landwirtschaft: Beim Mittagessen im Prinz Karl sass zufällig ein Grossagrarier aus dem Vogelsberg neben mir; er erzählte von den neumodischen Dreschmaschinen; Dreschmaschinen! Im Odenwald drusch man noch mit dem Dreschflegel, auf dem Boden der Scheune; und der Tick-Tack-Tock-Klang dieser Flegelei liegt mir noch heute in den Ohren. Ja, – Dreschmaschinen! Der Gastwirt holte mir sein Konservationslexikon Brockhaus herbei; ich studierte während des Essens und beim Essen; und der Grossagrarier half mir dabei. Und siehe da! Die schriftliche Examensfrage, um 2 Uhr danach, war: „Was wissen Sie von den Dreschmaschinen?“ Auch in den anderen Sparten hatte ich grosses Glück: keine Note geringer als II in Juristerei und Nationalökonomie und selbst verständlich eine I im Forstfach, das hier, als Nebenfach, mitgeprüft wurde.

Mein kranker Vater war inzwischen nach Darmstadt verbracht worden; er musste noch immer fest im Bett liegen; er hatte einen Diener namens Joseph engagiert, den Tante Anne weggejagt hatte; und die Einstellung eines von ihr weggejagten Dieners bei meinem Vater nahm sie äusserst krumm: Sie kam wochenlang nicht mehr ins Haus, um nach dem Kranken Bruder zu sehen.

Eines Tages, als ich mich in Darmstadt vom bestandenen Examen erholte, kam ein Telegramm an Vater an: „Ihr Sohn Max ist schwer erkrankt; sofort kommen. (Unterschrift) Infanterieregiment 117.“ Wir mussten die Sache dem Vater zunächst verschweigen, um den Kranken nicht aufzuregen; ich wurde von Mutter nach Mainz geschickt; Lisa Strecker, die gute, empfing mich am Bahnhof und erzählte, Max sei am Morgen wie tot, oder scheintot in seinem Bett von seinem Burschen, der ihn wecken wollte, gefunden worden. Meine Angst, Bruder Leichtfuss hätte sich das Leben selbst genommen, war vorbei. Im Lazarett erfuhren wir, dass ein Einjähriger Arzt gerade gebeten habe, eine Blutuntersuchung machen zu dürfen. Und das Ergebnis dieser Untersuchung war: Kohlengasvergiftung! Nach kurzer Zeit war Max wieder wach geworden; die Herztätigkeit hatte wieder eingesetzt, und er war gerettet. Hätte ihn der Oberstabsarzt allein behandelt, Max wäre damals lebendig begraben worden! Max erinnerte sich, dass sein eiserner Ofen nicht dicht war, dass er ihn stark beheizt hatte und sonst nichts. Ich hätte auf die Knie sinken mögen – eine im Lazarett wohl seltene Operation – um dem Herrgott zu danken; und dem Einjährigen Arzt auch.

Und nun ging‘s in Giessen mit allen Kräften auf das Hauptexamen in der Forstwissenschaft los; ich glaube, ich arbeitete Tag und Nacht, und die Spaziergänge waren auf die Exkursionen beschränkt, die ich mit den Forstprofessoren Hess

und Wimmenauer machte. Meine Klasse fertigte, mit letzterem, einen sogenannten Wirtschaftsplan für einen Gemeindewald bei Giessen an, das nahm alle meine Samstag-Nachmittage in Anspruch: jedesmal, vor der Bahnrückfahrt, sassen wir mit Wimmenauer in einer kleinen Dorfwirtschaft, und da ging's hoch her: Wir spielten das trinkfeste Hausschlüsselspiel: Ein Hausschlüssel wird um einen Nagel in der Mitte des Tisches geschwungen; der Student, vor dem er bei der ersten Rotation anhält, muss sein Bierglas austrinken; der Student, bei dem der Schlüssel bei der nächsten Rotation stehen bleibt, muss das Bier bezahlen. Der Erfolg des Spieles ist, im Lauf von zwei Stunden, eine vergnügliche allgemeine Völlerei. Auch der gute Professor Wimmenauer musste zuweilen büssen und wackelnd nach Hause gehen. Da er mir gegenüber wohnte, hatte ich den Vorzug ihn in solchen Fällen nach Hause begleiten zu dürfen.

Im Offenbacher Stadtwald war – im Sommer 1890 – eine schwere Seuche ausgebrochen. Die Buchenwälder wurden von der Raupe eines Schmetterlings, des grossen Schwammspinners, vollkommen entblättert. Mein Hauptprofessor Richard Hess, war, wie ich wohl schon erzählt habe, Spezialist in Forstinsekten. Und so kam es, dass ich in seinem Auftrag verschiedene Sonntags-Exkursionen in den Offenbacher Stadtwald machte. Aber – die Exkursion war nur ein Vorwand. Ich selber war ein Schmetterling, und die Blüte, die ich umflog, war meine, von Jugend an, neben allen Jünglingsschwärmereien, heissgeliebte Agathe d'Orville. Ich war glückselig, wenn sie mich an der Eisenbahn abholt, oder mir nachwinkte. Das war eine ganz andere Zuneigung als die zu den Lindenfelser Flammen, den Riesse-Mädels, der Fanny Bader, der Karoline Kröll und als die zu Dolly Sutor u. a. m. Meist konnte ich in Offenbach an den grossen sonntäglichen Familien-Dinners teilnehmen. Himmel, was waren das, bei Onkel Karla Krafft in der Schlossgasse Nr. 27, für üppige Tafeleien! Onkel Karlo, 300 Pfund schwer, präsidierte, mit einer Riesen-Serviette vor der Brust und er tranchierte die Riesenbraten von Roastbeef mit einer Freigebigkeit herunter, die bei uns Schencks nur bei den weihnachtlichen Kalbsbraten zu finden war. Die Tafelmesser waren dieselben riesigen, silberbeknauften Messer, die ich jetzt, aus der Erbschaft von Melly Krafft, hier in Lindenfels besitze. Nach Tisch gab es Kaffee im Salon – und ich erinnere mich noch gut an die Geschicklichkeit, mit der Tante Elisabeth Krafft, aus der Löwenruh, die an Kleptomanie litt, die Zuckerstücke heimlich in ihr Taschentuch wandern liess, zu unserer aller Ergötzen. Bei schlechtem Wetter wurden dann, am grossen Tisch, Gesellschaftsspiele gespielt, und ich richtete es natürlich so ein, dass ich neben meiner geliebten Agathe zu sitzen kam. Aber – eines schönen oder hässlichen Sonntags, da kam das entsetzliche Ende: Da merkte ich,

dass mein Bruder August, damals Referendar in Offenbach und bei Tante Caroline d'Orville im Erdgeschoss wohnend, unterm Tisch mit Agathe Hand in Hand sass; und nachher erzählte er mir, er habe sich mit Agathe verlobt, als sie ihn in seinem Schmerz über seine eigene zurückgegangene Verlobung mit Alice Cramer in seinem eigenen Zimmer trösten wollte, als sie ihm – wie er sagte – „die Würmer ans der Nase herauszog" und sich anbot, ihm die davongelaufene Alice zu ersetzen. Ich weiss noch, wie heftig ich damals weinte, weinte, auch als ich die Geschichte späterhin meiner Mutter erzählte. Aber August war natürlich ein anderer Kerl als ich; er war schön, klug, witzig, unterhaltend und er war erwachsen genug, um an eine Heirat mit einer damals 18-jährigen zu denken. Kein Wunder, dass Agathe den glänzenden älteren Bruder mir armem, aussichtslosen Studenten vorzog! Aber nun, nachdem all dies vorbei war, arbeitete ich mit verdreifachter Energie für's Universitätsexamen in Giessen. Meine alte Darmstädter Tischgenossen, Hugo v. Leonhardi, Adalbert von Starck, Leopold von Werner, hatten Giessen längst verlassen; nur Bernhard Rieger (Bruder von Else Merck, Schwager von Menes Merck) kam nach Giessen, um sein Examen dort zu machen, nachdem er in der Carriere als Ulanen-Offizier an seiner Kurzsichtigkeit gescheitert war: Hatte er es doch fertig gebracht, als er mit einer Meldung zum kommandierenden General heranritt, beim Sprung über eine Hecke seinen Zwicker zu verlieren – und daraufhin ohne Zwicker den General nicht mehr zu erkennen oder zu finden! Dass ich späterhin mit Bernhard Rieger sehr intim – vielmehr so als es meine Arbeit in Giessen erlaubt haben würde – befreundet war, davon werde ich späterhin allerlei Trauriges und Lustiges zu erzählen haben. Meine einzige Unterhaltung war das Hämmern auf dem alten Schenckischen Klaviezimbel, das ich der guten Tante Else verdankte. Meine besten Stücke waren die „Melodien" von Rubinstein, die mein verstorbener Bruder Carlo mir und uns des öfteren vorexerziert hatte, und, in Erinnerung an meine gescheiterte Liebe zu Agathe, das Lied „Verlassen, verlassen bin ich, wie der Stein auf der Strassen, kein Dirndel mag mich", übrigens ein Lied, dessen Worte auch mein lieber Vater oft zitierte, wenn seine Nachkommenschaft mehr mit meiner Mutter als mit ihm sich abgab. Vater war eifersüchtig auf die Mutter, so sehr, dass wir Kinder unsere Briefe nur selten an die Mutter allein richten konnten; sie mussten entweder an den Vater oder die Eltern adressiert sein. Ach, mein lieber Vater! Er war so liebesbedürftig; aber er verstand es so schlecht, sich Liebe zu gewinnen; ich darf beinahe sagen: Er machte es seinen Kindern schwer, ihn wirklich lieb zu haben. Und doch – was wäre aus uns Buben geworden, wenn er so nachgiebig gewesen wäre, wie unsere goldige Mutter, die alles entschuldigte, was wir oder irgend ein anderer tat oder nicht tat! Da war die Familie

des Justizrats Lotheisen: Der Vater verzog und verwöhnte seine Söhne, – und wir beneideten sie: Aber was ist aus ihnen geworden! Gottseidank, dass sich die Strenge meines Vaters mit der Milde meiner Mutter paarten!

Übrigens ging es meinem Vater damals finanziell wieder gut, so dass er zwei studierende und zwei offizierende Söhne durchhalten konnte. Ja, er unterstützte den Bruder Max, Avantagör bei den 117ern, mit 200 RM je Monat, so dass dieser besser gestellt war, als irgend einer seiner Kommilitonen. Im Gegensatz zu Bruder August hatte ich niemals irgend eine finanzielle Alterkation mit dem Vater; denn ich kam seinem Wunsch nach und führte genau Buch über meine Ausgaben; und der Vater nahm es gar nicht übel, wenn darunter beispielsweise ein Skatverlust von 1.75 RM gebucht war. Er erlaubte mir auch, weil ich in den Ferien weder in Lindenfels noch in Darmstadt arbeiten konnte, im untersten Stockwerk unseres Gegenüber-Hauses, bei Frau von Klipstein, ein Einzelzimmer, in dem ich ungestört arbeiten konnte, gegen 15 RM monatlich zu mieten. Nein, unser Vater war niemals karg, wenn ihm der Zweck meiner Ausgaben klar gemacht werden konnte. Meine Brüder waren bei diesen Zweck-Schilderungen zweifelsohne weniger glücklich als ich.

Die Sommermonate über fungierte ich, wie in den Vorjahren, als Assistent bei Sir Dietrich Brandis und seinen „beefs“, wie wir Darmstädter die reisenden Engländer zu bezeichnen pflegten; und mein Bruder August taufte mich „Buffalo Bill“, weil ich, wie dieser mein Prototyp, mit meinem Gefolge in allen möglichen Städtchen des deutschen Vaterlands Gast- oder Zirkusvorstellungen gab.

Zur Jagd hatte ich im Jahre 1890 weder Gelegenheit noch Zeit; nur die grossen Studenten-Treibjagden hab‘ ich mitgemacht, die mein Forstprofessor Hess auf seinem kleinen Nusseker Jagdgebiet bei Giessen veranstaltete. Nach Bruder Carlos Tod war ich in den Besitz einer famosen Hahnen-Doppelflinte Kaliber 12 gekommen, die ich noch heute besitze. Hahnenlose Flinten gab es damals noch nicht.

So tat ich denn im Jahre 1890 nur Eines: Ich ochste für mein Giessener Haupt-Examen im Forstfach, das dann endlich – nach 10 Semestern – im Februar 1891 in Giessen stieg.

Ich weiss nicht mehr, was meine schriftlichen Examens-Aufgaben in den verschiedenen Sparten waren; ich weiss nur, dass ich in allen Arbeiten eine glatte 1 erzielte; und dass mich meine Kon-Examinanten von diesen Tagen an in ihre Herzen geschlossen haben: Denn ich war so freigebig mit meinen Kenntnissen, dass ich verschiedenen Jünglingen, ohne mich zu entblössen, eine Menge davon zu Examensarbeitszwecken abgeben konnte.

Einen Examenstrick will ich hier verraten: Ich benutzte immer das beste und eleganteste und schönste Schreibpapier zu meinen Arbeiten; und ich schrieb darauf so kalligraphisch, wie ich‘s irgend konnte. S‘ist mit den Examensarbeiten wie mit den Büchern: Ein gutes Buch muss auch schön gedruckt sein.

Zum mündlichen Examen, das öffentlich bei festlicher Beleuchtung in der Aula der Universität vor sich ging, und zu dem die Studenten im Frack erscheinen mussten – der Frack sollte tadellos gearbeitet sein – war ich gut vorbereitet; ich glaube, ich hatte niemals Examensängste IM Examen; wenn ich auch wohl welche VOR dem Examen gehabt haben mag. Dazu trug meine Erkenntnis bei, dass auch die Herren Examinatoren nicht alles wissen; so hatte ich u. a. mit freudigem Entsetzen entdeckt, dass mein zweiter Forstprofessor Wimmenauer die Unterscheidungsmerkmale von deutscher Traubeneiche und deutscher Stieleiche nicht kannte; und das, was ich auf meinen Reisen mit Sir D. Brandis gesehen und gelernt hatte, ging über die Kenntnisse meiner Examinatoren weit und unnachprüfbar hinaus. Dazu kam eine Tatsache: Mein Gedächtnis ist eigentümlich organisiert: ich kann Details und ich kann Zahlen für ein paar Tage gut behalten, so konnte ich denn unter anderem meinem Hauptexaminator „Geheimerat“ Hess, als er mir nicht glauben wollte, dass der Eichenprozessionsspinner in Ober-Ungarn grosse Verheerungen angerichtet habe, allerergebenst darauf hinweisen, dass er auf Seite 75 seines eigenen Buches „Der Forstschutz“ davon erzählt habe. Was geschah? Hess erhob sich, ging in‘s eigene Professorenzimmer, kam mit dem Buch in der Hand strahlend vor Freude zurück und sagte: „Der Herr Candidat hat recht!“ Zum Schlusse dieser Sitzung wurde urbi et orbi von der Prüfungskommission verkündet, dass ihr ein so gleichmässig vorzügliches Examen wie das meine bislang noch nicht vorgekommen sei. Meine 10 Semester – statt der vorgeschriebenen 6 Semester – hatten sich gelohnt, – auch die verbummelten hatten sich gelohnt: Denn ohne sie hätte ich niemals englisch zu radebrechen gelernt; und ohne Englisch wäre ich niemals Assistent bei Sir Dietrich geworden; und – späterhin – ohne Sir Dietrich wäre ich niemals nach Amerika gekommen.

Es lebe der Bummel und die Bummelei! Und nun, – nach dem Universitätsexamen – begann die Bummelei auf‘s neue: Ich wurde Forstreferendar und musste als solcher zunächst in Darmstadt im Hessischen Finanzministerium, Abteilung für Forst- und Domänenverwaltung, sechs Monate lang „arbeiten“. Da wurde man in die Geheimnisse der dortigen „Buchhaltung“ und „Registratur“, also in das Akten-Repositorium, eingeweiht; das nahm ganze zwei Tage in Anspruch, wenn ich mich recht erinnere; und man sah zu, wie auf dem „Forstvermessungsbüro“, dem ein Herr

Wimmenauer vorstand, Landkarten aller Art angelegt wurden. Der Herr Vorstand kam montags mit der Feststellung herein: „Ich weiss nicht, diese Woche habe ich gar keinen Drang nach Arbeit“; um 10 Uhr las er die offizielle Darmstädter Zeitung; und daraufhin beschäftigte er sich mit dem mitgebrachten Frühstück; Punkt 12 Uhr verliess er das Lokal. Mit Urlaub und insb. mit Jagdurlaub war er sehr freigebig; und, da mein Onkel Fritz Schenck als Geheimerat ein Mitglied der vorgesetzten Behörde war, da der Finanzminister August Weber ein Freund und täglicher Casino-Genosse meines Vaters war, war ich bei Wimmenauer sehr gut angeschrieben. Die Eltern wohnten den ganzen Sommer über in Lindenfels; ich war Herr zweier Zimmer (nach dem Garten zu) im Erdgeschoss des Elternhauses und wurde dort von Frau Holz, Gattin unseres Mansardenmieters, des Casinodieners Holz, fürstlich bedient; ich ass entweder im Bahnhofshotel oder in einer Gartenwirtschaft, gegenüber diesem Bahnhof (dem Hessischen Ludwigsbahnhof seligen Angedenkens) zu Mittag; da gab‘s das beste Bier, rasche Bedienung, und der Restauratör des Bahnhofshotels war sozusagen ein Freund der Familie geworden: Denn dort, im Zimmer Nr. 8, pflegte Bubi Bopp aus Wien (wo sein Vater und später er selbst der Generaldirektor der grössten englischen Lebensversicherungsgesellschaft (Grasham) war) abzusteigen; Bubi war Jugendfreund meines Bruders August, wie sein Vater Jugendfreund meines Vaters war; Bubi war Cavalier bester Sorte, vorzüglich gekleidet, durch seine englische Mutter auch englisch erzogen, – und er war ein brillianter Gesellschafter, voll von Witz und Schnack und geistesgegenwärtigen Bemerkungen. Davon ein Beispiel: Bubi fuhr und fuhr wie immer Ier Klasse nach Frankfurt; dort auf dem Bahnsteig wurde gerade ein Telegramm ausgerufen: „Telegramm für Graf Eggloffstein!!“ und da Bubi wie ein Graf aussah, wurde es ihm hingehalten. „Nein“ sagte Bubi – „ein anderer Graf.“ Also – um den Faden nicht zu verlieren, Bubi war, wenn er in Darmstadt als Einjähriger oder späterhin als Reserveleutnant der Weissen Dragoner wohnte, stets im Zimmer Nr. 8 des Niemannschen Bahnhofshotels zu finden; und – wenn unsere Zeche dort alsemal hoch war, schrien wir: „Herr Niemann, alles auf Nr. 8!“ Und Herr Niemann lieferte auch das Bier – vorzügliches Münchener Löwenbräu –, das wir bei Georg Merck (Rheinstraße No. 15, Villa Merck) konsumierten und das der treue Merck-sche Diener Konrad in grossen Schoppenkrügen in einem 8 Krüge fassenden Gestell dort holen musste. Also, Herr Niemann war sozusagen Familienfreund – und so kam es, dass ich dort oft zu Mittag ass, wenn ich ohne Eltern in Darmstadt wohnte.

Die Wochenenden brachte ich regelmässig in Lindenfels zu; damals fuhren wir oft mit der Odenwaldbahn und mit dem Reichelsheimer Lische, d. h. mit der Chausseebahn Reinheim-Reichelsheim der Süddeutschen Eisenbahngesellschaft

nach Lindenfels. Das war rascher und bequemer als Fahrt und Weg über Bensheim; und die Eisenbahn nach Fürth existierte noch nicht. Auf dem „Lischen“ ging‘s langsam aber hoch her: Wenn wir Jünglinge dem Lokomotivführer eine Flasche Bier bezahlten, hielt er auf den Stationen an, in deren Nähe eine Wirtschaft war; gerade lange genug, um eine Flasche Bier mit uns zu trinken.

Über allem Schnack habe ich ein wichtiges Erlebnis zu erzählen vergessen: Anno 1890 tagte die allgemeine deutsche Forstversammlung, bei der sich alle Koryphäen der deutschen Forstwissenschaft und Forstwirtschaft alljährlich ein Rendez-vous gaben, ausgerechnet in Darmstadt. Ich erinnere mich noch gut an die damit erstmalig verbundene Ausstellung von verlegbaren Waldeisenbahnen und von Holzfällemaschinen. Aber am besten ist mir eine der Exkursionen in den Ysenburger Wald in Erinnerung, bei der Forstrat Reiss, selbstverständlich auch eine alte Familienbekanntschaft, die Führung hatte. Dort, an der Stelle, wo sich heute ein grosser Sportplatz befindet, hatte der Professor und Forstmeister Borggreve – eine damals führende Persönlichkeit – in einem etwa 40-jährigen Kiefernstangenholz eine sogenannte „Plenterdurchforstung“ angelegt, bei der 1/7 der Stämme, und zwar die stärksten und besten Stämme, herausgehauen werden, und dabei 1/3 der vorhandenen Holzmasse entfernt wird. Nach Borggreve kann man eine derartige Durchforstung alle 10 Jahre repetieren und in aller Ewigkeit fortsetzen. Die Theorie Borggreves widersprach allen bisherigen Erfahrungen und Lehrmeinungen; bislang hatten die Durchforstungen überall die schwächsten und armseligsten Stämme herausgenommen. Kein Wunder, dass an Ort und Stelle, gelegentlich des Versuchs der versammelten Forstleute, eine lange und heftige Diskussion entstand, an der sich berühmte Leute wie Dankelmann, Judeich, und insbesondere mein Giessener Lehrmeister Prof. Hess dem Herrn Borggreve, dem Catilina der deutschen Forstwissenschaft; entgegen stellten. Wirklich, es war ein Kampf Aller gegen Einen und dieser Eine, Borggreve, verteidigte sich wie ein alter Eber gegen eine Meute von Sauhunden, – mit bissigen Bemerkungen, die bald den einen, bald den anderen Angreifer zum Gaudium der Zuhörer niederstreckten. „Mein lieber Herr Borggreve“, sagte Herr Hess beschwichtigend; „Ihre Liebe ist man so-so“, erwiderte Herr Borggreve achselzuckend. Als die wilde Debatte endete, rief Herr Ministerialrat Muhl aus Darmstadt (den ich durch Brandis gut kannte) als Vorsitzender bedauernd aus: „Das war die interessanteste Debatte aller Sitzungen; wie schade, dass wir gerade hier und diesmal keinen Kunststenographen zur Aufnahme der Debatte dabei hatten!“ Da trat ein unansehnlicher Jüngling aus dem Gremium der Hochgelehrten hervor, bot Herrn Muhl sein Notizbuch an und sagte bescheiden: „Hier habe ich

die Debatte, so gut ich konnte, nachstenographiert, weil auch ich sie so faszinierend fand.“ Muhl hob den Jüngling freudestrahlend vor versammeltem Publikum in die Höhe: „Famos, Herr Schenck, bitte schreiben Sie mir das in‘s Reine und schreiben Sie einen kleinen Aufsatz darüber für die Allgemeine deutsche Forst und Jagdzeitung.“ Also – ich selbst war der stenographierende Jüngling gewesen; meine Stenographie hat mir beim Erklimmen der ersten Stufe auf der Leiter meiner Carriere geholfen; ich verdiente; mit meinem Zeitungsartikel, meine ersten 50 Mark; und das grosse Publikum wurde zum ersten Male auf meine Existenz aufmerksam gemacht. All das verdanke ich nur der Stenographie: und seit diesem Tag suche ich alle meine Schüler und jungen Freunde auf die Wichtigkeit des Stenographieren-Könnens im GANZEN Leben hinzuweisen. Tausende von Malen hat mir die Stenographie im späteren Leben gute Dienste geleistet; und ich benutze sie noch heute zur Führung eines kurzen Tagebuchs oder beim Entwerfen wichtiger Briefe oder beim Niederschreiben der Disposition eines forstlichen Aufsatzes. Dass meine Kenntnisse nicht von der Schule, sondern vom Nachschreiben langweiliger Giessener Professorenreden – ich wäre sonst zuweilen wie die anderen Studenten eingeschlafen – herrühren, habe ich wohl schon erzählt. Ein Hoch der Stenographie, sei es die von Gabelsberger oder die von Stoltze! Übrigens gestattete uns Buben auch einer unserer Gymnasiallehrer – Ferdinand Bender – unsere deutschen Aufsätze stenographiert abzuliefern.

Statt die sommerlichen Ereignisse des Jahres 1891 zu schildern, will ich sie durch ein paar Briefe illustrieren, deren Originale sich in der Hinterlassenschaft m. l. Vaters fanden:

Darmstadt, am 20. VI. 1891

Liebe Eltern:

Es traf sich sehr unglücklich, dass mich Sir Dietrich Brandis genau für die Tage abrief, an denen Ihr hier in Darmstadt wart; das tut mir um so mehr leid, als ich auch an den kommenden Sonntagen auf Lindenfels verzichten muss, da ich mich bis zum 1ten August mit aller Energie auf‘s Englische werfen muss. Das kann ich um so leichter, als ich (als Referendar) auf dem forstl. Vermessungsbüro beschäftigt werde, wo gar nichts zu tun sein soll; aber daran halten muss ich mich jedenfalls. Sir Dietrich Brandis war diesmal ganz beson-

ders liebenswürdig; sein Assistent (also ich selbst) ist vollkommen unabhängig und kann tun und lassen, was er will; und Brandis ist ein so interessanter Mann, wie ich sonst kaum einen kenne. Sehr leid tut es mir, dass ich am 1ten Oktober als Einjährig-Freiwilliger zum Militär muss und darum den Schluss der Brandis-Reise (sie währt bis Anfang November) nicht mitmachen kann. Eurem Wunsch; nochmals zu Dr. Eigenbrodt (unserem Hausarzt, der meine Lunge andauernd untersuchte) zu gehen, will ich sofort nachkommen. Es geht mir aber eben sehr gut, da ich wieder was zu thun habe. – Bezüglich der ENGLISCHEN Stunden werde ich Frl. Texter angehen; sie ist jedenfalls diejenige, die Einem etwas einem Minimum von Zeit einpfropfen kann: ausserdem gibt es bei ihr gratis Causerien mit den ladies (Pensionärinnen im Pensionat von Anna Textor), was auch seine Vorzüge haben soll. Die Hauptsache wird allerdings erst der Verkehr mit den Indianern (engl.-ind. Studenten) ergeben. – Die Reitstunden, die ich als Vorspiel zur Artilleristerei jetzt nehmen wollte, werde ich aufgeben. Es giebt ja auch Rekruten genug, die am 1ten Oktober zum ersten Mal auf einem Klepper sitzen, und alle Rippen bricht man ja nur selten; und ich möchte meinem Vater nicht noch mehr Geld kosten. Ich danke Dir sehr für die 100 Mark für das bunte (Forstreferendar-) Kostüm, welche mir August einhändigte. – Ich werde auf der Reise mit Brandis gerade so viel sparen können (täglich 3 Mark) als die englischen Stunden jetzt kosten. Ich besitze jetzt noch baar 31 Mark, muss aber Tante Else noch 100 Mark einhändigen, die ich für ihr (von mir in Giessen verkauftes) Klavier erhielt, aber in Giessen noch verbrauchte. Tante Else ist Gottseidank eine geduldige Gläubigerin. Ferner liess ich mir bei Hambach (unser Schuhmacher, Casinostrasse 17, Hinterhaus) ein Paar Stiefel für 14 Mark machen. – Über die in Giessen während meines Examens und bei meiner letzten Anwesenheit verbrauchte Summe von etwa 290 Mark habe ich genau Buch geführt: es war dies mehr als mein Voranschlag ansetzte. Dafür hab‘ ich das angenehme, bei Ex-Studenten wohl seltene Gefühl, keine Universitätsschulden mehr zu haben. Die Summe ist an sich gewiss hoch; und doch sind es gewiss nur wenige Punkte, die ich hätte vermeiden können. Übrigens stecken Frau von Klipsteins (wo ich ein Studierzimmer hatte) etliche 20 M. vom vorigen Semester, ein neuer Hut und dasjenige darin, was ich in Darmstadt dieser Tage brauchte. Die Gepäckbeförderung allein macht 15 M., Frau Ehmke (Giessener Wohnung) 65 M., Hotel Prinz Carl (Giessener Mittagessen) 60 M., Forstdiener- und Hausmeistergebühren der Examinanden 15 M., dazu 4 Reisen auf der Route Giessen –

Darmstadt etc. – é. –. Von Manno erhielt ich ein paar sehr liebe Zeilen (wohl Gratulation zum Examen?); er ist entschieden der beste von uns vieren. Zu Ministerialrat Muhl (Oberster Forstmann in Hessen) und zu Weber (Finanzminister, dem die hess. Forstwirtschaft unterstand, Freund m. l. Vaters) zu gehen hatte ich keine Zeit, da mich Brandis den ganzen Sonntag gefangen hielt. Mit Muhl und Wilbrand (damals Oberforstrat in Darmstadt) steht Brandis in Verbindung. Ersteren werde ich in dessen Auftrag dieser Tage besuchen müssen. – Dass sich meine Vereidigung auf den Hessischen Staatsdienst (Grossherzog) um 14 Tage verschob, war mir, wie die Umstände zu liegen kamen, sehr angenehm; hessischer Oberförster will ich ja doch nicht werden. Ganz besonders liebenswürdig war der alte Forstinspektor Joseph in Eberstadt gegen mich, mit dem Brandis und ich sehr viel zusammen waren: S' ist was Schönes auch um so ein Leben, in welchem der Oberförster seinen Gaul selbst putzt und schirrt und die 65-jährige Frau auch ohne Magd auskommt. Dabei besitzt Joseph Sammlungen, die einzig in ihrer Art sind, und er hat Interesse für alles.

Adieu! Grüsse an die Kleinen (Olga und Lilli) Euer treuer Sohn

Alwin

Bei Joseph in Eberstadt studierten wir (Brandis und seine Leute) den sogenannten Waldfeldbau, ein Verjüngungssystem bei dem, nach Kahlschlag der alten Kiefern, der Boden tief umgegraben und ein oder zwei Jahre lang mit Kartoffeln bepflanzt wird; zwischen den Kartoffelreihen werden die jungen Kiefern-Sämlinge angepflanzt: Das ist ein System, das eine gewisse Ähnlichkeit hat mit der in Burma beliebten Anzucht von Teak-Pflanzen im Dschungel der Bambusdickichte.

Dass auch ich einmal – wie meine Brüder des öfteren – meinem lieben Vater unkindlich und unrichtig entgegentrat, ergiebt sich aus folgendem Brief, den ich, damals auf der Reise mit Dr. Brandis, aus Frankfurt schrieb, wo wir den Frankfurter Stadtwald alljährlich besuchten. Dort hatte Schott von Schottenstein den s. g. Lichtungsbetrieb eingeführt, wobei Eichen oder Kiefern bei Vorhandensein unterständi-

ger Buchen einzeln freigestellt wurden, um im vergrösserten Lichtraum rascher zu wachsen. –

Frankfurt 29/30 Juli 1891 nachts

Mein lieber Vater:

Hab' herzlichen Dank für Deinen versöhnlichen Brief von vorgestern. Siehst Du, ich glaube, gerade ich habe stets in einem besonders herzlichen Verhältnis zu Dir gestanden und Du weisst nicht wie weh es mir tat, dass ich mir durch die neuliche Szene ein Stück Deiner Zuneigung verscherzt haben sollte. Ich bin mir sehr wohl bewusst, dass die Form meines damaligen Auftretens eine in jeder Beziehung pietätlose war. Sie war aber ausserdem eine durchaus unkluge, da ich mir von vorn herein hätte sagen können, dass ich auf diese Art nicht das verbessern würde, was ich ändern wollte. – Du weisst, dass ich mein ganzes junges Leben hindurch mit ganzer Liebe und Dankbarkeit an meinem Vater gehangen habe. Vergiss darüber den einen Tag, an dem ich Liebe und Dankbarkeit ausser acht liess. – Über August Schleiermachers aufmerksame Vetterntreue (der wollte mir eine kleine forstliche Stellung im Privatdienst vermitteln) hab' ich mich sehr gefreut. Schade, dass von vorn herein nichts daraus werden kann; ich weiss zwar nicht, ob ich hinginge, selbst wenn ich es jetzt könnte, und wenn sie mich wirklich wollten. Mein Vater hat mich Gottseidank so viel lernen lassen, dass ich meine Ansprüche etwas höher schrauben kann. Ich ginge so wahnsinnig gern über das grosse Wasser, – wenn ich meiner Mutter nicht das Gegenteil versprochen hätte, nach Bruder Carlos Tod. Mir geht es eben gut; so viel Anstrengung, geistig und körperlich, hab' ich zwar glaube ich noch selten gehabt. Aber schön ist's, und ich wünsche es mir nicht besser. Die „beefs" (engl.-ind. Gefolgschaft) haben mich scheinbar sehr gern, und das ist mir, da ich jünger bin oder doch gleichalt bin und ihnen folglich nicht befehlen kann, doppelt angenehm. Brandis ist ebenfalls sehr nett. Heute war Ausflug nach Giessen, morgen geht's in den Frankfurter Stadtwald, übermorgen nach Aschaffenburg; dann acht Tage in den Hochspessart in Rothenbuch. Ich wäre froh zu hören, wie es dem Manno geht. Ich habe keine Zeit ihm zu schreiben. Dem lieben Mütterlein 1000 Grüsse und Dank für ihre Karte, ebenso an die beiden Mägdelein Olli und Lilli. Gute Nacht!

Dein dankbarer Sohn Alwin

Darmstadt am 19 August 1891 (auf der Durchreise)

Liebe Eltern:

S' ist heute der 19te (Geburtstag des vor zwei Jahren gestorbenen Bruders Carlo), und wenn ich auch sonst wenig Zeit habe, in Gedanken bei Euch zu sein, heute bin ich's doch. Ihr werdet ihm wohl wieder einen Kranz um den Gedenkstein auf dem Kastanienplatz legen, wie wir es an den beiden letzten Geburtstagen taten, an denen wir auf keine andere Weise sagen konnten, dass wir ihn liebt hatten. Ich hatte gedacht, Euch bereits in Darmstadt zu finden und gehofft, auf der Durchreise (mit Sir D. Brandis etc.) nach Seeheim heute 2 Stunden mit Euch zusammen zu sein. Von Onkel Fritzens Besuch in Lindenfels hörte ich heute zu meiner Freude bei Tante Elsen. Bruder August erzählte mir von Bruder Mannos Missgeschick. Ich fürchte, er nimmt es sich mehr als nötig zu Herzen, der arme kleine Soldat. Man darf es ihm ja nicht sagen, aber es ist ein Jammer, dass er unter die Gamaschenknöpfer ging. Ich war (mit Brandis) 4 Tage im Steigerwald und 3 in Bamberg; leider konnte ich die Zeit zu einem Abstecher nach Bayreuth nicht finden. Verzeiht mir, dass ich so furchtbar wenig schreibe; es ist ja nicht meine Art, glaube ich, und Ihr werdet daraus ersehen, wie furchtbar meine Zeit in Anspruch genommen ist. Dabei geht es mir in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Wenn ich irgend kann, komme ich Sonntag Abend nach Darmstadt; versprechen kann ich aber nichts, zumal Brandis nicht wohl ist und ich darum doppelt am Platz sein muss.

Tausend Grüsse Euer treuer Sohn Alwin.

Baden-Baden (Lichtenthal) am 18.IX.1891

Mein lieber Vadding:

Damit Du wenigstens am 19ten (Deinem Geburtstag) ein Lebenszeichen von mir erhieltest, schrieb ich heute früh vor dem Ausmarsch mit den Engländern eine Postkarte an Dich. Ich möchte aber gerade heute etwas mehr von mir hören lassen, wo ich nicht, wie sonst, Dich persönlich meiner treuen Liebe und Dankbarkeit versichern kann. Gott-sei-Dank können wir ja heute etwas

froher in die Zukunft sehen als vor einem Jahr, und ich wünsche Dir von Herzen, dass sie sich sorgenfrei und froh für Dich gestalte. Aber was heisst sorgenfrei, was froh? Es ist ja an sich undenkbar, dass für den, der für so viele zu sorgen hat, ein Jahr ungetrübt und sorgenfrei verliefe. Und darum ist es das Einzige, was ich tun kann und darum gern tue, dass ich Dir verspreche, Dir so viel Freude als möglich, soweit es an mir ist, machen zu wollen. Und Gott erhalt' Dich uns noch lange, damit ich mit den anderen Dir unsere Liebe und Dankbarkeit durch die Tat zeigen kann. – Wir waren auf unserer Tour 4 Tage und Nächte lang in Baden-Baden; ich war zweimal bei Onkel Louis und Tante Adele Lemmé eingeladen, zwar stets in kolossaler Hetze. Er selbst kam zweimal zu mir heraus nach Lichtental, sogar bevor ich nur bei ihnen zu Besuch gewesen war. Ich hatte mir Louis Lemmé aber ganz anders vorgestellt, jedenfalls nicht so wohltuend einfach und „selbstverständlich". Tante Caroline d'Orville und Frl. Steinmetz (Gesellschafterin von Adele Lemmé, früher Erzieherin von Mathilde Metzler und Elise Andreae, Cousinen meiner Mutter) werden Euch das Übrige berichten. Von der Stadt Baden-Baden sah ich nichts, nicht einmal das Innere des Kurhauses, dagegen viel von den Bergen, der entzückenden Landschaft und der Wälder. Man soll nicht auf Reisen gehen, sonst wird man der Heimat überdrüssig. Jetzt sind wir in Herrenwies gelandet, in der wohltuendsten Waldeinsamkeit, Gasthaus Auerhahn. Es ist wunderschön, wunderschön, und ich freue mich jeden Tag, dass ich diese Reise mitmachen kann und konnte. Als richtiger Till Eulenspiegel kränke ich mich nur darum, dass die Reise schon so bald zu Ende geht. Ich weiss nicht, ob ich's übers Herz bringe, schon am 27ten Sept. nach Hause zu fahren; aber klüger wär's wohl. Bis dahin seid Ihr wohl schon wieder in Lindenfels, und so werde ich Euch wohl erst wiedersehen, wenn ich aus der Artilleriekaserne entlassen bin. Ich möchte wissen, ob Ihr morgen zur Hochzeit August Schleiermachers nach Karlsruhe geht. Da ich vermute, dass Ihr das nicht tut, werde ich auch nicht dazu gratutelegraphieren. Karl Locher war vorgestern in Baden übernacht; ich hatte aber keine Zeit, mit ihm zu verkehren, und von Euch wusste er nichts zu berichten. Meinen hohen Vorgesetzten Onkel Fritz Schenck bitte ich herzlich zu grüssen und darauf vorzubereiten, dass ihm (d. h. meiner obersten Darmstädter Forstbehörde) dieser Tage ein Urlaubsgesuch für ein Jahr (mein Militärjahr) zugehen wird. Was macht chère frère Auguste und der kleine Manno? Hat ihn Se. Majestät begnadigt? – Am Montag beginnt die diesjährige grosse deutsche Forstversammlung in Karlsruhe; ich ginge gar zu gerne hin,

um unsere Koryphäen einander beschimpfen zu hören. Wir bleiben bis zum 25ten frühe hier in Herrenwies (Briefe über Bühl erbeten) und gehen dann das Murgtal herauf; am Samstag 26te Sept. sind wir dann in Schönmünzach, von wo aus ich eventuell am Sonntag früh heimkehre. Nun gute Nacht, Vaterlein! Nimm nochmals herzlichste Wünsche von Deinem treuen Sohn

Alwin. 1000 Grüsse an Muttern.

Von Louis und Adele Lemmé habe ich schon des längeren berichtet; sie hatten in dem Leben m. l. Bruders Carlo eine ausschlaggebende Rolle gespielt; Louis war der Neffe von Adeles erstem Gatten und viel jünger als Adele. Er war unglaublich reich geworden, durch ein Quasi-Monopol auf den australischen Wollhandel, hatte ja ein grosses Haus in London, Paris und Antwerpen und eine Villa in Baden-Baden (wo ich ihn kennen lernte; die Tante hatte uns oft aber ohne ihn in Darmstadt besucht) und dort die schönste Fasanen- und Hasenjagd im Rheintal, nahe Rastatt; diese Jagd brachte die Lemmés alljährlich nach Baden-Baden. Tante Adele war in Offenbach mit Tante Caroline aufgewachsen, da ihr Vater (der franz. General d'Albert) und ihre Mutter (Lili Fuchs adoptierte Bernard) in der Napoleonischen und Nach-Napoleonischen Zeit sie, der Sicherheit halber, lieber in Offenbach als in Paris liessen. Das Haus in der Domstrasse 29 in Offenbach, in welchem Tante Caroline und mein Grossvater Gustav Alewyn wohnten, – und Bruder August wohnte – gehörte der Tante Adele Lemmé. Es war von ihrem Vater erbaut worden. Ich weiss noch sehr wohl, wie beschämt ich mir bei den Dinners in der Lemméschen Villa vorkam; der Diener hatte eine viel schönere Livrée an als es meine armselige forstliche Referendaruniform war. Aber Onkel Louis war nett und half meiner Verlegenheit durch eifrige Bewunderung ihrer jagdlichen Zweckmässigkeit. Auf seine Jagd bin ich leider nicht gekommen; dazu hatte ich keine Zeit. Dass auch die weltberühmten Badener Flachrennen den Sportsmann Louis Lemmé im Herbst nach Baden lockten, ist sehr wahrscheinlich; die elegante und vornehme Welt gab sich dort allherbstlich ein Rendez-vous, obwohl die Badener Spielbank, die früher die Rolle von Monte Carlo gespielt hatte, mit der Reichsgründung eingegangen war.

Am 1ten Oktober 1891 wurde ich nun Soldat; all die allgemeine Dienstpflicht war bei uns seit 1871 eingeführt; die Gebildeten, die das Reifezeugnis zur Obersekunda einer höheren Schule erlangt hatten, brauchten als „Einjährig-Freiwillige" nur ein Jahr lang statt der 3 Jahre des „Kommisssoldaten" zu dienen und durften, wenn

sie sich „freiwillig“ meldeten, den Truppenteil aussuchen, bei dem sie ihr Jahr abdienen wollten. Ich habe bereits erzählt, dass meine Militärdienst-Fähigkeit wegen meiner schwachen Lunge im Zweifel stand, und tatsächlich wiess mich der Oberstabsarzt Schäfer zurück, als ich mich bei ihm, dem Artillerie-Arzt, zur Untersuchung einstellte. „Vielleicht nimmt Sie mein Kollege Weichel von den Roten Dragonern an“, meinte Schäfer; aber auch der sagte „nein“; und so war denn meine Hoffnung, in den deutschen staatlichen Forstdienst zu kommen, da sie von der Militärfähigkeit bedingt war, zu Schanden geworden. Aber – Herr Schäfer war ein guter Mann; und er liess sich durch langes Bitten und durch einen Brief meines Vaters dazu herbei, mich für Militärtauglich zu erklären. Ich hatte übrigens auch, wie mein Vater, und wie mein Grossvater Schenck, eine rechtseitige Anlage zu einem Leistenbruch, die Schäfer entdeckte und die ihn veranlasste; mir das Tragen eines s. g. Bruchbandes zu verordnen. Mit diesem fürchterlichen Instrument habe ich mich denn auch daraufhin 33 Jahre lang in Deutschland und im amerikanischen Urwald herumgequält, bis ich mich entschloss, die Bruchanlage durch eine Operation beseitigen zu lassen. Heutzutage ist das eine Kleinigkeit; anno 1891 war die Operation noch nicht möglich oder lebensgefährlich. Himmel, wie froh bin ich, dass ich kein Bruchband mehr zu tragen brauche! Aber im Bewusstsein meiner Leistenschwäche hatte ich, so oft ich beim artilleristischen Geschützdienst die schwere Kanone schleppen half, eine Mordsangst, dass mir der Bruch heraustreten könne. Und der Herrgott hat es gut mit mir gemacht, der mich bei meinen Reit- und Fahrunfällen, insbesondere in Amerika, vor einer Bruch-Katastrophe schützte.

Aber nun mal los und zu dem Grossherzoglich Hessischen Artillerie-Korps, wie sich mein Garde-Regiment schimpfte, dessen Ehren-Chef Prinz Heinrich von Preussen, Bruder des Kaisers und Schwager von Grossherzog Ernst Ludwig war. Die grosse Mehrzahl der Offiziere war adelig; aber Karl Locher hatte dem Regiment als Leutnant angehört – zu dessen unadeliger Zeit – und die Familie Hahn die mit 3 Familienmitgliedern im Regiment stand, war bei dessen 100-Jahrfeier vom Grossherzog geadelt worden, da der Ahnherr der Hahns das Hess. Artilleriekorps begründet hatte. Carlo von Hahn, Oberleutnant, war der Schwiegersohn meines lieben Onkels Fritz Schenck; Heinrich von Hahn, junger Leutnant, war ein guter Freund von Bruder Carlo und von Hugo von Leonhardi; und August von Hahn war Hauptmann in der 3ten Batterie des Regiments, in die ich tatsächlich als Einjährig-Freiwilliger eintrat. Der Wachtmeister hiess Deus, der allmächtige Futtermeister (dem die Pferde unterstanden) war der saugrobe Wenner. Die Batterie war nicht in den Hauptgebäuden, sondern in einer Baracke des Hicklerschen Anwesens, Ecke der

Wilhelm- und Heidelbergerstrasse, einquartiert. Das hatte für uns grosse Vorteile: wir brauchten keine Kasernewachen beim Ein- und Ausgang zu passieren; ausser dem Hauptmann und den Batterieoffizieren kam kein Epaulettenträger jemals in unsere Nähe. Die jüngeren Offiziere von Knarr, von Ricou und von Planitz wussten zum mindesten, wer ich war; der gemütliche Ricou war Freund und Altersgenosse von Bruder August; der ehemalige Planitz war mit Bruder Max auf die Presse gegangen. Damals wer es jedenfalls für den Einjährigen von grösster Wichtigkeit, dass er im Regiment Bekannte oder gar Verwandte hatte: In dieser Beziehung war ich geradezu glänzend versorgt. Unter anderem war mein Freund Wilhelm von Zangen damals Adjutant bei der I. Abtg., der meine Batterie angehörte. Bruder August und Georg Merck waren gerade Reserve-Offiziere des Regiments geworden. Die Eltern meines Hauptmanns wohnten in unserer Casinostrasse. So hatte ich‘s stets gut zu sehr gut bei der Hessischen Artillerie, jedenfalls besser als die 4 anderen Einjährigen, die gleichzeitig mit mir in die 3te Batterie eintraten; einer davon hiess Gerber und war – durch seine Mutter – ein Neffe von Karl Locher, von Beruf Kaufmann im väterlichen Geschäft in Hamburg: auch die 3 übrigen waren Berufs-Kaufleute – was zu ihrer Wertschätzung beim Regiment nicht beitrug –, zwei frische nette Frankfurter und ein Darmstädter Schulkamerad Mannos namens Fleché, der bei seinen Eltern in der Wendelstedtstrasse Nr. 3 oder Nr. 5 wohnte. Die Einjährigen müssen zunächst, bis sie den nötigsten militärischen Strassendrill haben, 6 Wochen lang in der Kaserne wohnen; wir 5 Einjährige hatten, zusammen mit 3 Unteroffizieraspiranten, ein grosses Erdgeschosszimmer inne. Jeder hatte sein eigenes Spint. Aber die Flöhe, die in keiner Kaserne fehlen, hupften von einem Spint und von einem Bett zum anderen: Das war merkwürdig! Denn die Batterie selbst war am 1. Okt. 1891 noch nicht von den Herbstmänovern zurückgekehrt, und ich hatte angenommen, dass auch die Batterie-Flöhe mit den Pferden und Kanonen ins Manöver abgerückt seien. Wir nahmen die Mahlzeiten in der Wirtschaft zur Kanone ein, zusammen mit den anderen 36 Einjährigen der verschiedenen Batterien, einer üblen Kneipe gegenüber dem Hauptgebäude. Meine Kon-Einjährigen hatten bereits eigene Zimmer gemietet, in Kasernen-Nähe; ich selbst musste auf diesen Status aus Sparsamkeitsgründen verzichten, mietete mir aber späterhin gegen 10 Mark monatlich eine fensterlose Mansarde in der Nähe, in der ich mich von einem Dienst zum anderen wenigstens umkleiden und, wo ich vor dem Nach-Hause-Gang in die Kasinostrasse, das vornehme Strassenkostüm des Einjährigen anlegen konnte. Der Einjährige musste – im Gegensatz zu den gewöhnlichen Soldaten – seine ganze Kost und seine ganze Kleidung bezahlen und ausserdem 400 Mark baar an‘s Regiment für ich-weiss-

nicht-was einzahlen. Aber er brauchte bei der Artillerie, im Gegensatz zur Cavallerie, kein eigenes Pferd zu besitzen. Die Kommis-Soldaten, erhielten alle Kleider – ausser Strümpfen –, eine knappe Morgenkost (heissen Kaffee), ein gutes Mittagessen mit jedesmal 125 gr. Fleisch darin und, statt des Abendessens, eine Löhnung von 22 Pfennigen und wöchentlich einen Laib Kommisbrot. Ein gemeiner Soldat war übel daran, wenn er keinen Zuschuss von zu Hause empfing. Die Ärmsten der Armen verdienten sich ein paar mühselige Mark, monatlich, indem sie bei den Einjährigen Dienste taten als „Putzkameraden", d. h. als Burschen die dem Herrn Einjährigen die Kleider und die Stiefel reinigten. Beim Kleider-Reinigen war das Blank-Putzen der Uniforme-Messingknöpfe von besonderer Wichtigkeit. Der Zustand der Kleider und der Stiefel wurde – in der ganzen Batterie – wöchentlich zweimal bei grossen „Kleider-Appells kontrolliert; und wehe dem Soldaten, der dabei schlecht abschnitt! Der Soldat besass 5 Garnituren von Uniformen, von denen die beiden besten niemals aus der „Kammer" herauskamen. Die Batterie-Chefs waren wetteifrig bemüht, ihre Mannschaft sauber gekleidet auftreten zu lassen. Wie beim Offizier so ist beim Soldaten das Äussere und der äussere Wert die Hauptsache.

Mein Putzkamerad war ein armer, aber sehr sauberer „Wackes", das heisst ein gebürtiger Elsässer. Kein Elsässer diente in einem elsässischen Regiment; die „Wakkes" wurden, um sie zu Deutschen zu machen (Elsass-Lothringen war anno 1871 deutsch geworden) auf alle deutschen Regimenter verteilt. Ob das deutsch-machen geglückt ist, darüber ist sich die Weltgeschichte im unklaren geblieben.

Unser Dienst bestand zunächst nur aus Turnen; im Turnen war ich leider zeitlebens eine Null, und auch der Soldatendienst hat an dieser Nulligkeit nichts geändert. Als unsere von uns mit grösstem Interesse erwartete 3te Batterie endlich in ihr Quartier zurückkam, wurde der Dienst ernst: Morgens 5 Uhr heraus aus den Betten und in den Stall, um die Pferde zu putzen und zu füttern. Das Putzen wurde durch die Zahl der „Striche" kontrolliert, die man mittels Kratzer und Bürste aus dem staubigen Fell des Pferdes herauskratzen und hinter dem einzelnen Pferdestand auf dem Stallboden auftragen musste. Um nicht „angeschissen" zu werden, bestach ich gar oft einen alten Pferdeputzer, meinen Nachbarn im Stall, um mir ein paar „Striche" von ihm zu leihen. Das Futter (14 Pf. Hafer je Pferd und Tag) wurde vom Futtermeister nach Gutdünken verteilt und ausgegeben. Vom Einjährigen wurde erwartet, dass er seinem Pferd eine Zulage gab; die Zulage bestand in Geld „das der Futtermeister einsteckte" und nicht in natura. Selbstverständlich, derartige kleine Bestechungen waren gang und gäbe beim Militär; in der Kantine bezahlte der Einjährige die Zeche des Unteroffiziers; zu Weihnachten erhielt Frau Wachtmeister (die

ihren Wunschzettel rechtzeitig vorlegte) ein Geschenk der Einjährigen, allerdings in unserem Falle kein Klavier wie bei den Kollegen einer Kavallerieschwadron, sondern Tafelgeschirr im Werte von etwa 100 Mark. Bestechung in baar gab es nicht; und unser Batterie-Chef, August von Hahn, wachte und sorgte für seine Batterie und deren Rechtschaffenheit und Beschaffenheit wie ein strenger Vater für seine Familie sorgt. Ich kann wohl sagen, dass ein besserer, gerechterer fürsorglicherer Hauptmann nicht denkbar ist, und kein fleissigerer Hauptman; von früh bis spät war er im Dienst, unelegant-enghosig gekleidet, kein guter Reiter, das Zu-Pferdsteigen hatte bei ihm seine Schwierigkeiten; aber wenn es damals Krieg gegeben hätte, und ich hätte mir meinen Kapitän aussuchen dürfen, – ich hätte August von Hahn gewählt.

Unser Rekruten-Offizier war Leutnant von Haacke, ein junger Dachs, jünger jedenfalls als ich, der uns frühmorgens nach dem Stalldienst zur „Instruktionsstunde“ in Empfang nahm. Da gab es, mit Hilfe eines Instruktionsbuchs, ein hochinteressantes Frage- und Antwortspiel:

FRAGE:	Welches ist der erste Stand?
ANTWORT:	Der Soldatenstand.
BEGRÜNDUNG:	Weil der die grössten Pflichten hat
FRAGE:	Was sind die wichtigsten Pflichten des Soldaten?
ANTWORT:	TREUE zum Kaiser; Gehorsam gegen die Vorgesetzten; gutes und rechtliches Verhalten gegen die Kameraden.

Und so ging das auswendig-zu lernende Frage- und Antwortspiel weiter, 100 oder mehr Seiten lang.

Dann kam die Instruktion im Benehmen auf der Strasse – die wir zunächst nicht betreten durften: Das Grüssen der Vorgesetzten! Da ist das Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung zu üben – gegenüber allen Unteroffizieren und Offizieren, und da ist das „Frontmachen“, das heisst das Zur-Seite-Treten und Stramm-Stehen wenn sich naht:

a) ein Mitglied des Grossh. Hauses;

b) der Kommandör des Regiments, der Abteilung oder der Batterie.

Und besonders wichtig ist, dass die Augen dem Begrüssten folgen, als wäre er ein Magnet dafür.

Auf dem Kasernenhof ging‘s dann an die Geschütze. Aufprotzen und Abprotzen; Richt- und Ladeübungen; Aufsitzen und Absitzen, letzteres zur Strafe eines Deliquenten 100mal wiederholt. Das Schwierigste für mich war, aus Angst vor meinem Leistenbruch, das Herumschieben der Geschütze, das Tragen des Lafettenschwanzes oder das Herumwerfen dieses zentnerschweren Anhängsels der Kanone. Dazu kam

das Studium des Aufsatzes, dessen man sich beim Einstellen auf grosse Schiess-Entfernungen bediente.

Und da waren die Reitstunden! Obwohl ich als Anfänger schlechter ritt als meine Mit-Einjährigen, die alle vor ihrem Eintritt Reitstunden genossen hatten und reiten konnten, machte mich der Hauptmann zum Spitzenreiter, auf dem best-aussehenden, aber hart-rückigsten Pferd der Batterie; und ich bin wohl zehnmal zum Gaudi der Kollegen heruntergepurzelt.

Als mir beim Hürdensprung einmal die lose Taschenuhr aus der Hosentasche fiel – die Uhr, die mir mein Patenonkel Georg d'Orville geschenkt hatte – und als mein Pferd so auf die fallende Uhr sprang, dass der Zentralschaft durch das Uhrglas stiess, – da ging diese gute Uhr weiter; und sie geht auch heute noch! Allgemeines Erstaunen der ganzen Batterie!

Das Fussexerzieren nahm aber bei uns mehr Zeit in Anspruch als alle anderen Übungen:

„Langsamer Schritt", dass heisst Schreiten in 4 Takten und zwar so dass man den Körper beim Niedersetzen des gehobenen Beines nach vorn fallen lässt; Parademarsch; Rechts- und Links-Schwenken und dergleichen mehr. Waren wir doch Garde-Regiment und wurden wir doch zu allen möglichen „Paraden" vor Fürstlichkeiten und Generalen, die sich den Deiwel um uns kümmerten, in unserer Gala mit von den goldstrotzenden Helmen wehenden riesigen schwarzen Rosshaar-Helmbüschen vorgestellt. Ich glaube, gut 1/3 tel meiner Dienstzeit wurde mit Parade-Vorbereitungen ausgefüllt; ein anderes 1/3 tel mit Warten auf Irgend-Etwas, meist auf das Eintreffen eines Vorgesetzten oder das Aufstellen zu einem Appell; und der Rest war mit dem eigentlichen militärischen Dienst ausgefüllt. Übrigens, wegen meiner Länge und wohl auch wegen meiner gutaussehenden Uniform, liess mich Hauptmann von Hahn wie zu Pferde, so auch zu Fuss, stets an der sichtbarsten Stelle auftreten: Ich war Flügelmann in der allervordersten Reihe! Das Beste, was mir der Soldatendienst eintrug, sind feste Beine, unermüdlich feste Beine, die mich Jahrelang durch den amerikanischen Urwald und noch heute Stundenlang auf der Jagd herumtragen, ohne zu ermüden.

Nein! Das Beste, was mir die Einjährigenzeit eintrug, ist gute Gesundheit: Seit dem Jahre 1891 macht mir meine Lunge nichts mehr zu schaffen; die Narbe, die ich wohl in der linken Lunge habe, ist dabei ausgeheilt. Auf diese Tatsache konnte ich hinweisen, wenn die Amerikaner mich späterhin über die unsinnige Zwangs-Einrichtung des preussischen Militarismus zur Rede stellten; und – das war noch wichtiger – ich konnte den Zweiflern und Mäkerern erzählen, die deutsche Armee

sei die grossartigste Hochschule der ganzen Welt. Wunderbar, wie die schläfrigen, lahmhirnigen Rekruten darin zu aufgeweckten, frischen Männern wurden! Wunderbar, wie im Laute weniger Monate Sauberkeit, körperliche Gewandtheit, Sprechfähigkeit, „resourcefulness“ darin ausgebildet wurden; und die deutsche Armee war die demokratischste Institution der Welt! Reich und Arm, Vornehm und Gering mussten einer wie der andere den gleichen Drill durchmachen, wenn auch nur für kurze Zeit im Falle der „Avantageure“, der künftigen Berufsoffiziere, oder nur für ein Jahr, im Fall der Einjährig-Freiwilligen. Und wie nützlich ist ein Zusammenkommen ALLER Berufe in ein und derselben Kameradschaft von Jünglingen! Der Gelehrte und der Handarbeiter, der Bauer und der Industriearbeiter, der Grubenarbeiter und der Schornsteinfegergeselle, alle nebeneinander in Reih und Glied! Wahrhaftig! Die deutsche Armee war eine Universitas Universitatum! Das soll ihr nicht vergessen werden! Aber – aktiver Offizier hätte ich niemals werden mögen!

Eine der wichtigen Paraden war die zum sonntäglichen – nicht allsonntäglichen, sondern monatlichen – Kirchgang in der Garnisonskirche; Parade-Uniform; Regimentsmusik geht voran; Regimentsmusik spielt in der Kirche; die Mannschaft schläft sich aus; und der Garnisonspfarrer bezieht seinen Gehalt; mit der Religion hat dies alles nichts zu tun. Gestehen will ich auch, dass das Zusammenleben aller Sorten von Jünglingen – ähnlich wie auf den Universitäten – auch bei der Soldateska gewisse a-moralische Folgen haben kann: unendliche Reihen von Zoten werden erzählt; Geschlechtskrankheiten giebt‘s die Menge; und wirklich, es ging zuweilen widerlich zu, in unseren Stallungen, wenn die „Stallwachen“ einer öffentlichen Dirne das Obersteigen der Kasernenmauer ermöglicht hatte. „Pecatur ultra et intra“ – wie im alten Troja.

Wir Einjährige spielten, jeden Sonntag Nachmittag, in der Behausung eines von uns Fünfen Skat, und tranken dazu eine mehr oder weniger schlechte Bowle; wir gingen ab und zu ins Theater, – nicht besonders gern, aus Furcht vor der Beobachtung durch die dort stets auftretenden und uns beobachtenden (so bildeten wir es uns ein) Herren Offiziere. Ich selbst konnte, nachdem die 6 Kasernenwochen und der damit verbundene Stalldienst vorüber waren, so viel Nachturlaub von Hauptmann von Hahn bekommen, als ich gesellschaftlich benötigte. Dazu gab insb. die Theater-Aufführung des Lustspiels „Der Bürgerkapitain“ (in Frankfurter Mundart) Anlass, das im Wohnhaus der Merck‘schen Fabrik bei Manuel Merck, Bruder von Georg Merck) und seiner Gattin Clara geb. Blankatz vor sich ging. Ich war mit beiden mehr oder weniger intim befreundet; mit Manuel, der damals Darmstädter Stadtverordneter war, machte ich ab und zu, um die Gepflogenheiten der Ur-Darm-

städter kennen zu lernen, in Zivilkleidung abendliche Exkursionen in die Kneipen der Altstadt, – mit dem witzigen Manuel eine höchst possierliche Abendunterhaltung; mit Clara war ich auch befreundet, seit ihrer – erst sehr geheim gehaltenen – Verlobung und ihrem Einzug in die alte Wohnung von Wilhelm Merck, (Mühlstrasse 33, wo späterhin das städtische Schwimmbad stand). Also, Theater! Meine eigene Rolle war klein; es war die eines überheblichen Frankfurter Fähnrichs, der mit einem Mädel – es war Rosel Eigenbrodt – anbendelte und sie sogar einmal küssen musste, eine Aufgabe, die ich zum Bedauern unseres Instruktörs (eines Hofschauspielers) und vielleicht auch zu Rosels Bedauern niemals richtig zu lösen verstand. Der Kuss wollte nicht knallen! Die Umarmung war nicht natürlich genug!

Auch Tennis wurde viel gespielt, und zwar meist im Hof von Tante Anna Merck, Rheinstrasse 43, und meist von älteren Damen der Gesellschaft (Rikel Schenck, Viktoria Becker, Rosel Eigenbrodt u. a. m.) und mir als einzigen Herrn. Der Star, der die Damen dort hinzog, Willy Merck, wollte niemals dazu kommen, aber seine Anziehungskraft war gross; denn Willy war lieb, schön, reich, unabhängig: Damenherz, was willst Du mehr? Willy wohnte im Hause seiner Mutter, Rheinstrasse 43.

Zum 1ten April 1892 erhielt ich, wie es sich gebührt, die Gefreiten-Knöpfe und avancierte zum Geschützführer des ersten Geschützes der Batterie, d. h. ich nahm die Stelle des Geschützführers, ohne die Pferde-Verantwortung des Geschützführers ein. Am Schluss des Jahres (30. Sept. 1892), avancierte ich zum Unteroffizier und bestand das Offiziersexamen, zu dem wir Einjährige durch langwierigen und langweiligen Unterricht vorbereitet worden waren, mit besonderem Glanz. Kein Wunder! Der Examinator – ich will seinen Namen nicht nennen – war mit mir befreundet; und er gab mir die schriftlichen Examensfragen VOR dem Examen, so dass ich mich auf sie aufs beste vorbereiten konnte. Wie hätte ich sonst etwas vom Hufbeschlag des Pferdes gewusst, von der Zahl der Nägel, von der Schwere des Eisens, vom Beschnitt des hornigen Teils des Hufs, von der Nomenklatur der dabei vom Hufschmied verwandten Geräte!

Ich habe zu erwähnen vergessen, dass ich, während des Sommers 1892, besonders viel mit meinem Freund Bernhard Rieger zusammen kam, der damals in Darmstadt den juristischen Akzess begann und ab und zu bei den Roten Dragonern eine Übung als Reserve-Leutnant absolvierte. Bernhard, Bruder von Els Merck, war damals stark in Magda Locher verliebt, so sehr, dass er späterhin um sie anhielt, aber abgewiesen wurde, weil Magda den Grafen Büdingen bei weitem vorzog. Da begab es sich eines Tags, dass Tante Anna mit Magda als Begleiterin nach Karlsbad ins Bad abfuhr, auf der Hessischen Ludwigsbahn abfuhr, wo Bernhard und ich gerade

zu Mittag assen. Nun, wir begleiteten die Damen mit Veilchensträusschen in ihr Abteil, winkten ihnen nach und – assen und tranken daraufhin weiter: Wir hatten den Fahrplan der Eisenbahn vor uns liegen, und wir tranken bei jeder Station, an der der Zug gerade vorbeibrauste, ein Glas Sekt auf das Wohl der Reisenden. Das Ergebnis war, dass Bernhard nach der Station Krotzenburg aus dem Fenster heraus und auf das Glasdach stieg, das sich über den Hauptbahnsteig spannte, um auf den Eisenrahmen des Glasdachs zu lustwandeln. Da brach das Dach plötzlich unter seinen Füssen und vor meinen Augen zusammen; Bernhard verschwand wie in einer Versenkung; ich stürzte die Treppe hinunter um ihn aufzuheben – nach einem etwa 5 m tiefen Fall – und wurde von dem Türschliesser mit den Worten empfangen: „Das Gelbe guckt ihm aus der Stirn heraus." Eine Droschke wurde geholt, und wir stiegen ein (oder wir wurden hineingestiegen), um ins städtische Krankenhaus zu fahren; ich in Uniform ohne Mütze und beinahe so schwer bezecht, wie es Bernhard war. Vom Krankenhaus aus wurde Menes Merck, als Schwager und Agnes Rieger als Schwester des Schwerverletzten (dessen Eltern in Sommer in ihrer Alsbacher Villa wohnten), telefonisch herbeigeholt, und da soll ich angeblich ausgerufen, haben: „Ein Pferd, ein Pferd, ich muss nach Alsbach reiten!" Statt dessen hielt mir Agnes Rieger einen Vortrag, der mich entschieden ernüchterte. Und gottseidank, Bernhard war mit einer schweren Gehirnerschütterung weggekommen. Dass Bernhards und meine Freundschaft durch dieses Erlebnis stark befestigt wurde, ist selbstverständlich. Freundschaften unter Mädchen gedeihen auf dem Boden ihrer Tugenden; Freundschaften der Jünglinge auf dem Boden ihrer Laster.

Georg Merck, der damals aus Amerika zwecks einer 16-wöchigen Übung als Reserveleutnant nach Darmstadt gekommen war, ging damals auch auf Freiersfüssen. Da gab es Exkursionen von Bruder August und Agathe einerseits, Georg Merck und Rikel Schenck andererseits, bei denen es hoch hergegangen sein soll, und die von Clara Merck oder einer sonstigen Ehrendame chaperoniert wurden. Dazu arrangierte Georg, in den sogenannten Krümperwagen unseres Regiments, Ausflüge nach dem Georgenbrunnen im Wildpark oder nach dem Forsthaus Einsiedel bei Darmstadt, zu denen Bernhard und ich als Herrn und Rosel und Magda und Anna Locher jun. und sen., letztere eine Schwester von Karl Locher neben anderen zu gezogen wurden. Nach dem letzten dieser sommerlichen Ausflüge, als bei der Rückfahrt die frierende Rikel Schenck in Georgs schützenden grossen Leutnants-Mantel mit-eingehüllt wurde, musste Georg sich mit Rikel verloben und zwar öffentlich verloben – das verlangte das Dekorum und die durch Anna Locher sen. vertreten öffentliche Meinung, aber vor allem Georgs schwer entzündetes Herz. Am nächsten Tag hielt

er offiziell bei Tante Else um die Hand ihrer Pflegtochter an und brachte sie, als diese zustimmte, in ihrem besten „Sternenkleid“ zu Wilhelm Mercks. „Sternenkleid“, meinte Onkel Wilhelm: „das hat doch hoffentlich nichts mit sterilis zu tun.“

Die Freude war gross: aber ach, die gute, schwer leidende und schmerzgeplagte Tante Else verlor ihr Kind, verlor ihre Freude und Stütze und Pflege, als sie ihre Rikel uneigennützig hergab. Aber was ist Liebe, wenn sie sich nicht durch Opfer und Selbstopferung kund tut?

Meine Militärpflicht erlaubte mir nicht, im Sommer 1892 die übliche Reise mit Sir Dietrich und seinen „beefs“ durch die deutschen Wälder zu machen. Ich glaube, es fand damals keine englische Besuchs-Tournée statt: Dr. Brandis war zu alt geworden, und sein Bruchleiden hatte sich verschlimmert. So musste er denn die Führung an Dr. William Schlich abgeben, den ersten Professor der Forstwissenschaft in England, zu Coopershill, Royal Indian Engineering College, einen geborenen Darmstädter, den Brandis anno 1867 nach Indien mitgenommen hatte, und der dort 10 Jahre lang sein Nachfolger als Inspector General of Indian Forestry gewesen war, aber davon werde ich besser, später erzählen, wenn ich die Zeit meiner Assistentendienste bei Dr. Schlich schildere.

Von forstlicher Tätigkeit, während meines Militärjahrs, konnte keine Rede sein: Gut so! Mein Gehirn hatte bei der Soldateska 12 Monate lang absolute Ruhe, nach dem der Sturm der drei vorhergegangenen Jahre. Mag der Violinkünstler, mag der Chemiker über die Entfremdung von beruflicher Tätigkeit schimpfen, die ihm die Einjährigenzeit bringt! Ich selber blicke auf dieses Jahr mit Freude zurück; nie im Leben bin ich mit geringeren Sorgen um den nächsten Tag ins Bett gestiegen; nie habe ich besser geschlafen; jeder Tag mag seine eigene Plage haben – aber bei der Soldateska ist kein Tag mit den Sorgen um den kommenden vorbelastet. Ein dreifaches Hoch dem Militarismus!

Bruder August hatte (im November 1891) sein Staatsexamen bestanden und war damit Grossherzoglich Hessischer Gerichtsassessor geworden mit der Aussicht, entweder den Rechtsanwaltsberuf des Vaters zu ergreifen und damit sofort unabhängig von dessen finanziellen Unterstützungen zu werden, oder in den Staatsdienst einzutreten, sei es in die richterliche Laufbahn oder in die des Verwaltungsbeamten. August wählte die letztgenannte Carriere, die seinem ganzen Wissen am meisten entsprach.

Immerhin hatte ihm das bestandene Staatsexamen die Courage gegeben, bei Agathes Vormündern um deren Hand offiziell anzuhalten. Das Resultat war zunächst negativ: Kommerzienrat Stroh, – Agathe wohnte damals bei Strohs, den te-

stamentarischen Bestimmungen ihres Vaters gemäss – sowohl als Onkel Carlo Krafft waren entschieden gegen die Verbindung eingenommen; ersterer wohl aus Enttäuschung, denn er hatte gehofft, seinen eigenen Sohn Karl mit Agathe zusammenzubringen; letzter wegen der nahen Blutsverwandtschaft und wegen Agathes körperlicher Schwäche und Jugend. August musste sich verpflichten, zunächst zu warten, und den Briefverkehr mit Agathe einzustellen. Das verhinderte aber nicht, dass die beiden durch Tante Caroline d'Orville und durch meine Eltern sowohl als durch Vermittlung von Freunden im Zusammenhang blieben; und Agathe war felsenfest entschlossen, nicht nachzugeben; auch ihre mütterliche Familie und insb. ihr Onkel Heinrich Nielsen, bei dem Agathe oft und lange zu Besuch war, traten zu guter letzt auf ihre Seite. So konnte Agathe denn bald in Lindenfels, bald mit meiner Mutter in Schwalbach mit uns in nahe Beziehungen treten; ihre damaligen Briefe an Augusts Eltern sind immer an „meine lieben Eltern" adressiert. Agathens Takt brachte es auch fertig, das Missverhältnis zwischen August und seinem (meinem) Vater, das seit Jahren sich versteift hatte, einigermassen auszubügeln. Als die Vormünder sahen, dass sie ihr Spiel verloren hatten – Agathe wurde im Jahre 1894 volljährig – gaben sie endlich nach, und die offizielle Verlobung konnte der beiden konnte vor sich gehen. Bruder August war übrigens im Sommer 1892 auch Leutnant der Reserve beim Darmstädter Artillerie-Regiment geworden, nach einer zusammen mit Georg Merck abgeleisteten Reserve-Übung.

Für mich selbst begann, nach meinem Einjährigen Jahr, eine herrliche Zeit: Ich wurde, auf Anraten von Onkel Fritz Schenck, Forstreferendar auf den Grossh. Hess. Forstamt Dornberg, einem winzigen Nest bei Gross-Gerau, das sich durch drei Dinge auszeichnete: Da war ein Grossherzoglicher Wildpark, mit Dammwild dicht besetzt, und der Grossherzog kam dort jährlich einmal hin, um einen kapitalen Schaufler zu erlegen; auch ein zahmer Wapiti-Hirsch, den ihm sein Schwager, der spätere König Edward VII von England geschenkt hatte, war dort untergebracht. Und da war ein sehr gutes modern eingerichtetes Forstamtsgebäude, mit einem eigenen Grossherzoglichen Gastzimmer, erbaut auf den Ruinen eines alten Schlosses. Und dort amtierte damals – seit kurzem – ein besonders strebsamer Oberförster (Forstmeister würde man ihn heute nennen), einer der seltenen Forstleute, der seinen „Doktor der Philosophie" gemacht und der sich literarisch betätigte, namens Philipp Walther. Er war verheiratet mit einer angeblich reichen Giessener Erbtochter (geborenen Hess, Tabakgeschäft in Giessen) und hatte damals drei wirklich goldige Kinder, zwei Buben von etwa 7 und 8 Jahren und ein reizendes Töchterlein von etwa 4 Jahren, – die Anna, jetzt Frau Professor Zentgraf in Freiburg. Ich hätte keinen

besseren forstlichen Lehrmeister als Dr. Walther finden können, der mich in die Geheimnisse des forstlichen Bürobetriebs sowohl als des Waldbetriebs einweihte und mir dabei alle und jede Freiheit des Handelns gewährte; ich konnte soviel Urlaub haben als ich irgend wollte; und so viel jagen wie ich wollte, sei es auf Einladungsjagden – namentlich mit Karl von Schmittburg (damals Forstassessor) auf dessen Jagd bei Gross-Gerau oder und insbesondere auf den „Hofjagdgebieten", die über das Forstamt Dornberg zerstreut waren. Das Forstamt ist oder war ein sonderbares Forstamt: Denn: es liegt im Ried, einer waldlosen Ackerbau-Gegend, und der Oberförster hatte weit mehr s. g. Kameral-Domänen, also staatliche und grossherzogliche Landgüter und Wiesen zu betreuen (im ganzen 1400 ha) als grossherzogliche Wälder (nur 430 ha) und Gemeindewälder (320 ha). Es war ein Forstamt, auf dem man nicht an Überarbeitung sterben konnte. Und Dr. Walther, fleissig wie er war, hatte Zeit genug, seinen Garten zu bearbeiten, mit seinen Kindern zu spielen, und auf die Jagd zu gehen. Allerdings, viel Zeit ging auf den Landstrassen verloren: Denn unsere an sich kleinen Waldungen lagen weit auseinander: Da war, vor den Toren Darmstadts, der Bezirk Harras, ein Stück Staatswald nahe dem Gehaborner Hof, Hochwald von Kiefern, Fichten, Eichen, Eschen und Buchen auf gutem Boden; da war, SW vom Griesheimer Schiessplatz, das Griesheimer Eichwäldchen – in dessen nächster Nähe sich jetzt das Darmstädter Wasserwerk befindet –, ebenfalls staatlich oder grossherzoglich, junge Dickungen, in denen es von Kaninchen wimmelte und darum, in den sonst jagdlosen Monaten Februar und März, bei Grossherzog Ludwig IV, einem leidenschaftlichen und guten Jäger, besonders beliebt; da war die Knoblochsaue, eine fruchtbare und oft überschwemmte Halbinsel am Rhein (rechtes Rheinufer), ebenfalls Hofjagdrevier, mit uralten knorrigen Eichen weiträumig durchstanden und mit einem Gewirr von Dornengebüsch im Unterholz, ein ideales Revier für Rehwild und heute berühmt wegen der grossen Anzahl seltener Vögel, die dort vorkommen oder nisten. Von diesen Vögeln waren für mich die wilden Enten die interessantesten; und ich erinnere mich, das ich eines Abends dort mit vier Schüssen 20 Enten erlegte, als eine Wolke von Enten um mich herum in den Eichenweld einfiel, wo es Eicheln in Hülle und Fülle für sie gab. Auch meinen ersten Rehbock habe ich nicht etwa bei Lindenfels sondern auf der Knoblochsaue geschossen. Und die Hofjagden auf der Knoblochsaue! Bei einer von ihnen war Prinz Heinrich von Preussen anwesend; der Prinz und der Grossherzog natürlich auf den besten Ständen, ich selbst am verlorenen Posten; Prinz Heinrich war wütend, weil er viel vorbeischoss und weil er, nach jedem Fehlschuss, einen grossen Schluck aus seiner Cognacflasche nahm – was ihn veranlasste, meinen lieben Oberförster vor

versammelter Korona wegen schlechter Jagdleitung auszuschimpfen, in einer Art, wie wir sie in Hessen jedenfalls nicht gewohnt waren. Es mögen damals etwa 40 Rehe, 10 Füchse, 50 Fasanen und sonstiges Getiers zur Strecke gekommen sein. Die Jagdwirtschaft auf der Knoblochsaue war jedenfalls wichtiger als die Forstwirtschaft, die sich mit dem Stichwort „wachsen lassen" begnügen konnte. Ein grosser Teil der Feldgemarkungen, die zwischen unseren Wäldern lagen, war, soweit sie nicht Grossherzogliches Eigentum waren, vom Hofjagdamt hinzugepachtet worden: Und unser Forstamt hatte die Ehre, die grossherzogliche Hoftafel laufend mit Hasen und Fasanen und Feldhühnern, je nach der Jahreszeit, zu versorgen; und ich, als Gehilfe des Oberförsters, war beauftragt, dieser Versorgung Vorschub zu leisten Diesen Befehlen bin ich getreulich nachgekommen. Dabei halfen mir meine Hunde: Ich hatte von Hugo von Leonhardi eine famose junge kurzhaarige deutsche Jagdhündin erstanden, die ich, in Vorahnung von Mannos ehelichen Absichten, Freya taufte; und ich hatte von irgendwoher zwei weibliche hübsche schwarzbraune Teckel bekommen. Kein Wunder, dass meine Hausleute in Gross-Gerau – wo ich am Ausgang der Dornberger Landstrasse ein einfaches Parterrezimmer gemietet hatte – mit meinem Hundezirkus nicht einverstanden waren. So mietete ich denn, unmittelbar vor meinem Seitenfenster, beim Gross-Gerauer Feldschützen einen kleinen Kennel – aber es ist mir nicht mehr erinnerlich, womit ich den Lebensunterhalt meiner Hunde physisch und finanziell bestritt. Die kleine Freya vollbrachte Wunder: erst 6 Monate alt nahm ich sie mit auf eine Eisenbahnfahrt nach Lörzenbach – wo ich wegen meiner damals gepachteten Jagd im Seidenbuch den Oberförster koramieren wollte– und liess sie dort vor dem Forstamtsgebäude warten. Als ich nach einer halben Stunde vors Tor trat, war und blieb Freya verschwunden. Eine Annonce im Darmstädter Tagblatt in Dornberg nutzte nichts; aber – nach 5 Tagen erhielt ich in Dornberg ein Telegramm meines Vaters: „Freya soeben bei uns in Darmstadt angekommen." Wie sich das junge Tier, das zwar oft mit mir in Darmstadt, aber niemals im Odenwald gewesen war, dorthin zurückorientierte, ist mir unerfindlich. Freya wurde ein paar Jahre später, als ich nach Amerika fuhr und als sie mich vergebens längs der Eisenbahnstrecke Darmstadt-Frankfurt gesucht hatte, von einer Lokomotive überfahren, und Bernhard Rieger gab ihr den Gnadenschuss; um sie nicht leiden zu lassen. Auf der Hühnerjagd hatte ich einmal ein entsetzliches Unglück: Ich hatte gerade ein Huhn aus einer Kette herausgeschossen und Freya hatte es gerade apportiert – da schrie es mir von irgendwoher aus einem Rübenacker entgegen: „Mein Auge, mein Auge!" Ein kleines Mädchen hatte – in meiner Schussrichtung – in den Rüben gehockt, und ein feines Schrotkorn war ihr längs der Nase in die Netzhaut des Auges

gekommen. Ich liess sie beim nächsten Arzt (Wolfskehlen) behandeln und war eingermassen getröstet, als er mir versichern konnte, das Unglück werde keine weiteren Folgen haben; und mein guter Vater bezahlte die ärztliche Behandlung sowohl als das Schmerzensgeld von 80 Merk, das der Vater des Mädchens verlangte. Himmel, das war ein Schreck! Die Jagd war mir auf lange Zeit verleidet.

Auf einer anderen Jagd, einer Fasanen-Hofjagd bei Leeheim, wäre ich aber beinahe selbst ums Leben gekommen; Freiherr Max von Heyl, Günstling des Grossherzogs und Gönner der Künste, hatte uns gerade sein neues englisches hahnloses Gewehr gezeigt; selbst der Grossherzog hatte etwas Derartiges damals nicht im Besitz. Als die Jagdgesellschaft, zwischen zwei Fasanentrieben, einer Schneise entlang ging, traf es sich, dass ich unmittelbar hinter Heyl herstampfte und dass –, ja, dass seine hahnenlose Flinte plötzlich losging, und dass mir die Schrotkörner hart am Gesicht vorbei, eines davon in die Hutkrempe flogen. Heyl hatte das wichtigste Jagdgebot versäumt, das Gebot, zwischen den Trieben die Flinte zu entladen; und die hahnenlosen Flinten waren wohl damals noch nicht so gut zu sichern wie heutzutage.

Aber nun genug von der Jägerei, die, während meiner Lehrzeit auf dem Forstamt Dörnberg, gut 2/3 tel meiner angeblich forstlichen Tätigkeit in Anspruch nahm, und in der ich durch die Tatsache begünstigt war, dass der Chef des Hofjagdamts, Ministerialrat Muhl, mir und meiner langen Flinte (Bruder Carlos Flinte) als guter Bekannter meines Vaters besonders gewogen war.

Meinem Lehrmeister Dr. Walther bin ich für 1000 Anregungen und für 10.000 Beurlaubungen dankbar, und seiner lieben Frau für die grossen Butterbrote, mit denen sie mich vormittags beglückte, so oft ich zum Bürodienst angetreten war.

Mein Mittagessen nahm ich damals im ersten Gasthof in Gross-Gerau ein: Dort führte, unter den Tagesgästen, der Amtsrichter Ludwig den Vorsitz, ein Junggeselle, der die schon damals seltene Fähigkeit besass, lateinische oder griechische Tischreden aus dem Stegreif halten zu können. Des Nachts hab‘ ich wohl ebenso oft in Darmstadt wie in Gross-Gerau geschlafen und das um so selbstverständlicher, als sich ja, wie erwähnt, unser Bezirk bis vor die Tore meiner Vaterstadt erstreckte, und als mich mein Lehrmeister mit Spezialaufträgen gerade in diese Wälderchen abzusenden pflegte. Von Darmstadt nach Gross-Gerau-Dornberg und umgekehrt gelangte ich entweder mit der Hessischen Ludwigsbahn oder, wenn ich von Dornberg nach Griesheim zu Fuss gegangen war, mit der Dampfstrassenbahn Griesheim-Darmstadt, dem Vorläufer der jetzt elektrischen Strassenbahn. Mein Hund Freya benutzte diese Strassenbahn gelegentlich ohne Fahrkarte – auch wenn ich nicht mit-

fuhr – so erzählten mir die Schaffner, die mich und meinen Hund natürlich gut kannten.

Dass ich im Winter 1892/93 alle möglichen Bälle in Darmstadt und Groß-Gerau mitmachte, ist selbstverständlich; auch dem Schlittschuhlauf fröhnte ich dort, und hier war es, dass ich Adele Bopp kennen lernte: Merkwürdig! Hunderte von Malen, in meiner Jugend, hatte ich die um 6 Jahre jüngere Adele an mir vorbei durch die Casinostrasse pilgern sehen; und ich weiss noch sehr wohl, dass das Mädel damals immer besonders sauber gekleidet und insb. sauber chaussiert war: Aber der Gedanke, dass sie jemals meine Frau werden könnte, ist mir nicht gekommen. Als ich 20 Jahre alt war, war Adele erst 14 Jahre alt; und ein derartiger Altersunterschied ist, in diesem Lebensstadium, so gross, dass ihn keine Liebelei überspringen kann. Ich kann mich auch nicht entsinnen, dass Adele damals eine Schönheit zu werden versprach.

Liebeleien! Bruder Max hatte damals die fröhliche Elly vom Baur in Wiesbaden – wo sie mit ihrer verwitweten Mutter in der Parkstrasse wohnte – durch Vermittlung des Art.-Leutnants Georgy von Krug eines Darmstädter Bekannten, kennen gelernt und sich auf Anhieb in sie verliebt, und sie in ihn. Nach manchem Hin und Her hatte er um ihre Hand angehalten und die unbedingt notwendige Zustimmung des Grossvaters vom Baur erhalten, eines angeblichen Multimillionärs, der zurückgezogen in Bonn lebte: Denn ein Leutnant konnte die Heiratserlaubnis seines Regimentskommandörs nicht erhalten, wenn er nicht nachweisen konnte, dass eine „Caution“ von mindestens 80.000 Mark zwecks Ausstattung der Ehe zur Verfügung gestellt würde. So brachte Max denn seine Braut, an einem schönen Wintersonntag, von Wiesbaden nach Darmstadt; ich stieg in Gross-Gerau in das Abteil ein, I. Klasse selbstverständlich, in welchem das junge Paar vorbeifuhr, um es zu begleiten; und – ich wurde von Bruder Max, meinem jüngeren Bruder Max, wie ein Rekrut angeschissen, weil ich in meinem forstlichen Referendarkostüm und nicht in einem eleganten Zivil auftrat. Das hab‘ ich ihm nie vergessen! Natürlich, Max wollte mit mir renomieren; und ein Forstreferendar war, in den Augen eines Leutnants, nicht salonfähig. Elly selbst nahm unser aller Herzen im Sturm; Bruder August, mit Agathe verlobt, nannte sie „die neu‘“, das heisst die neue Braut; und diesen Namen hat Elly noch als junge Frau Jahre lang beibehalten. Auf Pfingsten 1893 waren beide Brautpaare in Lindenfels; und der Himmel weiss, wie viele „Brautfahrten“ die beiden lustigen Paare unter guter Chaperonage an den vielen Sonntagen des Jahres 1893 zusammen unternahmen, bald an den Rhein, bald an den Neckar oder den Main! Vive l’amour! Ich wurde dazu nicht eingeladen.

Während der Monate Mai und Juni 1893 war ich beurlaubt: Grosse Reise mit den Englisch-Indischen Forstleuten, jetzt unter Führung von Dr. William Schlich, dem Sohn eines hessischen Pfarrers, der anno 1866 ein ausgezeichnetes Staatsexamen gemacht hatte, aber auf Anstellung im Hess. Staatsdienst nicht rechnen konnte: Hatte doch Hessen damals, nach dem unglücklichen Bürgerkrieg 1866, verschiedene Forstämter an das siegende Preussen abtreten müssen; und die Inhaber dieser Forstämter hatten zunächst den ersten Anspruch auf staatliche Anstellungen im verkleinerten Hessen. So kam es denn, dass Dr. Schlich, – der damals kein Wort englisch sprach – der Aufforderung Sir D. Brandis', mit ihm nach Indien zu gehen und dort späterhin sein Nachfolger als Inspector General zu werden, gerne Folge leistete. Anno 1871 wurde er Conservator of Forests im Pundshab, und anno 1881 – als sich Brandis zurückzog – Inspector General, eine Stellung, die er bis 1885 innehatte und in der er Hervorragendes zur Organisation der Forstwirtschaft in Ganz-Indien leistete (Wirtschaftspläne; Regelung der Weiderechte der Eingeborenen; Schutz gegen Waldbrände usw. usw.). Im Jahre 1885 hatte er Indien verlassen, – er hatte ein reiches Antwerpener Mädel namens Mile Marsilly geheiratet, und seine Kinder konnten in Indien nicht gedeihen – um die erste englische forstliche Hochschule im Anschluss an das Royal Indian Engineering College in Coopershill bei London zu gründen, und um dort die Ausbildung des forstlichen Stabes für alle englischen Kolonien zu übernehmen. Von ihm stammt ein 5-bändiges „Manual of Forestry", das erste allumfassende Werk über Forstwissenschaft in der englischen Sprache.

Ich will es hier nicht unterlassen, die Tatsache zu unterstreichen, dass es zwei Deutsche waren – Sir Dietrich Brandis und Sir William Schlich, – die alle englisch-indische und englische Forstwirtschaft begründeten. Auch der dritte Inspector General of Forestry in Indien war ein Deutscher, ein Herr von Ribbentrop, den ich späterhin in Amerika kennen lernte, als er mich in Biltmore besuchte. Als einziger von den drei Deutschen war Ribbentrop auch ein grosser Jäger vor dem Herrn. Brandis und Schlich hatten keine Zeit zum Jagen.

Als Assistent bei Dr. Schlich hatte ich's viel leichter als bei Dr. Brandis: Schlich war ein Gemütsmensch, der sich nicht eilte, und der seine Schüler nicht mit Arbeiten überlastete; nach der täglichen Waldexkursion trank er seinen Schoppen, und gar oft sassen wir zwei zechend mit den uns führenden Oberförstern bis Mitternacht zusammen. Die Studenten mussten sich nicht, wie bei Brandis, auf den Waldmärschen mit forstlichen Instrumenten abschleppen, und s. g. „Bestandsaufnahmen" im Walde wurden nicht gemacht. Alles, was die „beefs" zu tun hatten, war die Abfassung von Tagebüchern, deren Korrektur und Rezension mir an jedem Samstag überlassen

wurde. Die Studenten hatten Zeit für Allotria, sei es für rasch-arrangierte Tanzereien mit den Schönen des Landes, sei es für Abstecher nach den Sehenswürdigkeiten Deutschlands oder den Sportfesten und Rennen, für die sie weit mehr Intresse hatten als für den Wald.Kein Wunder, dass Schlich bei den beefs ebenso beliebt war, als Brandis – der das Unmögliche von ihnen und von mir verlangte – gehasst worden war! Und kein Wunder, dass die beefs mich persönlich poussierten, weil ich ja ihre Wochenaufsätze zensierte, von denen ihr Fortkommen und ihre Anstellung in Indien bis zu einem gewissen Grade bedingt war.

Unsere Kunstreise begann in Frankfurt, im Frankfurter Stadtwald; dann ging ‘s nach Giessen, zum Besuch der Universität und der dortigen Wälder, die Schlich von seiner Studentenzeit her gut kannte; dann nach Tharandt und ins Erzgebirge, für dessen Bewirtschaftung sich Schlich als „Reinerträgler“ besonders interessierte, und wo wir in Oberwiesenthal und in Schwarzenberg ein paar Tage zubrachten; dabei ergab sich ein Abstecher nach Karlsbad. Dann ging’s in den Spessart (Rothenbuch und Rohrbrunn), nach Bamberg (Bamberger Hauptsmoor, aus dem die Schiffsmasten der engl. Marine in den alten Zeiten bezogen worden sein sollen), nach Heidelberg (Stadtwald) und Viernheim (Waldfeldbau für Eichen mit Schutzholz von Kiefern), wo Schlich als Forstreferendar gearbeitet hatte; und – ja, da wurde meine Reise unterbrochen! Denn von Heidelberg aus nahm ich am 7ten Juni 1893, als Brautführer an Georg Mercks Hochzeit mit Rikel Schenck teil! Das war eine Hochzeit! Jedenfalls die froheste und festlichste, die ich jemals mitgemacht habe! Als Festsaal diente das grosse Merck‘sche Palmenhaus, im Garten der Villa Merck, Darmstadt, Rheinstrasse 75; meine Brautführerin war Rosel Eigenbrodt; es gab einen unendlichen Jux von Aufführungen – an denen ich ausnahmsweise nur als Zuschauer beteiligt war – und Getanze und Spiele im Garten, bei herrlichstem Wetter! Keine Ehe kann unter besseren Auspizien beginnen, als die von Georg und Rikel Merck es tat!

Und siehe da! Als ich nächsten Tags wieder mit meinen beefs in Baden-Baden zusammentraf, da war auch Georg und Rikel in Baden im Stephani-Hotel zur Hochzeitsreise eingetroffen! Das war mal ‘ne sehr viel Freude! Wir waren zusammen – 8 Tage lang –, bei Erdbeerbowlen im Stephani oder im Kurhaus, bei Kaffee und Eis im Krokodill, und Georg liess es sich nicht nehmen, uns Forstleute auf ein paar Waldexkursionen in den herrlichen Badener Stadtwald zu begleiten. Nur Tante Else war entsetzt, als wir ihr eine Photographie schickten, auf der ich die Rikel heftig in dem Moment küsse, in welchem sich Georg umwendet, um sich eine Zigarre anzustecken! Eine Hochzeitsreise zu Dreien! Das war noch nicht dagewesen! Lieber Himmel! Wir waren sooooo jung und sooooo lebenssicher! Als Assistent bei Dr.

Brandis hätte ich allerdings nicht, wie bei Dr. Schlich, die Zeit gehabt, derartige Allotria zu treiben.

Von Baden ging's nach Herrenwies, dem alten Brandis'schen Leibrevier; dort waren, im Gasthaus Auerhahn, auch ein halb Dutzend deutscher netter Mädels abgestiegen, die sich mit den Engländern anfreundeten und fast allabendlich tanzten. Forstwissenschaft war ja Nebensache! Für mich selbst war aber Schlich, weil er das ganze Pensum der forstlichen Wissenschaft beherrschte, in mancher Hinsicht ein noch besserer Lehrherr als es Dr. Brandis gewesen war, der ja niemals Forstwissenschaft studiert hatte, der also Autodidakt war. Und Schlichs und meine wissenschaftlichen Debatten – in deutsch, nicht in englisch – waren endlos. In englisch! Merkwürdig! Brandis sprach ein makelloses echt-englisch; Schlich dagegen sprach es mit einem so auffallenden deutsch-hessischen Akzent wie ich mir bewusst bin, es selbst zu tun. Kein Wunder! Brandis hatte von Jugend auf englisch gehört und war, in erster Ehe, mit einer Engländerin verheiratet; Schlich war bereits 26 Jahre alt, als er das erste englische Wort sprechen lernte: Mir ging es und mir geht es noch heute ähnlich wie Schlich. Vielleicht ist das idiomatische Sprechen mehr von einem guten Gehör bedingt als von einer guten Zunge und einem raffinierten Mundwerk. Glücklicher weise sind die Amerikaner weniger empfindlich, wenn ihre Sprache mis-prononziert wird, als die Engländer oder gar als die Franzosen.

Zum erstenmal waren, auf dieser Studienreise der „beefs", auch zwei echte Indier mit von der Partie, die die Engländer als „Yellows" zeichneten, und mit denen sie keinen, auch nicht den geringsten Verkehr hatten. Immer wurden ihnen aber klar gemacht, dass sie *de trop* seien, und ich will gestehen, dass die Gelben auch mir nicht sympatisch waren oder gar heute sind. Sie waren – obwohl sie viel mit ihren religiös-vorgeschriebenen Reinigungen renommierten, – schmutzig insbesondere an den Händen (Fingernägeln) und nachlässiger in der Kleidung als die Engländer, obwohl einige von Letzteren offenbar armer Leute Kind, mit ledergeflickten Ärmeln an den Jacken oder mit Flicken im Gesäss der Hosen ausgestattet waren. Diese Inder, meinte Schlich, sind die Elite ganz Indiens, sind die dort als besonders begabt für die Ausbildung in England ausgewählten Söhne der besten indischen Familien. Ich kann nicht sagen, dass ihre Tagebücher von einer besonderen Intelligenz zeugten, und ihr Englisch war kaum besser als das meine. Und Schlich erzählte, dass die Indier sich für den Forstdienst nicht eignen, weil sie angeborene Furcht vor dem Dschungel hätten. Sie sind jedenfalls nicht „sporty", wie Engländer alle eingestellt; und die Tigerjagd überlassen sie wohl ihren auf dem sicheren Rücken eines Elephanten gesicherten Radschas.

Von Herrenwies in Baden ging‘s nach Schönmünzach in Württemberg: Der Unterschied der kgl. württembergischen Forstwirtschaft von der badischen, gross wie er war und ist, scheint nur durch die Liebhabereien der Forstbehörden hier und dort und nicht durch die wirtschaftlichen oder forstlichen oder geologischen Verhältnisse bedingt zu sein. In Schönmünzach wurde damals noch Glas geblasen –, die Glasmacherei ist die älteste forstliche Industrie auch im Odenwald-Seidenbuch gewesen. Das Holz des Schwarzwalds lieferte die erforderliche Holzkohle und die Pottasche; Sand und Kalk wurden örtlich gefunden. Die Glasbläserei war eine Elendsindustrie, bei geringsten Löhnen und bei einer Arbeit, die, die Lungen des Bläsers affiziert und sie früh dahinsiechen lässt. Merkwürdiger Weise hat weder Brandis noch Schlich jemals das geringste Interesse für Sägereien oder für die Papierfabriken im Schwarzwald oder sonstwo gezeigt: Als ich mit meinen Amerikanern reiste, war gerade die Besichtigung derartiger Etablissements ein Hauptgegenstand des forstlichen Studiums. Übrigens – auch die deutschen Forstbeamten kümmerten sich nicht um die in ihren Bezirken ansässigen forstlichen Industrien: Ich hab‘s einmal in Sachsen erlebt, dass ein Forstmeister eine Sägerei seines Bezirks, die ich besichtigen wollte, in 14 Jahren noch nie betreten hatte!

Von dem schönen Schönmünzach –· wo einer der „beefs“ unendliche Mengen Forellen aus der Murg herausangelte, und wo sich ein anderer mit der Axt aus Ungeschick den Fuss aufspaltete – ging’s das Murgtal hinauf und quer über den Schwarzwald nach Freiburg. Dort schloss sich uns Frau Schlich geb. Marsilly an und deren Freundin Frl. Opoussier aus Antwerpen, und ich entdeckte bald, dass beide denselben sogenannten deutschen Kreisen in Antwerpen entstammten, in denen meine Mutter vor 30 und mein Bruder Carlo vor 5 Jahren verkehrt hatte; und der Name Lemmé nebst meiner Bekanntschaft mit ihnen war bei den Damen ein Passepartout. In einem damaligen Brief an meine Mutter erzähle ich, dass mich Frau Schlich mit ihrer Freundin zusammenbringen wolle, und ich frage nach den finanziellen Verhältnissen der Familie Opoussier –, denn aus Liebe hätte ich das um 10 Jahre ältere Frauenzimmer wohl kaum heiraten können. Es ist übrigens für den Unterschied zwischen Brandis und Schlich charakteristisch, dass Schlich sehr oft und dass Brandis niemals in Damenbegleitung reiste. Von Freiburg aus besuchten wir die schönen Stadtwälder, die Rheintalwälder, dann den Staufen, Schönau und Todtmoos, mit herrlichen Ur-Tannenwäldern, um von da nach Zürich als neuem Hauptquartier zu reisen und den forstlich, weil forstgeschichtlich-berühmten Züricher Stadtwald zu besichtigen. In Zürich kam das Ende unserer Studienreisen – und meiner Liebe zu Frl. Opoussier heran! Ich machte aber noch, in Begleitung einiger älterer Engl.-Ind.-

Forstbeamten, eine Spritztour über den Vierwaldstädter See, Einsiedeln und Rigi, und sah dort die Sonne aufgehen, ein Vorgang, der mich nicht besonders fesselte: Ich hatte zuviel davon gehört, und meine überspannten Erwartungen wurden untertroffen. Als wir im Hotel Rigi-Kulm des abends zusammensassen, erklärten die Engländer plötzlich, sie könnten es hier nicht länger aushalten, – denn das Englische Gewelsche einer australischen Familie am Nachbartisch sei ihnen unerträglich! Echt englische Verachtung der Stammesgenossen aus den Dominien! Diese Verachtung traf übrigens auch einen sehr netten Coopershiller Studenten namens Lee, dessen Vater das Verbrechen begangen hatte, eine vornehme Inderin zu heiraten. Der Student war ein „half-breed" Englishman und stand sogar tief unter dem Deutschen.

Am 26ten Juni traf ich wieder zum „Dienst" in Dornberg ein, mit 430 Mark in der Tasche, die ich aus meinem Assistenten-Gehalt erspart hatte. Aber der „Dienst" dauerte nicht lange: Schon wieder nahm ich mir Urlaub, um meinen Giessener Professor Wimmenauer und ein Dutzend Giessener Forststudenten auf einer Harzreise zu begleiten, auf der wir den Solling (mit sogenanntem Seebach' schein-modifiziertem Buchenhochwaldbetrieb), das Claustal, das Ockertal, Harzburg, den Brocken, Braunlage, das Bodetal, die Rosstrappe u. a. m. besuchten, alles in einer derartigen Hetze, dass ich nur wenig Erinnerung, aber eine mir sehr erwünschte Freundschaft mit Wimmenauer davontrug. Und 130 Mark aus meinem Assistenten-Revess von 430 Mark gingen dabei verloren.

Kaum war ich – nach einem Abstecher nach Göttingen, wo ich meinen Tübinger Freund Carl von Rose (damals schwerkrank) besuchte – wieder in Dornberg zum „Dienst" angetreten, da trieb es mich zur grossen deutschen Forstversammlung nach Metz, der m. E. schmutzigsten Stadt Deutschlands; ich traf dort mehrere von den Forstleuten, die ich auf meinen Reisen hatte kennen lernen, und einen mir von Tübingen her bekannten alten Herrn der Tübinger Schwaben, den Forstmeister Grafen Uxküll; und ich lernte alle führenden Forstleute Deutschlands, wenigstens vom Ansehen, kennen. Merkwürdig, wie viel interessanter irgend eine forstliche Veröffentlichung einer forstlichen Koryphäe ist oder wird, wenn man sie „erlebt" hat und dadurch kennt! Grosse Exkursionen, von Metz aus, nach den Schlachtfeldern von Gravelotte und in die herrlichen Tannenwälder der Vogesen (Donon, Katzenstein), die damals gerade durch Schmalspurbahnen aufgeschlossen worden waren, reihten sich an die eigentlichen Metzer Tagungen an, deren Hauptthema die Bereitstellung von Futtermitteln aus dem Walde gebildet hatte: Ein Thema, das mich als Hessen, wo die landwirtschaftliche Futternot nicht schwer wog, nur wenig interessierte.

Von Metz aus fuhr ich dann, über Luxemburg, nach Mirwart (Bahnstation Grupont) in den belgischen Ardennen, einem herrlichen Waldgut (mit grossem Schloss) von 1200 ha Grösse, das Dr. Schlich wohl aus dem Vermögen seiner Frau zusammen mit einem Onkel der Frau, einem Herrn van der Beeke aus Antwerpen, kürzlich für 1.600.000 fr. gekauft hatte. Dort ritt ich mit Schlich ein paar Tage lang herum: Er wünschte, dass ich einen sogenannten Wirtschaftsplan für das Waldgut, sobald es meine Zeit erlaubte, abfassen, und möglicher Weise die Gutsverwaltung zeitweise übernehmen solle. Schlich wollte die Bestände, die sich aus Ur-Eichen und Gestrüpp zusammensetzten, nach sächsischem Muster in reine Fichtenbestände umwandeln und er versprach sich und Herrn van der Beeke davon eine 4%ige Verzinsung des angelegten Kapitals. Ich ging, selbstverständlich, mit grosser Freude auf seinen Vorschlag und auf seine Absichten ein, und hatte auf dem gastlichen Schloss, im Kreise der grossen Familie van der Beeke, eine herrliche Zeit.

Kaum war ich, um weitere 40 Mark ärmer, wieder in Dornberg eingetroffen, da zog es mich, vom 2ten zum 6ten Sept. 1893, zur Hessischen Forstversammlung in Offenbach, über die ich, im Auftrag von Prof. Lorey-Tübingen, für die Allg. Deutsche Forst- und Jagdzeitung Bericht erstatten sollte. Der dazu benötigte Urlaub wurde von meinem lieben Forstmeister Dr. Walther natürlich wie immer anstandslos bewilligt; und seit dieser Zeit bin ich aktives Mitglied des Hessischen Forstvereins! 50 Jahre sind‘s her! Was hat sich alles in dieser Zeit zugetragen!

Urlaub und immer mehr Urlaub benötigte ich: Denn anfangs Oktober sollte Bruder Max seine Elly heiraten; und die Hochzeitsvorbereitungen, in Wiesbaden, nahmen meine Zeit stark in Anspruch.

Das Fest sollte durch allerlei Aufführungen (Schnitzelbank) und Ulk verschönert werden, dessen dichterischen Teil ich zu bestreiten hatte. Da gab es ein paar lustige Nachmittage und Abende bei Ellys Freunden (darunter August Rosspat und Freundinnen, welch‘ letztere mir aber viel weniger, als Elly selbst, gefielen und als der reizende Backfisch Thadea, Schwester Ellys und spätere Frau Valentiner bzw. Frau Dobschitzky, deren Asche heute auf dem Lindenfelser Friedhof neben der ihres zweiten Gatten und der ihres Sohnes ruht. Thadea – sie hiess eigentlich Grete – soll damals sehr in mich verliebt gewesen sein; ich merkte aber leider nichts davon. Am 7ten Okt. stieg nun endlich die Hochzeit, in einem Mainzer Hotel; der Regimentskommandör kam nicht dazu – zum allgemeinen Entsetzen; denn sein Ausbleiben war brüskierend, und es zeigte, dass Max höheren Ortes nicht besonders gut angeschrieben war. Diese Tatsache tat aber unserer Fröhlichkeit ebenso wenig Abbruch, wie der glücklichen und harmonischen Ehe, die mit der Hochzeit begann. Und

merkwürdig: Innerhalb 24 Stunden wurde, aus dem leichtsinnigsten Leutnant der Mainzer Garnison, ein strebsamer Offizier und ein verantwortungsbewusster Ehegatte, der jeden Pfennig dreimal herumdrehte, er ihn ausgab. Maxens eigentlicher militärischer Aufstieg begann aber erst, als sein Schwager Fölsche unter einem neuen Regimentskommandör dessen Regimentsadjutant wurde. Und immer mich die Anhänglichkeit gerührt, mit der verschiedene Odenwälder Bauernbuben, die unter Leutnant Max Schenck gedient hatten, und später mit mir auf die Jagd gingen, in wirklicher Liebe an ihm hingen.

So ging das Jahr 1893 auf die Neige: Ich hatte viel darin erlebt und wenig darin erliebt. Den grössten Teil des Jahres hatte ich nicht im Dornberger Forstamt zugebracht, sondern auf Urlaub vom Forstamt, einschliesslich eines 8-wöchigen Urlaubs zur Ableistung einer Unteroffiziersübung bei meinem Artillerieregiment im April und Mai, die ich zu erwähnen vergass, ereignislos, wie sie wohl war.

Im Jahr 1894 sollte es nun endlich ernst werden bei mir; ernst mit der Liebe, die für Adelchen Bopp aufdämmerte, und mit dem Staatsdienst, dessen grosses Examen mir im Herbst bevorstand.

Der Winter 93/94 muss kalt gewesen sein; zum ersten erfror ich mir auf der Hofjagd im Jägersburger Wald die grosse Zehe des linken Fusses, mit dem Resultat, dass ich einen grossen Casinoball, dessen Clou Adele war, nur hinkend mitmachen konnte, und dass mir mein Vater einen prächtigen Forst- und Jagdmantel stiftete, den ich noch heute trage und den mir die Vermittlung des Oberhofjägermeisters Muhl erwirkte. Mir ist noch heute das pistolen-schuss-artige Krachen erinnerlich, mit dem an diesem Frosttage die dicken Bäume im Jägersburger Wald aufkrachten (Frostrisse bildend). – Und zum zweiten, ja, da muss monatelang gutes Schlittschuheis gewesen sein, das ich mit Adele frequentierte, meist auf einer künstlichen Eisbahn in der Schepp-Allee, auf der auch die Militärmusik spielte.

Und da waren die Casinobälle im grossen Saal der s.g. Vereinigten Gesellschaft, Ecke der Rhein und Neckarstrasse; ich hasste sie; ich war ein schlechter Tänzer; alle Leutnants waren gute Tänzer und alle girls einschliesslich Adelens tanzten 10 mal lieber mit dem flotten: und fesch-gekleideten Leutnant als mit dem einfachen, schwarz-befrackten Zivilisten, der nicht einmal von Adel war. Und für mich waren die Pausen zwischen den Tänzen, bei denen man sich unterhalten konnte, weit anziehender als das Tanzen selbst. Darmstadt war eine Militärstadt wie Potsdam; Uniform und Adel waren Trumpf; und die Uniform durch vier Garderegimenter auch in der Zivilgesellschaft hervorragend vertreten, und das unter Grossherzog Ernst Ludwig, dem denkbar unmilitärischsten aller Hessischen Grossherzöge.

Halt! Ich hab‘ ja zu erzählen vergessen, dass Bruder August und Agathe am 2 December 1893 in Bremen heirateten: Den 2ten December wählte August, weil ich ihm gesagt hatte, das sei der Glückstag der Napoleoniden gewesen; die Hochzeit fand in Bremen statt, weil die Offenbacher Vormünder noch immer dem jungen Paar gegenüber in etwas gereizter Stimmung waren; der Clou der Hochzeit war aber nicht das Brautpaar sondern Bubi Bopp, der Brautführer, der alles und alle mit seinem köstlichen Humor gefangen nahm. Ich selbst wohnte bei Mutter Kula und bei Hermann Kulenkampff, meinem Tübinger Leibburschen, der damals vor dem Staatsexamen stand und ebenfalls auf Freiers Füssen ging: Er war heimlich mit Marie Louise Faber verlobt. Dass mein Freundschaftsverhältnis mit Hermann rege und wach geblieben war, durch gelegentliche Korrespondenz in all den Jahren seit 1887, habe ich an den geeigneten Stellen zu erwähnen vergessen. Aber ich entsinne mich sehr wohl, dass ich ihm zuriet, sich mit Marie Louise zu verloben, als er sie mir brieflich schilderte.

August und Agathe wohnten, nach ihrer Hochzeit, in Offenbach, Louisenstrasse 2/10; ihre Mittel erlaubten die Haltung von Pferd und Wagen und die Pachtung einer besseren Jagd, als es unsere Lindenfelser Jagd gewesen war. Bruder August war ein grosser und guter Jäger geworden, und auf allen Offenbacher Jagden ein gern gesehner Jagdgast, als Referendar und späterhin als Assessor beim Kreisamt Offenbach.

Einer der glänzendsten Bälle des Winters 1893/94 wurde von Mutter Bopp im Bankgebäude – wo sie wohnte – Ecke der Friedrichstrasse und Landgraf Philipp Allee gegeben: Wie gut ist mir Adele in rotseidenem Gewand als Königin des Festes erinnerlich! Aber als ich sie auf einem Casinoball beim Tanzen fragte, ob sie meine Frau werden wollte, antwortete sie „Wie können Sie mich das nur auf dem Casinoball fragen“; und als ich die Frage beim Schlittschuh-Nach-Hause-Begleiten wiederholte, war die Antwort ebenso ausweichend. Kein Wunder! Der flotte Gardeleutnant Sommer hatte um sie angehalten; und Adele und Sommer wären ein Paar geworden, wenn er Mutter Bopp die Caution von 80.000 Mark hätte stellen können.

Schwamm darüber!

Die Caution! Tante Anna Merck hatte um die Heirat ihrer Enkelin mit dem Grafen Karl von Büdingen zu ermöglichen, 200.000 Mark herausrücken müssen, zu denen sich der Herr Graf, nach einer anfänglichen Forderung von 500.000 Mark hatte herunterhandeln lassen: Eine Caution von 80.000 Mark war Minimum für einen Darmstädter Offizier!

Dass ich mich durch Adeles Weigerungen nicht abhalten liess, sie auch weiterhin zum Umflattern, beweisen zwei Tatsachen: Ich liess auf eigene Kosten in Mutter Bopps Garten – mit Zustimmung der Darmstädter Bank als Eigentümerin – einen Tennisplatz herstellen, und ich war die Triebfeder in der Gründung des Tennisklubs „Ballamor“ in Darmstadt, dessen Präsidentin Adele wurde. Das Wort Ballamor ist aus den Anfangsbuchstaben der Rufnamen der Klubmitglieder zusammengesetzt: Bernhard Rieger, Adele, Leopold von Werner, Alwin, Marie Louise Bopp – aber da war auch Anne Hedderich, die als „Zeugwart“ des Klubs figurierte. Die andere Tatsache ist ein Brief an meine liebe Mutter vom 18. Mai 1894:

My dear sweet darling mother:
You are right: It is not convenient (passend) to invite Small-Ears (Nickname Adeles) to come to Lindenfels on a visit under the circumstances described by you. It is a pity that many matches get shipwrecked for convenience's sake. In the mean while, I am not quite sure whether or not, love will kill me or whether or not I shall kill love and every love which I have ever had in my heart. Up to the present moment however I like you 20 times better than dozens of "Small Ears" and long ears. Perhaps, time will change that. Give my love to father and believe me yours C.A.S.

Ins Frühjahr 1894 fällt wieder eine militärische Übung, von 2 Monaten, und in den Sommer eine mehrwöchige Tour mit Dr. Schlich, die der vorjährigen ähnlich verlief. Inzwischen war mein „Access“ in Dornberg zu Ende gekommen, und ich gab „Gastvorstellungen“· auf der Forstzentrale in Darmstadt, ohne irgend etwas dabei zu tun, – ausser dem Tun, das zur Vorbereitung auf das grosse forstliche Staatsexamen gehört. Um mich im Englischen fortzubilden, arrangierte ich mit dem damaligen Englischen Pastor von der Darmstädter High Church, dass ich bei ihm und in seiner Familie – einschl. Zöglingen – so oft ich wollte gegen entsprechendes Entgelt zu Mittag oder zu Abend essen durfte: Auch dabei hab‘ ich allerlei englisch gelernt, und zwar auch nach dem Essen im Verkehr mit der pfarrerlichen Familie.

Anfangs Juni ging‘s nach Bremen bzw. zunächst nach Lesum zur Hochzeit Hermann Kulenkampffs und Marie Louise Fabers: Lesum! Da waren, unmittelbar

an dem Fluss Lesum, die Landsitze der Kulenkampffs und der Fabers, auf denen die Familie zu sommern pflegten; dort hatten Hermann und Marie Louise schon als Kinder zusammen gespielt; und – wir drei waren, kurz vor der Hochzeit, dort sehr vergnügt zusammen, wozu Hermanns unverwüstlicher Humor und Marie Louisens Schlagfertigkeit das Wesentliche beitrugen. Wie wurde ich ausgelacht, als ich die botanischen Namen diverser amerikanischer Fichten und Tannen, die auf den Gütern gepflanzt waren, nicht kannte; und wie erröteten Hermann und ich, so sagte Marie Louise – als sie uns bei einer Kahnfahrt kurzweg aufforderte, unsere gemeinsamen jugendlichen Schandtaten zu beichten! Und wie rührend lieb und gut war Mutter Kula, Hermanns Mutter! Hermann und seine Braut versuchten, mir eine reiche Erbin als künftige Frau aufzuhalsen und setzten mich beim Polterabend – bei August Lürmann – und beim Hochzeitsessen – im Hause Faber – ausgerechnet neben diese reiche Erbin mit dem Erfolg, dass ich mich heute nicht einmal ihres Namens entsinne. Von der 3 monatigen Hochzeitsreise, die das junge Paar nach Schottland unternahm, hat mir Marie Louise so viel und so oft erzählt, dass ich‘s gerne hier zu Amusement des Lesers beifügen möchte. Aber – ich war ja nicht wie bei Georg Merck und Rikel als dritter dabei!

Bei Bruder Max war inzwischen ein Sohn erschienen, zum sittlichen Entsetzen von Onkel Max und Tante Delly schon am 30ten Juni statt am 6ten Juli, wie sie es als frühestes Geburtsdatum ausgerechnet hatten. Wie gut erinnere ich mich an Elly, die wie die Jungfrau Maria mit dem Christuskind aussah, wenn sie ihr Kind *sans-gêne* und *coram publico* nährte! Im August wurde Hans getauft, ob am 19. August in Lindenfels, wie es geplant war, ist mir nicht erinnerlich: Ich war nicht dabei!

Am 17ten des gleichen Monats wurde übrigens auch der jetzt „lange“ Georg Merck getauft: Sein Vater und Rikel waren mit dem baby nach Darmstadt gekommen, um es mit echtem Woogwasser statt mit New Yorker Hudson Wasser -taufen zu lassen. Sein Taufnamen Georg Wilhelm musste späterhin– nach dem unseligen Ausgang des angeblich von Kaiser Wilhelm II veranlassten Weltkriegs – in George William umgewandelt werden.

Während dieser Taufereien war ich aber nicht in Darmstadt oder in Lindenfels zu finden, sondern in Schönberg auf dem Schloss des Grafen Gustav zu Erbach-Schönberg, verheiratet mit Ihrer Durchlaucht, der Prinzessin Marie von Battenberg, Tochter des Prinzen Alexander von Hessen, der ein Grossonkel des Grossherzogs gewesen war. Wie kam ich dorthin? Nun, ich hatte darüber geklagt, – und mein Vater fühlte es mir nach, – dass ich in Lindenfels wegen alszuviel Verkehr und Besuch und dass ich in Darmstadt wegen allzuvieler Freunde einschl. „Small Ears“ nicht richtig

für mein Staatsexamen arbeiten könne; und es traf sich, dass der „regierende Graf Erbach-Schönberg“ ein Kunde meines Vaters war, der für ihn Jahrzehntelang den Höchster Klosterfond-Prozess führte; und es begab sich, dass der Erbgraf Alexander, Leutnant bei den Roten Dragonern in Darmstadt, gesundheitshalber und untätig auf Dauerurlaub in Schönberg sass; und ferner, dass ich sowie den Gräflichen Forstmeister Dr. Räss von der Forstwissenschaft her als den Gräflichen Schlosshauptmann Gustav Baur de Betaz von Lindenfels her gut kannte. Da bot denn Se. Erlaucht meinem Vater an, dass ich auf 8 Wochen ins Schloss ziehen und studieren und dabei seinen Erbgrafen Alexander in die Geheimnisse der Forstwissenschaft einweihen solle, da die Erbachs ja allerlei Wälder und Wäldchen besässen. Und ich sollte dem Erbgrafen, in meiner freien Zeit, Gesellschaft leisten.

So zog ich denn am 3ten Juli in Schloss Schönberg ein, – meine zwei grossen Zimmer lagen in dem niedrigen halbrunden Bau, der der Chaussee den Rücken zukehrt, und überblickten den Schlosshof. Hier unterrichtete ich, täglich von 10 bis 12 Uhr den Erbgrafen in dem Pensum, das ich mir am Tage zuvor eingebläut hatte, und das aus einem Abschnitt des 576-seitigen „Handbuchs der Forstverwaltung Hessen“ bestand, welch‘ letzteres alle hessischen Verordnungen und Gesetze enthält, die ein Kandidat für den hessischen Staatsdienst wissen muss. Ob diese Dinge den Erbgrafen interessierten, war für mich gleichgültig: Mich MUSSTEN sie interessieren. Dass der Erbgraf dabei irgend etwas zweckdienliches gelernt hat, glaube ich leider nicht annehmen zu dürfen.

Das Frühstück wurde mir ins Zimmer gebracht; das Mittagessen und das Abendessen nahm ich stets zusammen mit der äusserst liebenswürdigen und rücksichtsvollen gräflichen Familie im Speisesaal des Hauptbaus, Parterre, ein. O diese Mahlzeiten! Wahrhaftig, wir Bürgerlichen lebten in Lindenfels besser als die Grafen; des Abends gab‘s zuweilen nur gequellte Kartoffeln, und nur der Graf und ich bekamen jeder eine halbe Flasche Bier zu trinken; und das Mittagessen war um keinen Deut reicher und reichlicher als bei uns: Denn die Erbachs waren und sind arm; die Dienerschaft einschl. der Pensionen der früheren Diener und Beamten, die Steuern einschliesslich der Grundsteuern auf die Steilhänge des Schlosses, die als Weinberge katastriert waren (– und der Graf meinte, es ginge nicht an, dass er eine Änderung dieses Missverhältnisses beantrage –) und die Zwangsausgaben, denen ein vornehmer Herr ausgesetzt ist, verschlangen alle Einnahmen der gräflichen Kasse. Dazu kamen die hohen Ausgaben der Instandhaltung der Schlossgebäude und des Schlossgartens, und die Notwendigkeit, eine bedeutende Dienerschaft nur darum zu halten, weil sie bei einem möglichen Besuch des Grossherzogs, des Kaisers von

Russland (von Heiligen Kreuz bei Jugenheim aus) oder gar der Königin von England (die tatsächlich einmal dort gewesen war) benötigt werden könne! So wurden denn die Speisen von Livrée-Dienern serviert, auch wenn es nur gequellte Kartoffeln gab. Und die Küche! Die hohe Durchlaucht, Marie, entdeckte einmal in den Bohnen ein Ding, das einem Wurm ähnlich sah; der Diener wurde mit dem Teller in die Küche geschickt, um die Zoologie des Tieres festzustellen; und kam mit den Worten zurück: „Durchlaucht, es is werklich a Wermche." Ein andermal gab's Melonen, die Prinz Joseph, Durchlauchts Bruder, aus Paris geschickt hatte. Noch nie hatte ich Melonen gesehen oder gar gegessen; und, statt meine Unkenntnis einzugestehen, log ich und sagte: „Bitte, mir keine Melonen; ich esse sie nicht gern." Die Herrschaften selbst bewohnten ein paar gut ausgestattete Zimmer im Iten Stock. Dort zeigte mir die Fürstin einmal ihren Schmuck: Ich erinner mich besonders an einen grossen schwarzen Diamanten, den ihr der Czar geschenkt hatte. Aber Durchlaucht trug, so weit ich mich erinnere, niemals diesen oder irgend einen anderen Schmuck; und die Abendtoiletten der Herrschaften waren identisch mit den Alltags-Toiletten. Die Badeeinrichtungen waren so primitiv wie bei uns in Lindenfels. Das Nord-Gebäude war das stets unbewohnte Kavalierhaus, in welchem die Königin von England EINMAL gewohnt hatte; es enthielt insb. wunderschöne und sehr wertvolle englische bunte Stiche, die mir Durchlaucht mit grossem Stolz und anscheinend grossen Verständnis zeigte. Ausser dem Erbgrafen waren noch dessen jüngerer Bruder (später im Gesandtschaftsdienst in Stockholm) und dessen jüngere Schwester (später verh. an einen ungarischen Magnaten) beim täglichen Mittagstisch. Gäste, ja Gäste waren sehr selten. Der Schlosshauptmann Baur de Betaz und seine Frau (Guste, geborene Lambert, Kusine von Adele) waren niemals zugezogen; auch der Pfarrer, der in der Schlosskirche predigte, war niemals eingeladen. Mir ist nur ein Besuch des Fürstenauer Erbgrafen erinnerlich, der gerade sein Doktor-Examen bestanden hatte, und ein Besuch der Miss Nightingale, mit der Durchlaucht (also die Gräfin; der Graf war nur Erlaucht) seit langem, in Briefverkehr gewesen war, wohl im Verfolg der vielfach charitativen Verpflichtungen, denen sie sich mit Vorliebe widmete. Guste Baur de Betaz musste dabei als Ehrendame funktionieren, und zwar, wie sie mir gestand, sehr gegen ihren Willen. Miss Nightingale! Ja, Florence Nightingale genoss damals sozusagen Weltruf: Sie hatte sich in Kaiserswerth am Rhein als Pflegerin ausbilden lassen; sie hatte im Krimkrieg das ganze englische Lazarettwesen revolutioniert; auch im Amerikanischen Bürgerkrieg und im Deutsch-Franz. Krieg 1870/71 hatte sie sich hervorgetan; und sie hatte £ 50.000, die man ihr zur persönlichen Verfügung gestellt hatte, nur für wohltätige Zwecke benutzt.

Die Prinzessin (Durchlaucht) sprach fliessend englisch, und auch ich konnte, meinen englischen Brocken, jedenfalls mehr als der Rest der gräflichen Familie etwas zur Unterhaltung beitragen. Ich war mal wieder fein heraus!

Der Erbgraf hielt zwei gute Reitpferde (ein eigenes edles Pferd und ein Kommispferd seines Regiments), die wir fast täglich bewegten und zwar ich auf dem edlen Pferd, der Erbgraf auf dem langweiligen Kommishengst. Er war ein schlechter Reiter, aber er hatte die Pferde selbst und gut eingefahren, und das Geschick ist mir unvergesslich, mit dem er die Pferde, als wir um den Bensheimer Ritterplatz herumfuhren, und als uns ein beladener Heuwagen in die Quere kam, im Moment grösster Gefahr herumriss. Wir machten auch grössere Exkursionen zu Pferde, so einmal nach Erbach, zweimal nach dem Seidenbucher Wald und häufig ins Fürstenlager bei Auerbach. Im Seidenbacher Wald, dessen Jagdrechte ich damals hatte, suchten wir einen Rehbock zu schiessen, ritten also bewaffnet dorthin, selbstverständlich ohne Erfolg. Dagegen schoss ich einen guten Bock auf den Gräflichen Jagden und zwar, *horribile dictu*, nicht mit der Kugel sondern mit Schrot. Das kam so: Ich führte damals noch immer meinen Vorderlader-Drilling, bei dem ich also in den Lauf erst Pulver, dann einen Wattepfropfen, dann Schrot bzw. die Kugel einführte: Nun ging mir, beim Schiessen auf den Bock, die ganze Knarre auf einmal los, also die zwei Schrotläufe und der Kugellauf! Furchtbare Detonation! Und – der Rehbock erhielt ein einziges Schrot in die Lunge, an dem er verendete, aber keine Kugel! Ich war schön blamiert!

Als meine Schönberger Zeit zu Ende kam, schenkte mir der Graf eine Krawattennadel, ein goldenes Hufeisen mit roten Saphiren, das einen Wert von 20 Mark repräsentiert haben mag. Nun, ich ging ja nicht nach Schönberg, um Geld zu verdienen; und ich war und ich fühlte mich, weil unbezahlt, vollkommen unabhängig von den hohen Herrschaften.

Um Ende September war grosses Leben in Lindenfels! Der Odenwald war zum Manöverfeld des XIII. Armeekorps ausersehen, und es wimmelte dort von einquartierten und von biwakierenden Soldaten. Meine Schwester Olli hatte, auf meinen Wunsch hin, ihre Freundin Adele Bopp nebst Schwester Riki Bopp für die Dauer der Sache nach Lindenfels eingeladen; und, da Adele die Einladung annahm, war ihr Besuch ein für mich sehr günstiges Vorzeichen. Natürlich, ich war dabei anwesend, und ich kutschierte die Mädels in unserer kleinen offenen Kalesche in den Manövern herum: Unsere Kalesche! Mein Vater hatte sich, um unabhängig von den Pferde-Postfahrten zu sein, ein Wagenpferd und eine kleine Victoria angeschafft! Ich glaube, die Freude dauerte nur zwei oder drei Jahre; denn die Freude war mit den Bitternissen gewürzt, die mangelnde Pferdekenntnis und ein mangelnder tatsächlich

zuverlässiger Kutscher für den Pferdehalter bedingen. Nun, ich glaube, meine Chancen bei Adele wurden, während ihres Lindenfelser Besuchs, entschieden gebessert; aber ich war zu anständig, um die Chancen des Löwen in der Höhle an meiner Beute auszunutzen. Vielleicht wollte ich auch, nach den von Adele erhaltenen Abweisungen, einen Annäherungsschritt ihrerseits abwarten.

Im November 1894 „stieg“ denn mein Staatsexamen; ich hatte das oben erwähnte dicke Forstgesetzbuch in Schönberg so gut durchgepaukt, dass ich meiner Sache sicher war. So erhielt ich denn, als Schlussnote, 446 aus 450 möglichen Punkten: Das beste Ergebnis, wurde mir gesagt, das jemals dort erreicht worden sei. Ich glaube, ich war damals selbstbewusst und frech: In der Klausur musste eine selbstverfertigte farbige Waldkarte gemacht werden; ich liess sie mir, aller Aufsicht zum Trotz, von einem Unterbeamten des Forstverwesungsbüros anfertigen, um sie als mein eigenes Machwerk vorzulegen. Als ich im Mündlichen vom Geh. Oberforstrat Frey nach der Lebensgeschichte der Aale gefragt wurde, und als dieser gute Herr meinte, ich habe in meiner Arbeit einen Fehler gemacht, sagte ich. „Verzeihung! Meine Version habe ich gerade vorgestern der neuesten Nummer der Deutschen Fischereizeitung entnommen, die der Herr Geheimerat wohl noch nicht zu lesen die Zeit gehabt hat. Nein –, er gestand, er habe sie noch nicht gelesen, und so blieb ich Sieger in der Debatte. Ich konnte meine freche und durch nichts begründete Antwort wagen, weil ich den Mangel meines Herrn Examinators an ichthyologischen Kenntnissen kannte, und weil ich vom Leben des Aales Eines mit Sicherheit wusste: Dass Problematik dieses Lebens noch nicht klar erforscht war: Der Aal zieht zum Laichen in den Ozean; die junge Brut schwimmt in grossen Schwärmen ins Süsswasser zurück.

Seine Exzellenz der Grossh. Hess. Finanzminister wohnte unserer mündlichen Prüfung persönlich bei: und er berichtete am gleichen Abend am „Runden Tisch“ im Casino, welch‘ erstaunliche Kenntnisse der Sohn seines Tischgenossen (mein Vater) bei der Prüfung gezeigt habe.

Und nun wurde ich zum Grossherzoglich Hessischen Forstassessor ernannt! Der Staatsdienst stand mir offen! Hurra!

Aber – ich setzte mich sofort auf die Hosen, um in Giessen meinen Philosophischen Doktor zu machen. Dazu hatte mich einerseits mein Giessener Forstprofessor Hess – vielleicht, weil er in mir einen Candidaten für seine Nachfolge sah – des öfteren aufgefordert; und Onkel Max Müller-Alewyn hatte mir dazu ernstlich zugeredet, vielleicht aus Enttäuschung über das Versagen meines Bruders August in dieser Hinsicht.

Das Doktor-Diplom! Ach, man erhält es, wenn man durch eine Doktorarbeit nachweist, dass man mehr als das unbedingt vom Staat bzw. von der Universität des Staates geforderte Pensum von Kenntnissen zu Papier bringen kann. Merkwürdiger Weise wird – beim Mediziner – eine Ausnahme gemacht: Denn kein Mediziner wird ohne Doktor-Diplom auf die Patienten losgelassen. Bei den Juristen, bei den Gymnasiallehrern, bei den Forstleuten ist das anders!

In den letztgenannten Fächern erhält man das Diplom eigentlich dadurch, dass man sich 2 Monate lang auf die Hosen setzt und über ein Thema, das die Universitätsprofessoren billigen oder gar aussuchen, eine etwa 100 seitige Abhandlung schreibt, und darin zeigt, dass man die einschlägige Literatur (die die Herrn Professoren zur Verfügung stellen) gelesen hat. Das ist alles! Denn die mündliche Doktorprüfung ist nichts als eine Wiederholung der Universitätsprüfung. Da ich in der Universitätsprüfung eine glatte I erhalten hatte, wurde mir, den Giessener Universitätssatzungen entsprechend, die mündliche Prüfung erlassen. Als Thema für meine schriftliche Dissertation wählte ich ein damals bei den Forstleuten aktuelles Problem: Das Schicksal des deutschen Gerbrindenwalds (Eichenschälwalds), dessen Existenzmöglichkeit durch die Einfuhr ausländischer Gerbstoffe prekär geworden war. Tausende von Morgen hessischen (Odenwälder) Eichenschälwalds mussten damals aufgegeben und in Fichten- oder Kiefernschonungen umgewandelt werden. Und gleichzeitig gingen hunderte von kleinen Gerbereien an Neckar und Mosel ein, die der Konkurrenz der vom Ausland belieferten Hamburger Grossgerbereien nicht mehr gewachsen waren. Wie unselig dieser Umschwung für unser Vaterland gewesen ist, das hat sich gerade in den beiden Weltkriegen gezeigt: Da mangelte es an Militär-Leder, weil es uns an einheimischen Gerbstoffen an Eichen-Schälrinde gebrach. Genug davon! Meine Doktorarbeit wurde von den Giessener Autoritäten akzeptiert; und nach ein paar Monaten erhielt ich das Dekret des Doctors der Philosophie „summa cum laude“. Dass die philosophische Fakultät mein rein wirtschaftliches Machwerk zensierte, ja, das ist oder das war eine Giessener Spezialität; es gab dort weder eine naturwissenschaftliche noch eine nationalökonomische Fakultät, so musste denn die philosophische Fakultät herhalten. Mit der Philosophie hat mein Dr. phil. nicht das Geringste zu schaffen.

Und der Erfolg? Nun, der Erfolg war, während meines ganzen Lebens, geradezu verblüffend. Bin ich doch unter tausenden von deutschen Forstleuten einer von Fünfen, die sich Dr. phil., schimpfen können. Und gar in Amerika! Da gab mir der Dr. phil. einen vollkommen unverdienten Nimbus, auf allen Universitäten und in allen Gesellschaftskreisen, insb. aber in den forstlichen Kreisen.

Bilder aus dem Schenck'schen Familienarchiv

Zusammengestellt von Klaus Bräunig und editiert von Johann Georg Goldammer

Weitere Bilder und Ahnentafeln sind im Teil II in den Beiträgen von Christoph v. Rhöneck und Leopold Jaroljmek enthalten

Gemälde von Adele Schenck, 1874 geb. Bopp († 14.8.1929), der ersten Ehefrau von Carl Alwin Schenck (Rupert Scholz, 1896)

Carl Alwin Schenck mit seiner zweiten Frau Marie-Luise, geb. Faber, verwitwete Kulenkampff, in Lindenfels (1932)

Carl Alwin Schenck mit Familie in Lindenfels (1938)

Carl Alwin Schenck mit seiner zweiten Frau Marie-Luise in Lindenfels (1950)

Carl Alwin Schenck in 1951

PHOTO BY KARSH, OTTAWA

1953

1953

4. Februar 1953

Datum unbekannt: Anfang der 1950er

1953 in Lindenfels

Mit Bundespräsident Theodor Heuss (11. Mai 1952);
unteres Bild rechts: Wolfgang Schwabe, Bürgermeister von Lindenfels (1948 bis 1960)

A. Schenck bei derselben Versammlung mit Lindenfelser Bürgermeister Schwabe, OFM Weißgerber und Dr. Lommel anlässlich der Versammlung der hessischen Forstleute am 12.4.1954 in Lindenfels

Carl Alwin Schenck mit dem hessischen Oberforstmeister Weißgerber und Gertrud Schenck (im Foto lachend), geb. Glawe, Ehefrau von Karl August Schenck, anlässlich der Versammlung der hessischen Forstleute am 12.4.1954 in Lindenfels

Carl Alwin Schenck an seiner letzten Geburtstagsfeier am 25. März 1955

Familie – Verwandtschaft – Vorfahren

Die Geschwister Schenck im Jahr 1880:
Stehend (v.l.n.r.): Carlo, Olga und August:
Sitzend (v.l.n.r.): Alwin, Max und Manno

Eltern Olga (Mitte stehend) und Carl Schenck (sitzend) und die Geschwister Schenck:

Oben links: Fritz und Olga vom Baur – Mitte: Elsbeth und Max Schenck – Rechts: Adele und Carl Alwin Schenck – Unten links sitzend: Freya und Manno Schenck

Datum unbekannt, vermutlich um 1910

Ahnentafel der Lind

Georg Wilhelm **Schenck**
Oberamtmann
in Braubach
1700–1785

Christiane Dorothe **Schenck**
geb. Thomae
aus Wiesbaden
1725–1765

Karl Christian **Schleiermacher**
Leibmedicus
in Darmstadt
1710–1781

Johanette Sophie **Schleiermacher**
geb. Gebhard
aus Alsfeld
1723–1778

Johann Jacob **Pfaltz**
Seidenweber
in Offenbach
1698–1779

Johanette Magdal **Pfaltz**
geb. Geiss
aus Pfetz ad Lahn
1724–1793

Heinrich Author **Vaddersjahn**
Bürger
in Braunschweig
1719–1772

Dorothe Elisabeth **Vaddersjahn**
geb. Ohlhoff
aus Pabstorf
1722–1789

Ur-
Groß-

Johann August **Schenck**
Wirkl. Geheimer Rat, Exz.
in Darmstadt, 1744–1806

Johanette M. Reinhardine **Schenck**
geborene Schleiermacher
aus Darmstadt, 1747–1813.

Anton Ludwig Wilhelm **Pfaltz**
Färbereibesitzer
in Offenbach, 1751–1819

Johanette Kath. Elise **Pfaltz**
geborene Vaddersjahn
aus Braunschweig, 1757–1825

L
Groß-

geb. 24.9.1780
in Darmstadt

gest. 8.4.1875,
in Darmstadt

geb. 15.4.1798,
in Offenbach

gest. 21.7.1868,
in Darmstadt

Groß-

Johann Friedrich August Schenck
Präsident der Oberforst- und Domänendirektion

Jeanette Margarethe Schenck
geborene Pfaltz

Karl Friedrich Jacob Schenck
geboren in Darmstadt, 19.9.1831,
Kriegssekretär u. Oberleutnant 1861,
Generalsekretär des 8. Deutschen
Bundes-Armeekorps 1866,

Stabsauditeur i. Kriegsministerium
1870,
pensioniert 1871 und daraufhin
Rechtsanwalt-Justizrat 1876.
gestorben Lindenfels 31.7.1902

El

Gustav August Schenck
1865–1898

Karl Adalbert Schenck
1866–1889

Carl Alwin Schenck
1868–

Kin

lenfelser Schencken.

-Ur Eltern

Gilles **Alewyn**
Stadtrat
in Amsterdam
1744–1789

Marie Cornelie **Alewyn**
geb. van Loon
aus Amsterdam
1752–1795

Walter **Bisdom**
Domherr
in Hanau
1752–1839

Phil. Frieder. Joh **Bisdom**
geb. de-Vrij
aus Wijk-Duurstede
1755–1824

Jean George **d'Orville**
Tabakfabrikant
in Offenbach
1747–1811

Johanna Rahel **d'Orville**
geb. Bernard
aus Frankfurt
1751 – 1822

Johann Georg **Fuchs**
Großkaufmann
in Frankfurt
1738–1800

Ann Syb. Jacobina **Fuchs**
geb. Thurneisen
aus Frankfurt
1746–1788

dr Eltern

Jean Gilles **Alewyn**
Kaufmann und Rentner
in Hanau, 1782–1824

Marie Anna Justine **Alewyn**
geborene Bisdom
aus Utrecht, 1785–1850

Peter Georg **d'Orville**
Tabakfabrikant
in Offenbach, 1783–1858

Marie Elis. Mimi **d'Orville**
geb. Fuchs, adoptierte Bernard
aus Frankfurt, 1788–1863

Eltern

geb. 26.9.1810 in Offenbach

gest. 16.6.1879 in Lichtenthal

Walter Gustav Alewyn
Major im 4. Hessischen Infanterie Regiment

geb. 14.3.1810 in Offenbach

gest. 23.12.1859 in Offenbach

Jeanette Elisabeth Alewyn
geborene d'Orville, aus Offenbach

ern

Olga Cornelie Schenck
geborene Alewyn aus Offenbach
geb. 19.10.1840,
aufgewachsen im großherzoglichen
Schloss zu Offenbach,

vermählt 2.6.1864,
klug, edel, gottvertrauend,
die denkbar beste Tochter,
Gattin und Mutter,
gestorben Lindenfels 30.6.1912

der

Max Wilhelm Schenck 1870–1915	Roland Emanuel Schenck 1871–	Olga Schenck vom Baur 1875 –	Caroline (Lilli) Schenck 1882–

Darmstadt
Casinostraße 8
1880
Karl Schenck
Adele Schenck
Marie Luise Schenck
Karlo Schenck
geb. 19.8.1866
Dr. Alwin Schenck
August Schenck
Agathe
Ernst Grein
Clara Grein
Karl August Schenck
Gertrud
Agathe Schenck
Hans Schenck
Marie
Karlo Schenck
Hildegard
Konrad Schenck
Klaus
Elisabeth
Ursula Schenck
Marei
Maria
Familien-Frühstück in Lindenfels
am 9. Juli 1900

1872
Olga Schenck geb. Alewyn
Lindenfels
im Odenwald
Manno
Freya
Schenck
geb. 7.11.1871
geb. Freiin v. Dörnberg
Fritz
Olga
vom Baur
geb. 10.2.1873
geb. Schenck
Lili Schenck
Klaus
Isabella
Schenck
Friedr. Freiherr
Olga Freifrau
Waitz von Eschen
Delly Schenck
Heinz Adolf
Carla
vom Baur
Hinnerk
Nellie
vom Baur
Georg
Olli
von Rhöneck
Barbara Hertha
Schenck
Carlo
Freya
Barbara
Waitz von Eschen
Fritz
Gerd
vom Baur
Hinnerk vom Baur

1698
Georg Wilhelm Schenck 1708 - 1765
Christiane Dorothe geb. Thomas 1725 - 1765
Karl Christian Schleiermacher 1710 - 1781
Johanette Sophie geb. Gebhard 1725 - 1798
Johann Jacob Pfaltz 1688 - 1779
Johanette Magda geb. Geise 1724 - 1795
Heinrich Anthor Vadderjahn 1719 - 1792
Dorothe Elisabeth geb. Ohnhaft 1722 - 1759
Johann August Schenck 1744 - 1806
Johanette M. Reinhardine geb. Schleiermacher 1747 - 1813
Anton Ludwig Wilhelm Pfaltz 1751 - 1818
Johanette Kath. Elise geb. Vadderjahn 1757 - 1825
Johann Friederich August Schenck * 24. 4. 1788 † 8. 4. 1875
Jeanette Margarethe geb. Pfaltz * 15. 4. 1798 † 21. 7. 1865
Ahnent
der
Lindenf
Schene
Karl Friederich Jacob Schenck * 19. 9. 1831 † 31. 7. 1902
ustav August chenck 15. 5. 1865 13. 4. 1898
Agathe geb d'orville * 22. 3. 1873 † 27. 2. 1902
Karl Adalbert Schenck * 19. 8. 1866 † 18. 1. 1889
Dr. Carl Alwin Schenck * 25. 3. 1868 † 16. 5. 1955
Adele geb. Bopp * 30. 8. 1874 † 14. 8. 1929
Marie Luise geb. Faber * 22. 10. 1869 † 17. 9. 1950
Max Wilh Schenck * 11. 6. 18 † 24. 9. 19
arl August Schenck 18. 2. 1895 † 24. 4. 1952
ertrud geb. Glawe 6. 8. 1899 † 24. 1. 1986
Agathe Schenck * 8. 5. 1887 † 13. 8. 1944
Dr. Hans Schenck * 30. 6. 1884 † 22. 9. 1984
Marie geb. Hensel * 8. 8. 1880 † 9. 7. 1981
Carlo Schenck * 7. 10. 1896 † 25. 6. 1977
Hildegard geb. Voigt * 6. 6. 1898 † 24. 3. 1948
Dutta geb. Beinlich * 27. 5. 1923
Klaus Schenck * 5. 12. 1902 † 20. 5. 1942
Isabella geb. v. Rettberg * 27. 6. 1902 † 29. 8. 1940
* 8. 5. 1920 † 30. 8. 1984
Heide geb. Schenck * 2. 7. 1923
Kurt Hailer * 26. 2. 1940 † 4. 1. 1981
Olli geb. Schenck * 30. 10. 1926
Konrad Schenck * 2. 1. 1924 † 16. 12. 1943
Klaus Schenck * 19. 8. 1928
Christiane geb. Ungerer * 16. 5. 1935
Hans Wegener * 23. 11. 1920
Elisabeth geb. Schenck * 18. 8. 1928
Hermann Bräunig * 12. 4. 1912 † 1. 5. 1988
Ursula geb. Schenck * 19. 4. 1924
Wolfgang Kircher * 16. 2. 1925
Marei geb Schenck * 24. 12. 1926
Bernd Schelble * 9. 7. 1928
Maria geb Schenck * 11. 12. 1932
Barbara Schenck * 24. 12. 1933 † 2. 10. 1950
Dirk Oelting * 27. 11. 1938
Werthe geb. Schenck * 16. 3. 1935
Carlo Schenck * 7. 11. 1936
Sigrid geb. v. Hahn * 10. 2. 1945
Peter Schenck * 10. 5. 1940
Ingrid geb. Köhler * 10. 5. 1944
Freya v. Waitz * 29. 5. 1926 † 5. 7. 1945
Georg Philipp Alwin Schenck * 18. 2. 1962
Dirk Hein Emanuel Schenck * 5. 8. 1964
Carl Friedr. Max Schenck * 4. 5. 1967
Sabine Wegener * 13. 1. 1956
Konrad Wegener * 16. 5. 1958
Klaus Wegener * 13. 4. 1961
Gerd Bräunig * 10. 4. 1952
Claudia geb. Brudmann * 17. 6. 1957
Klaus Bräunig * 26. 1. 1954
Karin geb. Koch * 26. 6. 1954
Günther Bräunig * 10. 10. 1955
Dominique geb. Chapuis * 25. 5. 1952
Stefan Kircher * 14. 2. 1954
Gisela geb. Fessele * 15. 3. 1959
Bettina Kircher * 2. 10. 1957
Dagmar Vogel-Kircher * 13. 4. 1954
Gerd Schelble * 19. 10. 1959
Wanni geb. Fegg * 7. 12. 1961
Hubertus Schelble * 16. 5. 1965
Christian Max N. Oelting * 22. 12. 1972
Isabell Korinna Schenck * 17. 3. 1972
Falko Tobias Schenck * 22. 3. 1975
Andreas Schenck * 8. 7. 1968
Sabine Schenck * 3. 8. 1969
Michael Schenck * 4. 10. 1971
Klaus Schenck * 28. 7. 1978
Andreas Jaroljmek * 13. 3. 1940
Freya v. Stockhausen * 4. 8. 1951
Hans Ludwig v. Stockhausen * 14. 8. 1952
Carla Bräunig * 9. 8. 85
Marius Bräunig * 1. 1. 87
Christoph Carl Bräunig * 18. 11. 81
Andreas Max Bräunig * 5. 8. 84
Celine Bräunig o 2. 9. 80
Philipp Bräunig * 4. 3. 84
Michael Kircher * 1. 5. 88
Christine Kircher * 11. 4. 91
Alissa Kircher * 29. 3. 84
Lisa Maria Schelble * 31. 1. 92
Christian, Leopold, Susanne Jaroljmek * 13. 9. 1980
Tim Wegener * 8. 4. 84
Jakob Emanuel Schenck * 6. 8. 89
Maximilian Jaroljmek * 14. 11. 84
Florian Jaroljmek * 30. 6. 86
Sebastian Jaroljmek * 11. 10. 88
Jan Philipp v. Stockhausen * 11. 11. 89

afel

elser

cken

Gilles Alewyn 1744 – 1789 | Marie Cornelie geb. van Loon 1751 – 1785

Walter Bisdom 1752 – 1830 | Phil. Frieder. Ida geb. de Vrij 1755 – 1824

Jean George d'Orville 1747 – 1811 | Johanna Rahel geb. Bernard 1751 – 1822

Johann Georg Fuchs 1738 – 1800 | Ann. Syb Jacobea geb. Thurneisen 1746 – 1788

Jean Gilles Alewyn 1782 – 1824

Marie Anna Justine geb. Bisdom 1785 – 1850

Peter Georg d'Orville 1783 – 1856

Marie Elis Mimi geb. Fuchs 1788 – 1863

Walter Gustav Alewyn * 26.8.1810 † 16.8.1879

Jeanette Elisabeth geb d'Orville * 16.3.1810 † 23.12.1858

1732

Olga Cornelie geb. Alewyn * 18.10.1840 † 30.6.1912

elm 70 15

Elsbeth geb. vom Baur * 10.2.1875 † 23.8.1937

Roland Emanuel Schenck * 7.11.1871 † 8.12.1953

Freya geb. v. Dörnberg * 26.7.1873 † 1.4.1943

Karl Peter Fritz vom Baur * 10.2.1873 † 25.4.1921

Olga geb. Schenck * 28.3.1875 † 21.5.1957

Caroline Schenck * 1.6.1882 † 2.4.1970

Friedrich Waitz v. Eschen 16.6.1877 † 28.1.1965
ga geb. Schenck 7.8.1903 † 2.11.1976

Delly Schenck * 4.12.1907 † 10.10.1988

Heinz Adolf vom Baur * 28.8.1902 † 8.8.1983
Carla Maria geb. Rott * 8.1.1909
Gertrud geb. Angerstein * 27.6.1910 † 25.5.1992

Johann Heinrich vom Baur * 16.12.1905 † 15.4.1938
Nellie geb. Steiger * 25.4.1897 † 1.8.1982
Rothtraut geb. Haulen * 16.7.1900 † 30.3.1981

Georg Rosenstock v. Rhöneck * 25.7.1910
Olli geb. vom Baur * 13.10.1913

* 12.5.1920
Barbara geb. v. Waitz
* 15.12.1927

Hans Sigismund v. Waitz
* 27.3.1930
Christa geb. Roosen
* 12.1.1935

Fritz vom Baur
* 31.12.1929
Karin geb. Görner
* 24.6.1939

Gerd vom Baur
* 15.6.1933 † 14.3.1957

Bernd vom Baur
* 28.3.1941
Heidrun geb. Lischka
* 7.6.1945

Reinhold Angerstein
* 16.4.1920
Erika geb. Hoesch
* 22.8.1926

Viktor vom Baur
* 12.10.1930
Karin geb. Haarmann
* 10.7.1934

Dan Hinnerk vom Baur
* 21.7.1931
Hayrik geb. Baechler
* 20.10.1933 † 27.12.1997
Jemima geb. Fischer
* 11.8.1936
Michael geb. Sichoff
* 16.6.1938

Katrin geb. Scholz * 19.3.1952
Ulrich Wiegers * 24.11.1955
Antiebrothe i. Stockhausen * 27.1.1960

Friedrich v. Waitz * 14.6.1960
Dieta geb. v. Herstell * 17.4.1958
Annette v. Waitz * 18.3.1962 † 22.1.1973
Harald v. Waitz * 31.7.1965

Gerd vom Baur * 14.6.1962
Ute geb. Lager * 24.8.1965

Ina vom Baur * 21.11.1971

Barbara vom Baur * 3.1.1968

Klaus Marschke * 29.11.1954
Barbara geb. Angerstein * 3.6.1953
Wolfgang Kliesch * 20.6.1956
Ute geb. Angerstein * 21.4.1958

Ivo Hanak * 18.11.1955
Claudia geb. vom Baur * 27.8.1956
Peter vom Baur * 8.3.1961
Daniela geb. Wilkins * 14.11.

Angela vom Baur * 31.1.1964

Michael Seyfried * 31.1.1964
Barbara vom Baur * 23.1.1956
Martin vom Baur * 23.1.1961

Jürgen v. Rhöneck
* 16.11.1938
Dietgard geb. Rothfuß
* 31.7.1945

Christoph v. Rhöneck
* 10.5.1940
Claire geb. Bousquet
* 13.8.1945

Tjard Otto
* 4.6.1937
Olli geb. v. Rhöneck
* 23.8.1943

Siegfried Treichel
* 25.1.1939
Sybille geb. v. Rhöneck
* 28.5.1942

Marie-Theresa v. Stockhausen * 3.7.1961
Gunnar Wiegers * 3.12.1984
Malte Wiegers * 19.5.1987

Julianne Marschke * 15.1.1979
Peter Marschke * 2.2.1986

Christoph Kliesch * 8.1.1978
Max Kliesch * 30.3.1987

Julia Hanak * 25.11.1988

Adrian Rhöneck vom Baur * 12.7.1988

Christa v. Rhöneck * 26.9.1973

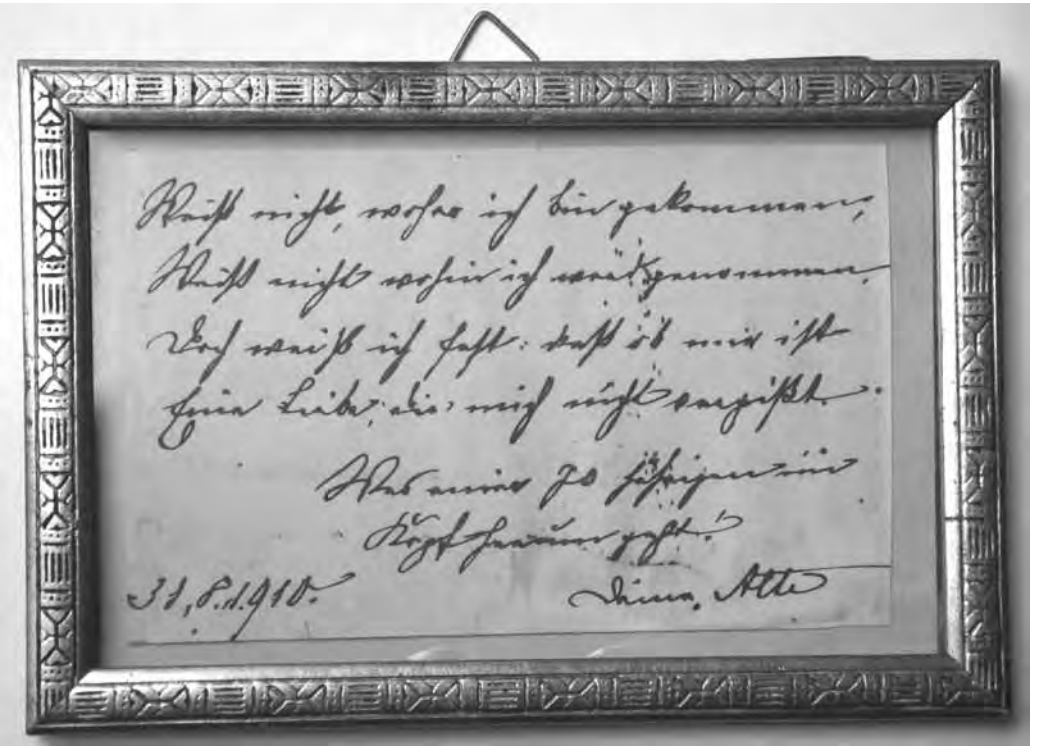
Christiangeorg Otto * 1.10.1971

Melanie Otto * 7.6.1974

Roland Treichel * 20.12.1973

Annemarie Treichel * 9.6.1976

10.6.92 J.H.v.



Weiß nicht, woher ich bin gekommen,
Weiß nicht, wohin ich werd` genommen,
Doch weiß ich fest: daß ob mir ist
Eine Liebe, die mich nicht vergißt

Was einer 70 jährigen im
Kopf herum geht

31.8.1910. Deine Alte

Anmerkung: Dieses Gedicht stammt aus der Feder von Justinus Kerner (deutscher Arzt, Dichter der schwäbischen Romantik und Romanautor, 1786-1862), für ihren Sohn Alwin Schenck aufgeschrieben von seiner Mutter Olga Cornelie Schenck geb. Alewyn (1840-1912)

Teil II

Fathers of American Forestry

The Freiburg Symposium 2018

Prologue

Johann Georg Goldammer

This symposium in which we are bringing together the descendants and the custodians of the legacies of the Fathers of American Forestry, has a preceding history. The research of Jameson Karns, our doctoral student at the University of California, Berkeley, and the Global Fire Monitoring Center (GFMC), Max Planck Institute for Chemistry and Freiburg University, Germany, and the inspirations of Stephen J. Pyne, America's renowned fire historian, has motivated me to recollect my relationships to the visions and achievements of Sir Dietrich Brandis and Carl Alwin Schenck.

These two particular pioneers of international forestry contributed to the global acceptance of the practice of sustainable forestry. I first became aware of the name "Carl Alwin Schenck" in the mid-1960s when I became engaged in my own professional pursuit of forestry. Like Schenck, my forestry roots are traced to my initial service as a Hessian forester. My first mentor was the head of forest management in one of the Schenck Family's forest estates in Schweinsberg, Hesse State. His influence and lasting impact extends not only through my own career but also through the forests of Odenwald and Lindenfels – the home region of Carl Alwin Schenck. After the study of forest sciences and this initial career in the Forest Service of Hesse State, I returned to Freiburg University to establish the Fire Ecology Research Group – the precursor to the GFMC. Through this institution I began to develop a transdisciplinary research agenda aimed at understanding the role of fire in the Earth System. My endeavor to research fire in my homeland did not come easy. In Germany during the 1970s such research was nearly taboo, as the country put into place legislation that prohibited the traditional application of fire in land use and impeded field research. However, my academic mentor at Freiburg University, Dr. Jean-Pierre Vité, a Huguenot-descendant German forestry scientist professor, who had spent many years of his research in the United States, gave me the academic liberty and encouragement to look beyond Europe's borders. In 1974-75 I studied the ecological power of fire at the Tall Timbers Research Station near Tallahassee, Florida, under the lead and guidance of Edwin V. Komarek, the doyen of fire ecology (1). Upon my return from the U.S. in 1975 – I wrote my diploma thesis entitled with a single word, *Feuerökologie,* a term I introduced to the German lexicon. I then began to explore the continents where natural fires and traditional fire management

had shaped forest and open landscapes of high conservation value, productivity and carrying capacity. When encountering the fire landscapes of the United States and the forests of India and Myanmar, I came across the legacies of Carl Alwin Schenck and Sir Dietrich Brandis. Their historical footprints are found amongst the land management administrations, institutions, and forests that they once habituated. Amongst these international figures I also encountered others. The influential German foresters, notably the Prussian forester Bernhard Fernow, who had established the forestry school at Cornell and directed the Bureau of Forestry (predecessor to the U.S. Forest Service). As Stephen J. Pyne once told me, Fernow was instrumental in the commission that led to the Forest Service, and recruitment of a French American – Gifford Pinchot (2). Within the Indian Subcontinent I learned about the work of Brandis' successors in the position of Inspector General of Forests – Sir William (Wilhelm) Schlich and Berthold Ribbentrop. Their work led me to discover a so called *"fire schism,"* which had divided the community of foresters originally in the British colonies, between those believing in the ecologically and socially benign role of fire in the South Asia's forests – notably the *teak* and *sal* forests; and those condemning fire as evil (3). In Southeast Asia and later in Germany I was privileged to meet Eberhard Brünig, the last living German forester of the British colonial service, who had served as Assistant Conservator of Forests in Kuching (Sarawak, Malaysia) and in 1984 became the Director of the Institute of World Forestry and Ecology in Hamburg and Chair of World Forestry at the University of Hamburg. He discussed with me the increasing vulnerability of tropical rain forests and heath forests to fire in the early 1990s, the first alarming signals of climate change in insular South East Asia (4).

Here is where the pioneering work of these men comes full circle to my own. Roughly a century after their efforts later, I followed in their footsteps. All of us came from a country where fire had played a significant role in belief and custom (5), but where concepts of sustainable forestry and nature conservation dogmatically excluded the recognition of fire as an integral natural and cultural factor in ecosystem dynamics. In North America and in Asia our ancestor foresters had already quarreled with this enigma. They encountered a world, in which natural wildfires and the application of fire by the indigenous populations had significantly shaped the environment. Native Americans continued to use fire for maintaining and cultivating hunting grounds, and in tropical Asia fire was as key tool in land cultivation since time immemorial. Imposing the Central European dogma of fire exclusion to other ecological and cultural regions of the world could simply not work. This encounter

of perception of fire ended either in failures, i.e. the exclusion of fire from forests resulting in increasing hazard and vulnerability to catastrophic fires, or in learning and bringing home the lessons identified in the new fire world. We Europeans learned a lot from the native people in other continents, and from a successively emerging science that was later called fire ecology. The *fire schism* in British India resulted in the recognition that the commercially important *teak* forests were tolerant to fire – and even needed fire for surviving against the powerful competition of fire-sensitive species. The introduction of *taungya* by Sir Dietrich Brandis in Myanmar, a slash-and-burn-based agroforestry system, provided an opportunity for enhancing livelihood of forest people and peace between farmers and foresters.

Our ancestor foresters and I learned a lot in the fire continents America, Africa, Asia and Australia. We brought this knowledge back home and revived the recognition of fire as an important ecological factor that needs to be considered in understanding and maintaining some cultural landscapes of Central Europe (6). The work, which our fathers of forestry foresters began in the 19th Century, continued in the 20th and 21st centuries – and in this enduring process we recognize that we are in a constant learning process. Personally, I felt ennobled by a remark of Stephen J. Pyne in his attempt to describe my life's work by stating: "The closest historical analogy I could contrive was Dietrich Brandis, the botanist-turned forester who created a forestry service for imperial Britain in the nineteenth century (7)." Akin to Carl Alwin Schenck – Sir Dietrich Brandis was also my mentor and teacher. This is what I want to convey to the descendants of these two most profiled German foresters, to express my appreciation that the families of the pioneers of international forestry are recognizing and taking care of their generation-spanning legacies.

References

(1) Goldammer, J.G. 2000. Global transitions of fire and fire management: Retrospectives and perspectives. In: Fire and Forest Ecology: Innovative Silviculture and Vegetation Management (W.K. Moser and C.F. Moser, eds.), 1-9. Proc. Ann. Tall Timbers Fire Ecol. Conf. 21. Tall Timbers Research Station, Tallahassee, Florida. http://gfmc.online/wp-content/uploads/Goldammer-Ed-Komarek-Memorial-1998-Tall-Timbers-Fire-Ecol-Conf-21.pdf

(2) Hesmer, H. 1975. Leben und Werk von Dietrich Brandis (1824-1907). Abh. Rhein.-Westfäl. Akad. Wiss. Bd. 58, Westdeutscher Verlag, Opladen, 476 p.

(3) Goldammer, J.G. 1993. Feuer in Waldökosystemen der Tropen und Subtropen. Birkhäuser-Verlag, Basel-Boston, 251 p. http://gfmc.online/wp-content/

uploads/Goldammer-Feuer-Waldoekosysteme-Tropen-Subtropen-Birkhaeuser-1993.pdf

(4) Goldammer, J.G. 2006. History of equatorial vegetation fires and fire research in Southeast Asia before the 1997-98 episode. A Reconstruction of Creeping Environmental Changes. Special Issue: Mitigation and Adaptation Strategies for Global Change 12, 13-32. DOI: 10.1007/s11027-006-9044-7.

(5) Freudenthal, H., 1931: Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch. De Gruyter & Co., Berlin Leipzig.

(6) Goldammer, J.G. 2007. Feuerökologie – Einführung und Durchsetzung eines Begriffs. In: Jetzt ist die Landschaft ein Katalog voller Wörter. Beiträge zur Sprach der Ökologie (B. Busch, Hrsg.). Valerio 5, 119-127. Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Wallstein Verlag, Göttingen (ISBN 978-3-8353-0155-9).

(7) Pyne, S.J. 2015. East of the Wind and West of the Rain. Interdisciplinary Studies in Literature and Environment Vol. 22, No.1 (Winter 2015), p. 155–163. doi:10.1093/isle/isv001. https://academic.oup.com/isle/article-abstract/22/1/155/2357580

Reuniting Legacies

Jameson Karns

Historians look to the past to provide context to the present and illuminate the future. The Symposium *Fathers of American Forestry* aims to commemorate this tradition by honoring a shared legacy. As we acknowledge those in attendance, we recognize the unequivocal fact that legacies are living threads that bind us to the past. It is this thread that each of us share. All of us hail from a handful of select individuals that sought to better the natural world. Some are direct descendants, while others had the privilege to foster friendships with them. Scholars, like myself, have committed careers on these men and understanding how they have impacted the world. Also present are educators who ensure these legacies for future generations.

The time has come to identify the individuals that have been alluded to. At the threshold of the twentieth century, a call emerged from the United States of America. The cause for action was the defense and development of the nation's woodlands which suffered from generations of exploitation. A Bavarian by the name of Dietrich Brandis was aptly suited for this request. Brandis had served as the architect and superintendent of the British Forestry Department in South Asia. No one else held such esteemed credentials. It comes as no surprise that a young aspiring American named Gifford Pinchot sought the tutelage of Brandis upon his arrival to Europe. Pinchot received a terse yet tailored education in forestry under his mentor's watchful eye. Shortly after Pinchot's return to the United States – another young man of promise caught the attention of Dietrich Brandis. An energetic Hessian forester by the name of Carl Alwin Schenck. Schenck's ambitions knew no restraint, as he too staked his future on the far side of the Atlantic. The trio were successful in shifting the trajectory of American land management and shaping environmentalism as we now know it. I will not reconstruct the lives of these men. The following presenters will assuredly speak to these narratives with a profound amount of personal insight, far exceeding my own capabilities.

Legacies are living. Brandis, Pinchot, and Schenck shared a passion for forestry. However, it would be a fallacy to recognize them merely by this attribute. First and foremost, they were friends, colleagues, and trusted confidants. These relationships extended to the families of the other. Indeed, correspondence between the three families still provide historians with rich insight into the strength of the familial bonds. It has come to my attention that throughout the turbulent history of

the twentieth century these bonds have dissolved. Tonight, marks the first occasion in over a century that these relations have been revisited.

With that being said, I would now like to directly address the descendants and former colleagues of these men. If they could speak to you and our efforts at this symposium, what would they say? I've spent the last several days scampering through material to answer this question. I believe I found the answer in a letter written by Carl Alwin Schenck which was addressed to Dietrich Brandis. To provide context to the letter: members of the Schenck family had traveled to Bonn to have a day of leisure with the Brandis family. Together they spent the day perusing the nearby botanical garden and an enjoyable dinner in the parlor over which they discussed the Pinchots and the opportunities in America. Reflecting upon the interactions between the families Schenck wrote, "May our families remain sincere and beloved to each other." With that I conclude, I hope the events of the symposium are not only informative but also rekindle "sincere and beloved" relations between all.

Uncle Ali lives on in the Schenck Family

Klaus Bräunig

In our family Dr. Carl Alwin Schenck was only called "Uncle Ali". Lindenfels in the Odenwald forest is associated with Uncle Ali – there the Schencks had built up their "summer residence" in 1886 and this was the *Schenckenhaus* of all the family ever since the end of the 19th century. And as far back as I can remember it was the venue for many family conventions and festivities for some or for all of the Schencks. My wife and I married in the protestant church in Lindenfels in the sunny-golden October of 1979 and our reception in the *Schenckenhaus* lasted well into the next morning. In 1982 our oldest son Christoph Bräunig was baptized in Lindenfels.

Uncle Ali had lived in the neighboring house. We children never got to know him in person – only through a large number of Schencks in my mother's generation who described a captivating person who was popular on all sides and a great authority in the family.

So Uncle Ali not only left his mark on my generation (including those who married into the Schenck family), but through the regular family gatherings – the triennial Schenck-day *Schenckentag* – he also remained with us as one of the experts who flourished as the study of forestry emerged and developed in the late 19th and early 20th centuries. Today Germany is one of the world's leading exporters of machinery, vehicles, chemicals and many other industrial products. Engaged senior and talented next-generation professionals like the hosts of this symposium recognize and unveil the legacy of Uncle Ali who more than a hundred years ago brought Germany's young forest science and forest management approaches to the US.

In 1997 the US Ambassador to Germany invited me to attend the "International Visitor Program" of the United States Information Agency (USIA) to travel three weeks through the United States – on the American taxpayer's cost. Taking this generous opportunity, I was able to visit Carl Alwin Schenck`s Forest School in Asheville, North Carolina, and discovered what we can learn from our American friends when it comes to preserving Uncle Ali's achievements for future generations. The museum is lovingly cared for (Figure 1). And since my visit it has received another piece of genuine Uncle Ali memorabilia – his beloved ear trumpet that came down to my mother after being inherited several times. She was happy to donate it to the museum (Figure 2).

Figure 1. Commemorative display at the Biltmore Forest School Museum in Asheville, North Carolina (1997)

Figure 2. The author handing over the ear trumpet of Carl Alwin Schenck to the museum (1997)

My mother's generation of course had known him personally. My mother, now aged 94, still enthuses about his charm. She describes his second wife as making a great impression, especially on the young girls: a "fine lady from Bremen" who lost her heart to Uncle Ali and moved from Germany's far north to Darmstadt and the Odenwald forest to be with him. Whenever she invited people to dinner, she maintained a tradition of fine dining – of course with a strict dress code and the best table manners.

No one ever managed to equal Uncle Ali in the Schenck family – even though his life looks exemplary for many of our Schenck family: education, pioneering spirit, performance readiness, commitment and activity. With Uncle Ali comes in addition for the family his – at that time – exotic international experience. That excites the family's attention. For nieces and nephews, he stays the family's adventurer and fancying uncle. And upcoming generations are sure to be amazed when they discover such an incredible personality in the Schenck family. They will remain proud of this ancestor, I guess. And: We understand that today's researchers are interested further exploring and interpreting the role of him, his colleagues and his lasting legacy to American forestry.

As only a few of Uncle Ali's contemporaries can tell us about him today, we are especially grateful for the initiative of Prof. Goldammer, for the research activities shown by him and especially by his doctorate student Jameson Karns, and for bringing us together for this symposium in memory of the three families Brandis, Pinchot and Schenck´s foresters. That includes the efforts to get Uncle Ali's memoirs published so they will be preserved for generations to come.

I am especially impressed by the dedication of all our American guests who have travelled from the US to be with us. Thank you very much for coming here and being part of our event.

I am most grateful to both Christoph von Rhöneck for joining us today as a contemporary witness from Lindenfels to tell us about Uncle Ali, and to one of our young Schencks, Leopold Jaroljmek, who – as a student researcher into our family history – is also contributing to this symposium.

Carl Alwin Schenck in Lindenfels. A Retrospective

Christoph von Rhöneck

I am happy to take the opportunity to speak to you here because I am one of Carl Alwin Schenck's last surviving great-nephews who knew him personally and I am at the moment still able to write and to read my text. I was born in 1940, Carl Alwin Schenck was one of my godfathers, and thus, at Easter 1954, he went to church in Lindenfels. At that time, we both lived there. Otherwise, Carl Alwin did not go to church, but on this day, he put in an appearance with an old-fashioned top hat. He lifted his hat, pointed to me and said loudly: "Just because of you I am going to church today." He was self-supporting when it came to religious instruction. According to his own words, he read the Bible every morning in English, Latin, and German. This was his start into a strictly scheduled day; his mornings were dedicated to his work, that is, correspondence and scientific study. During this time, up to his last illness, he had a secretary who did all his typing to his dictation. He took the afternoons off and used them for long walks or for reading or for meeting friends. In the evenings, he wanted to be entertained, and that included playing cards with his relatives. He did not have to walk far for this entertainment. He lived in his half-timbered house, built before World War I with American timber directly beside the family home, which was completed in 1886 (Image 1). Around 1950, this house was inhabited by two young great-nieces and other relatives, who used to play Skat or Bridge with him. However, they were not always available to play with him – maybe on purpose – and thus he had my brother and me called and asked if we could come and play Skat. Playing with him was rather exciting, as he was not interested in playing with good cards. He was very fond of trying to win against us even with a bad hand. Sometimes it worked, but at other times he lost spectacularly. Then he was really enraged and sent us home with the words: "You little dogs, get out and switch off the light!" He then calmed down in the dark and in total silence, looking out at the dark landscape.

Since 1886, the family of Karl Schenck, the father of Carl Alwin, had been living less and less in Darmstadt and more in the countryside, in Lindenfels. This is a tiny town with a long history. Until 1803, it belonged to the Electoral Palatinate as an administrative town, since then, it has been part of Hesse, even as a district town until about 1870. Part of the town walls and the castle ruins are still visible today, situated on a hill of the Odenwald. But still, this was the countryside, and the Schenck

Image 1. The house of the Schenck family and the house of Carl Alwin Schenck in Lindenfels (watercolor, 1949)

Image 2. The Schenck family at the coffee table (around 1902)

family really belonged to the residence of the Grand Duchy, Darmstadt. The reason for their frequent stays in the Odenwald was that Carl Alwin himself and also his father Karl suffered from weak lungs. In his memoirs (1), he calls himself a "lung whistler". I am not sure if he really suffered from tuberculosis at one time, but weak lungs certainly were a reason for Carl Alwin to study forestry and for Karl Schenk to move his main place of residence – which was not really easy.

In 1866, Hesse and other south German states were involved in a war against Prussia and lost. This had of course consequences in the Grand Duchy of Hesse: its war ministry was dissolved, and jurist Karl Schenck (a staff auditor) was forced to retire. He had to work freelance as a lawyer. He employed a young and very capable Jewish lawyer (Dr. Bender) in his office, who took on more and more of the actual work, while Schenck with his good relations in Darmstadt took care of the networking. The Schenck law office soon became renowned as one of the best in Darmstadt and profit rolled in. The Merck family, who was related to the Schencks, already had a number of summer houses on the western slope of the Odenwald, and now the Schencks had theirs built in Lindenfels.

Figure 2 shows a coffee table outside the Villa Schenck in Lindenfels, a photo taken in the summer of 1901 or 1902. We see the elder Schencks, their children with their spouses, and three grandchildren. We recognize Carl Alwin's first wife. The two oldest sons are already deceased, August from tuberculosis, Carlo from yellow fever in the West Indies. We see Klaus's and Leo's great-grandfathers and my grandmother. The three grandchildren in the picture were known in Lindenfels as Tall Schenck, Wealthy Schenck and Handsome Schenck, not by their first names, which goes to show that the Schenck family was a bit aloof. The most interesting person for us, Carl Alwin, is not in the picture. He is taking the photo; he will then have it magnified and colored in and distributed to the family. At this time, he is employed with Vanderbilt in Biltmore; the Forest School there is thriving.

In 1909, Carl Alwin is fired by Vanderbilt (2). There were disputes on forestry issues, but the conflict escalated when Carl Alwin physically attacked a Vanderbilt employee. Carl Alwin was taken to court and had to pay a fine of one dollar. The Biltmore school keeps on working without Biltmore, but with a great amount of travelling in the States and abroad. In 1913, Carl Alwin finally leaves the US and returns to Germany. In 1914, he is drafted into the army and wounded on the Russian front by a shot in the stomach.

In 1918, at the end of the war, Carl Alwin is 50 years old, far too old for an academic career in Germany. Nevertheless, he could continue working as a self-

employed scientist. From a rich uncle, he had inherited money and a respectable house in Darmstadt, on the corner of Heidelberger Straße/Heinrichstraße. He lived in Lindenfels and spent his summers frequently in the US, teaching in colleges. In winter, he used to work on his books, for example his three-volume work *Fremdländische Wald- und Parkbäume* (*Foreign Trees in Woodlands and Parks) (3)*. This is certainly his opus major.

But this is not enough for Carl Alwin. He pursues other projects, of which I want to name just two: in 1926, he writes a book (4) about Georg Merck, founder of Merck & Co. in the US, for his American relatives of the Merck family. Georg Merck was a cousin of Carl Alwin and was married to Friederike Schenck, another cousin of Carl Alwin. Both went after their marriage to the US as George and Rickel Merck. The type-written booklet is complemented with more than a hundred small photographs and describes lovingly George's and Rickel's youth in Darmstadt.

Another project was genealogy. As an example, I would like to mention his work on an ancestor chart of the Lindenfels Schencks (Image 3). By accident, a collection of letters and archival documents, which Carl Alwin sent to a certain Professor Brandes (not Brandis!), ended up with my parents after Carl Alwin's death. He was working on the completion of his ancestor chart. Of Walter Bisdom, there was only one, life-size painting as a child in the family, painted by an excellent Amsterdam artist in 1759, which is now hanging in my house. But this could hardly be included in the ancestor chart. Thus Carl Alwin started his research and reconstructed the life of this "Canonicus of the cathedral in Utrecht" and finally succeeded in closing this gap in the ancestor chart.

In 1939, World War II broke out. Carl Alwin was 71 years old at the time, old enough to retire. The generation of his nephews was at an active age then, and we now return to the three boys (Tall, Wealthy, and Handsome Schenck) (Image 2). Tall Schenck had been a mayor of Lindenfels for several years and worked at the Bethel Institution (Christian institution). He was married to Marie née Hensel, a direct descendant of Fanny Hensel, the sister of Felix Mendelssohn-Bartholdy. This branch of the Schencks had to fight hard for their family during the Nazi years. Sons of families related to Jews by marriage were allowed to die for the Fatherland as common soldiers, but not to become officers. The other Schencks, Wealthy and Handsome Schenck, meanwhile, were Wehrmacht officers – colonels, to be precise – and were deployed to different parts of the Eastern front. But what did Carl Alwin do in the meantime?

As head of the family, he took it upon himself to maintain contact between the different branches of the family. Irregularly, and very carefully, because the letters might be red by others than the intended persons, he wrote reports on what happened at home and at the front.

In addition, he went hunting in his forest grounds. The game he brought home was an important addition to the family larder, which was affected by rationing. In this context, I can tell you a story I learned from a contemporary witness (Ludwig Strohmenger). This witness took part in a battue as a beater in the winter of 1942. During this battue, a younger member of the family, against all rules, shot a fawn. Carl Alwin reacted quickly and harshly. He took the hunter's gun, with the remark: "You are not going loose another shot today," and gave the unloaded gun to the 12-year old beater. This is an example of how Carl Alwin reacted quickly and strictly to mistakes and injustice.

In 1945, the war was over. The US Army crossed the Rhine at Remagen and later at Oppenheim near Darmstadt. Soon the troops arrived at Lindenfels. In those days, Carl Alwin was one of very few men in Lindenfels, and he advised his fellow citizens: "When the soldiers march in, make sure you lie in your bed. Americans are afraid of disease, so you will be safe in your beds." This advice was readily taken, and there was hardly any bloodshed in Lindenfels.

With the end of the war, Germany had arrived at a state which Theodor Heuss (first president of the Federal Republic) once described as total defeat and new liberty. Carl Alwin made use of this liberty. In the days after capitulation, public life was practically dead. Schools were closed, so Carl Alwin immediately started giving regular English lessons to grammar school students in his office. A small group of students was having a conversation in English, when suddenly the housekeeper, Marie Weg, knocked on the door and entered, asking, "Dr. Schenck, there are Americans who want to talk to you. What should I do?" Carl Alwin, who was already very hard of hearing at that time, replied very loudly, "Ask them in. I'll be with them in a few minutes. Give them some wine, but not of our best." One week later, at the same hour, in the same place. The students were hard at work, and again they were disturbed. An American sergeant came to deliver a crate of wine, on which was written in bold letters, "The best". Thus the first contact was made between the US Army and Carl Alwin, and he was made Head Forester in Hesse (Oberlandforstmeister) in 1945.

Carl Alwin worked for the Forest Service Greater Hesse in Wiesbaden, together with several other foresters. Forester Rosenstock was responsible for saw wood.

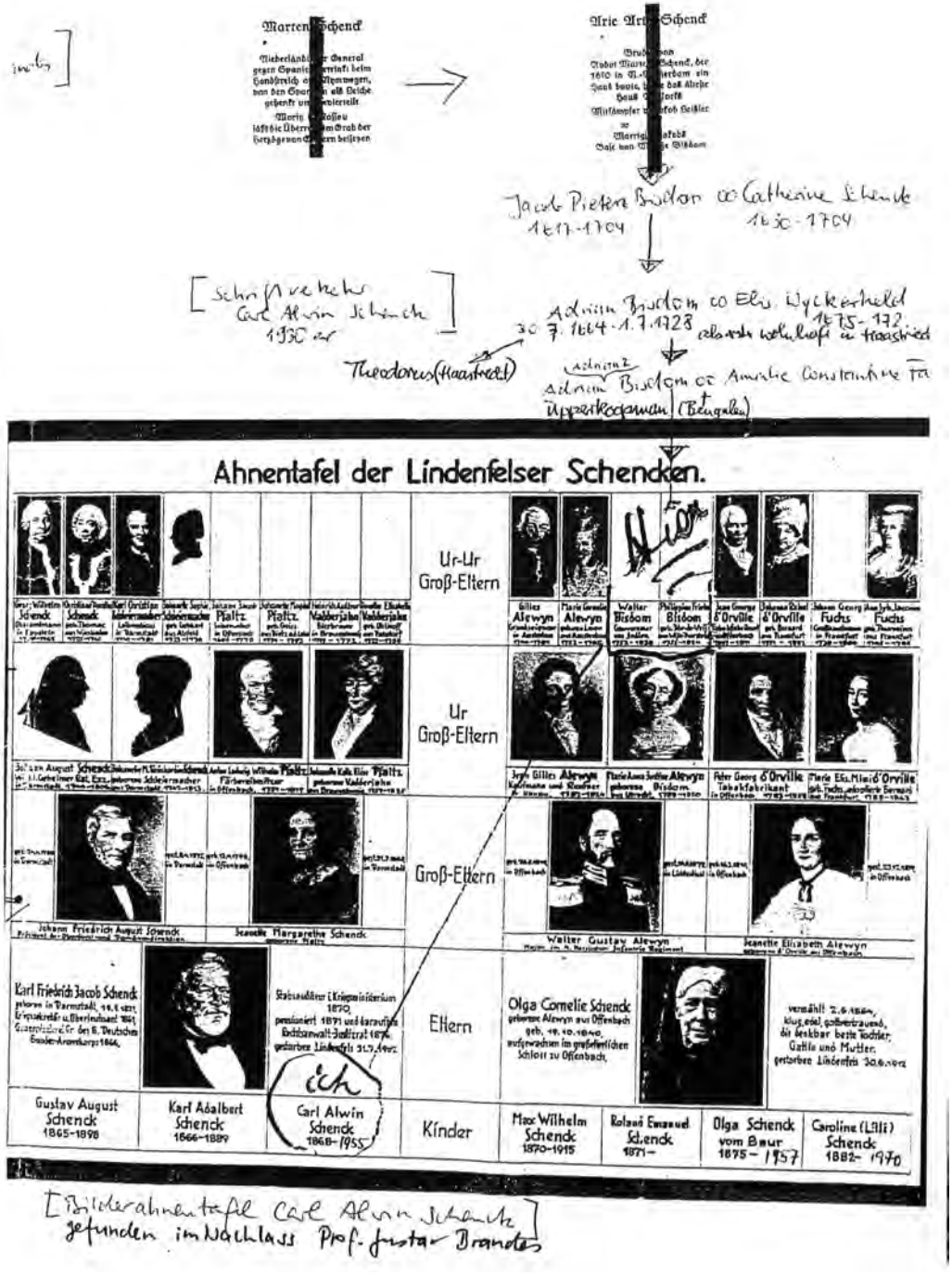


Image 3. Ancestor chart in progress of the Schenck Family, sent by C.A. Schenck to Prof. Brandes, Dresden (1934)

The military administration was represented by a certain Captain Stuart. A dispute arose between those two men, which was to be settled at a conference in Stuttgart. In vain. The dispute between Rosenstock and Stuart escalated further in the following days, and finally, during a discussion, Stuart drew his service pistol and said, "You are lying." Rosenstock went to Carl Alwin's office to get his support. After Carl Alwin had been informed, he ran over to the military administration office, with neither hat nor coat, confronted Stuart and slapped the American officer in the face. That was a scandal. The affair was settled quickly: Schenck was sent into retirement, Rosenstock was relocated to the provinces, and Stuart had to leave Germany within the next 24 hours (Image 4).

Carl Alwin had not managed to make use of the new liberties and opportunities. The consequences of total defeat, on the other hand, became more and more burdensome for him. His house in Darmstadt had been bombed out in 1944, his funds, which he had left in the US, had been confiscated. Only his little house in Lindenfels was left to him. His situation was catastrophic. This becomes evident in a letter which he wrote in 1949 to a friend, the entrepreneur, Dr. Hans Freudenberg (Image 5). I quote: "My dear and now doubly beloved Dr. Hans. Really, when my wife just stepped up to my desk with your letter and the 150 DM from you, she had tears in her eyes. And now that I am writing to you, I feel the drops also in the corners of my eyes. Whom should I thank, you or first of our God, who gifted me with your friendship and, what is more, your trust? Your generosity does help me indeed out of a predicament …". The 150 DM were not a gift, they were a loan. We see that Carl Alwin's financial situation was really critical. Nevertheless, he was still full of plans. In 1947, he re-founded the German Dendrological Society (Deutsche Dendrologische Gesellschaft) and became its president, in 1951 its honorary president. In 1951, he also travels to the US and meets with an enthusiastic welcome. George W. Merck, son of George Merck, comes to Lindenfels and announces, "As long as ships are sailing, you will get your whiskey." This is a veiled promise to take care of Carl Alwin and to set off the accrued cost against the confiscated assets, if they were to be returned. They never were.

In 1954, Carl Alwin came down with prostatic cancer. He went to hospital and presented himself to the head doctor. During his exam, a trainee nurse, Rosi (Rosemarie Schneider), is present. Normally, patients are intimidated by this examination and keep silent. However, trainee nurse Rosi reports that Carl Alwin tries to cope with the situation. He says, "When I was young, I could piss across a horse's back." And the doctor replies, "I never had this ambition."

Carl Alwin's health deteriorated rather quickly. He passed away in May 1955. Part of his ashes are buried in Lindenfels and another part in Raleigh, N.C. – as he had suggested in a letter sent to his friends and colleagues in the United States at Christmas 1951 (Image 6). This letter as well as other personal papers are archived at the Special Collections Research Center, North Carolina State University Libraries, Raleigh, N.C..

The memory of Carl Alwin Schenck was kept alive in the US; he is remembered more as a pedagogue than as a scientist. For the Schenck family, he had been the dominant figure for more than 50 years. He created the label of the Lindenfels Schencks. The solidarity within the family is still alive, and thus we are going to celebrate the family, that is, we celebrate ourselves, with a great family convention in Darmstadt in June 2019.

References

(1) Carl Alwin Schenck. Memoiren 1868 bis 1887 (Teil I dieses Buchs)
(2) Carl Alwin Schenck. The birth of forestry in America. Biltmore Forest School 1898 -1913, p. 171 ff.
(3) Carl Alwin Schenck. Fremdländische Wald- und Parkbäume, 3 Volumes, Paul Parey, Berlin 1939
(4) Carl Alwin Schenck. George Merck 1867–1926 (unpublished), 74 pp.

Hans-Alfred Rosenstock +

Carl Alwin Schencks letzte „Amtshandlung"

1945 kam der von den Amerikanern als Chef einer zu bildenden Landesforstverwaltung bestellte Professor Dr. C.A. Schenck (72) nach Kassel, um mich als Holzhandelsreferent beim neu einzurichtenden „Forstservice Greater Hessen", wie diese Dienstelle nach Schenck benannt werden sollte, zu verpflichten. Ich war als Leiter der Abteilung IV, Holzwirtschaft und Sägeindustrie vorgesehen. Im Dezember 1945 wurde ich für diese Tätigkeit nach Wiesbaden abgeordnet.
Die im Landeshaus residierende allmächtige amerikanische Militärregierung wurde von einem Forstoffizier Namens Captain Stuart, der aus Darmstadt kam, vertreten.
Captain Stuart war ein mißtrauischer, herrschsüchtiger und Cholerischer Offizier, der der besiegten Nation besonders distanziert gegenüber stand.

Als ich einen Befehl des Captain Stuart für undurchführbar hielt, brachte ich diesen vor den sog. Länderrat der Amerikanischen Zonen in Stuttgart. Die Forstverwaltungen der anderen Zonen bestätigten die Hessischen Bedenken, worauf die Deutschen Bediensteten die Länderratssitzung verlassen mußten. Am Nachmittag wurde uns mitgeteilt, die Hessische Militärregierung werde die Anordnung des Captain Stuart aufheben. Ich ließ mir vorsichtshalber die Entscheidung schriftlich aushändigen. Stuart forderte auch erwartungsgemäß das Schriftstück von mir mit den Worten „give me the copy". Unglücklicherweise stand auf diesem Befehl handschriftlich, dass die Hessische Militärregierung „crazy" sei.
Nur durch eine negative Schriftprobe konnte ich den Verdacht der Urheberschaft einer solchen Todsünde von mir ablenken.
Jedoch wurden trotzdem daraufhin die Beziehungen zwischen Stuart und mir immer gespannter.
Eines Tages ließ er mir durch seinen Dolmetscher sagen, ich würde Befehle der Militärregierung nicht befolgen. Auf meine Nachfrage um welche Befehle es sich handele, wurde erklärt, ich verstieße gegen das strikte Verbot der Militärregierung ohne Genehmigung Schnittholz herzustellen. Ich wies den allgemeinen Vorwurf zurück. Auf meine Bitte um Benennung des in Frage kommenden Sägewerks wurde ein Sägewerk in Kostheim genannt. Ich versprach den Sachverhalt umgehend aufzuklären.
Nach ein paar Stunden gelang es mir Captain Stuart nachzuweisen, dass das betreffende Sägewerk von Amerikanischen Pioniereinheiten direkt angewiesen worden war, Schnittholz für die zerstörte Rheinbrücke bei Kostheim herzustellen.
Darauf zog Captain Stuart seine Dienstpistole, richtete sie auf mich uns schrie „You are lieing!" Ich erwiderte, er könne sich gerne telefonisch von der Richtigkeit meiner Feststellung überzeugen und verließ sein Dienstzimmer.
Äußerst erregt über diese Verhaltensweise eines Soldaten der „befreienden Nation" ging ich sofort zu Professor Schenck, erstattete ihm Bericht über den Vorfall und erklärte, unter solchen Arbeitsbedingungen könne ich die Abteilung Holzwirtschaft und Sägeindustrie nicht länger leiten.
Schenck lief, nachdem er mich angehört hatte, ohne Hut und Mantel herüber zur Militärregierung und stellte Captain Stuart zur Rede. Als sich dieser Vorfall, wie von mir geschildert, bestätigte, schlug Professor Schenck dem Amerikanischen Forstoffizier ins Gesicht.
Natürlich gab das einen dollen Aufstand. Professor Dr. Schenck mußte sofort seine Stellung als Chef der Landesforstverwaltung räumen. Aber auch Captain Stuart erhielt den Befehl aus Washington binnen 24 Stunden Deutschland zu verlassen.
Als „friend of Carl Alwin" waren meine Tage in Wiesbaden gezählt, obwohl ich Professor Schenck nach seiner Entlassung noch mehrere Monate vertreten durfte.
Nach der Einsetzung des Nachfolgers, des Oberlandfortsmeisters Mehlburger, wurde mir an einem Samstag von Ministerpräsident Gailer im Autrag der Militärregierung eröffnet, wenn ich nicht bis Montag abberufen sei, könnte ich mir die Welt hinter Stacheldraht ansehen.

Image 4. Hans-Alfred Rosenstock (Darmstadt):
Carl Alwin Schencks 'letzte Amtshandlung'.

XXXXXXXXX

23. November 49

Herrn
Dr. Hans Freudenberg
W e i n h e i m a.d.B.
Ludwig-Albert-Grimmstr.18
Baracke

Mein lieber und nunmehr doppelt geliebter Dr. Hans!

Wirklich, als meine Frau eben mit Ihrem Brief und mit Ihren 150.--DM an meinen Schreibtisch trat, da standen ihr die Tränen in den Augen; und jetzt, da ich Ihnen schreibe, fühle ich die feuchten Tropen auch in den eigenen Augenwinkeln. Wem soll ich danken, Ihnen oder zunächst dem Herrgott, der mir Ihre Freundschaft, und was mehr ist, Ihr Vertrauen geschenkt hat? Ihre Grosszügigkeit hilft mir, tatsächlich, aus einer für mich kritischen Lage: 12 Monate lang habe ich an meinem Kinderbuch gearbeitet; und all diese Arbeit ist umsonst gewesen, wenn ich keinen Verleger für das Buch finde. Mein Weihnachtsbrief wird nun sofort von der Firma Diesbach gedruckt und die 1. Nummer des Weihnachtsbriefs soll Ihnen zugehen.

Ich habe nur eine Bitte: Wenn es mir mit Ihrer Hilfe gelingt, einen Verleger für das Kinder-Baum-Buch zu finden, so müssen Sie mir erlauben, Ihnen die mir heute zugeschickten 150.--DM. aus den amerikanischen Emoluments zurückzuerstatten. Das macht das Annehmen für mich so viel leichter, der ich Ihre Güte und Freundschaft nicht missbrauchen möchte.

Allerherzlichst und allerdankbarst, Ihr

Dr. C.A. Schenck

Image 5. Carl Alwin Schenck. Letter to Dr. Hans Freudenberg, 23 November 1949

C. A. Schenck's C H R I S T M A S – L E T T E R 1951

Beloved friends all over the beloved United States:

My very soul continues to live in the U.S.A., all the time; and, for that very reason I continue to be happy.
Maybe that my body should have died on July 4th in the Redwoods, to be buried at the very apex of my long life in the most divine grove of forest lands on earth; and the Schenck Grove should have been, incidentally, the Schenck Grave!
I promise to be back in the U.S.A. next year for another chance of this burial, provided that the American Forestry Association will have its 1952 meeting in or near the Redwoods.
In the meanwhile and if I should die in Lindenfels, I have asked my legal executor (Dr. Fritz Merck in Darmstadt) to send my ashes to George W. Merck, the ashes to be scattered all over my Redwood-Grove.
The Germans, not to be outdone alltogether by my American boys and friends, had arranged for me, when I returned to Europe, a reception in Bonn by their Federal President, Mr. Theodor Heuss, who was deeply interested in my American tales and reports; and by the German-American High Commissioner, Hon. John McCloy, who has send me, in the meanwhile, 6 bottles of "Old Forester". I tell you 6 "Old American Foresters" and some deer (in lieu of the dears) are the best company which a lonely fellow may have at Christmas!
For additional companionship I was about to secure a television-set: But what is the use of all television if it fails to allow me, at Christmas, to peep deeply into the intimacies of your family life and to thus partake in its joys? However ... there is nothing to prevent my thoughts and my love from being with you; and, most assuredly, they will be on hand, they will be with you at Christmas as radiant as the brightest candles in your tree.

Yours most sincerely and even more jubilantly

C. Alwin Schenck

Image 6. Carl Alwin Schenck. Letter to his friends and colleagues, Christmas 1951. Source: Carl Alwin Schenck Papers, MC 00035, Special Collections Research Center, North Carolina State University Libraries, Raleigh, N.C., U.S.A. Courtesy: Jameson Karns, University of California, Berkeley and Global Fire Monitoring Center

Carl Alwins Schenck's family – Citizens of Darmstadt

Leopold Jaroljmek

In 1900, Rudolf Schäfer, a distant cousin of Carl Alwin Schenck, published a book chronicling the Schenck family history. On the first page he wrote: "*Our ancestors were more focused on proving their own worth rather than praising the actions of their ancestors.*" It seems that this mindset on proficiency is a longstanding element of the Schenck nature. By studying Carl Alwin Schenck's family history, one will find many examples attesting to that proficiency.

The early roots of the Schenck family are linked back to Augsburg and Donauwörth in South Germany, where – according to town archives – the Schencks lived and worked as goldsmiths. They flee Catholic Bavaria, because the family was Protestant. In 1615 the goldsmith Johannes Schenck applied to be a citizen of Darmstadt in the State of Hesse. A few years later he became the Landgraves official court goldsmith and was in charge of supervising coin production. A symbol of this goldsmith heritage – a golden chalice made by Johannes Schenck – is on display at the Hesse State Museum Darmstadt. The family's coat of arms dated 1698 also shows their heritage as goldsmiths. A later version created in 1732 adding the Hessian Lion is still in use today (Figure 1).

After their arrival in Darmstadt the Schencks established themselves as an upper-class family. Their social status and respectability as a family of society found expression in the housing situation; exposed areas and fine houses like the central boulevard Rheinstraße. As was commonplace, the Schencks married (mostly) people of their same class and circumstance. Schencks were related to well-known aristocratic families like the: Mercks, Schleiermachers and Büchners and others. The Schenck family grave at the old cemetery in Darmstadt, and also in the *Deutsche Geschlechterbuch* tells not only that, conveys these connections as well as the family's sense of pride.

Outside of a proud family legacy, Carl Alwin Schenck grew up surrounded with notions of individualism, courage, sense of duty and other characteristics that come with a man of his status. At the time of Carl Alwin most of the families' sons worked for their country in civil service, the military, or in other parts of society. They were well educated, and received placements in the upper echelons of state service.

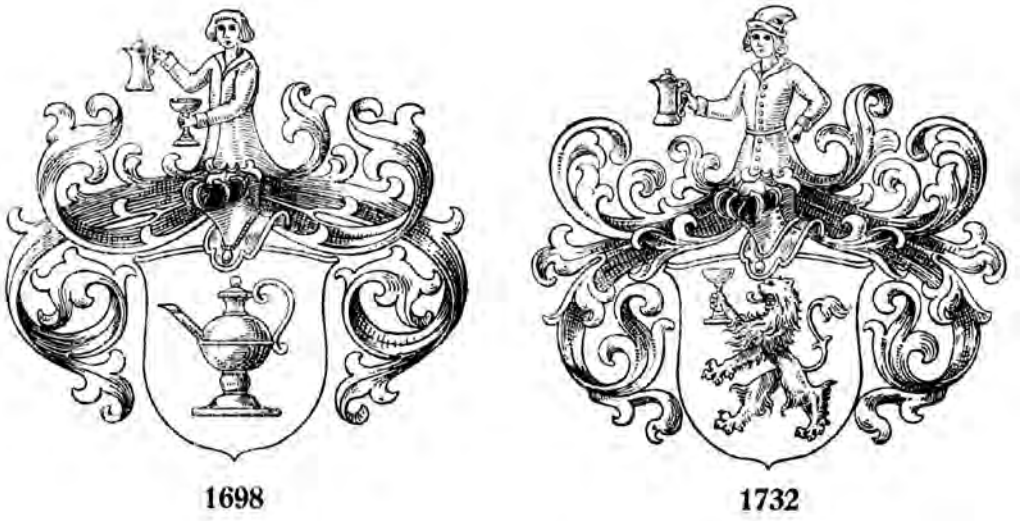


Figure 1. The old (left) and the contemporary (right) version of the coat of arms display the traditional style of the goldsmiths – by showing the jug (pot) used for pouring out wine. In the German language "pouring out" is "Ausschencken" – thus symbolizing the family name Schenck.

- His great-grandfather, Johann August I, was chief justice and president of the Supreme Court of Hesse State, distinguished with the highest honors of civil ranks.
- His grandfather, Johann August II, was head and president of the Hesse *Seigniories* and State Forests, where he supervised the state's forests for more than 15 years (Figure 3).
- His granduncle Friedrich August, a politician, was elected several times in the Hesse State Parliament. His reputation made him a member and speaker of the first chamber in the first free elections and representative to the *Reichstag* in Erfurt (Figure 4).
- Alwin's distant uncle Carl Heinrich Johann founded an iron foundry and later a scales factory in Darmstadt (Carl Schenck AG) and made major advancements in his field of engineering and design and production of scales (Figure 5).
- A nephew of Carl, Emil Ludwig Stephan, succeeded him and worked together with the local university and was therefore honored with the position of a senator. He also served as the President of the Darmstadt Chamber of Commerce and Industry (*Industrie- und Handelskammer*).

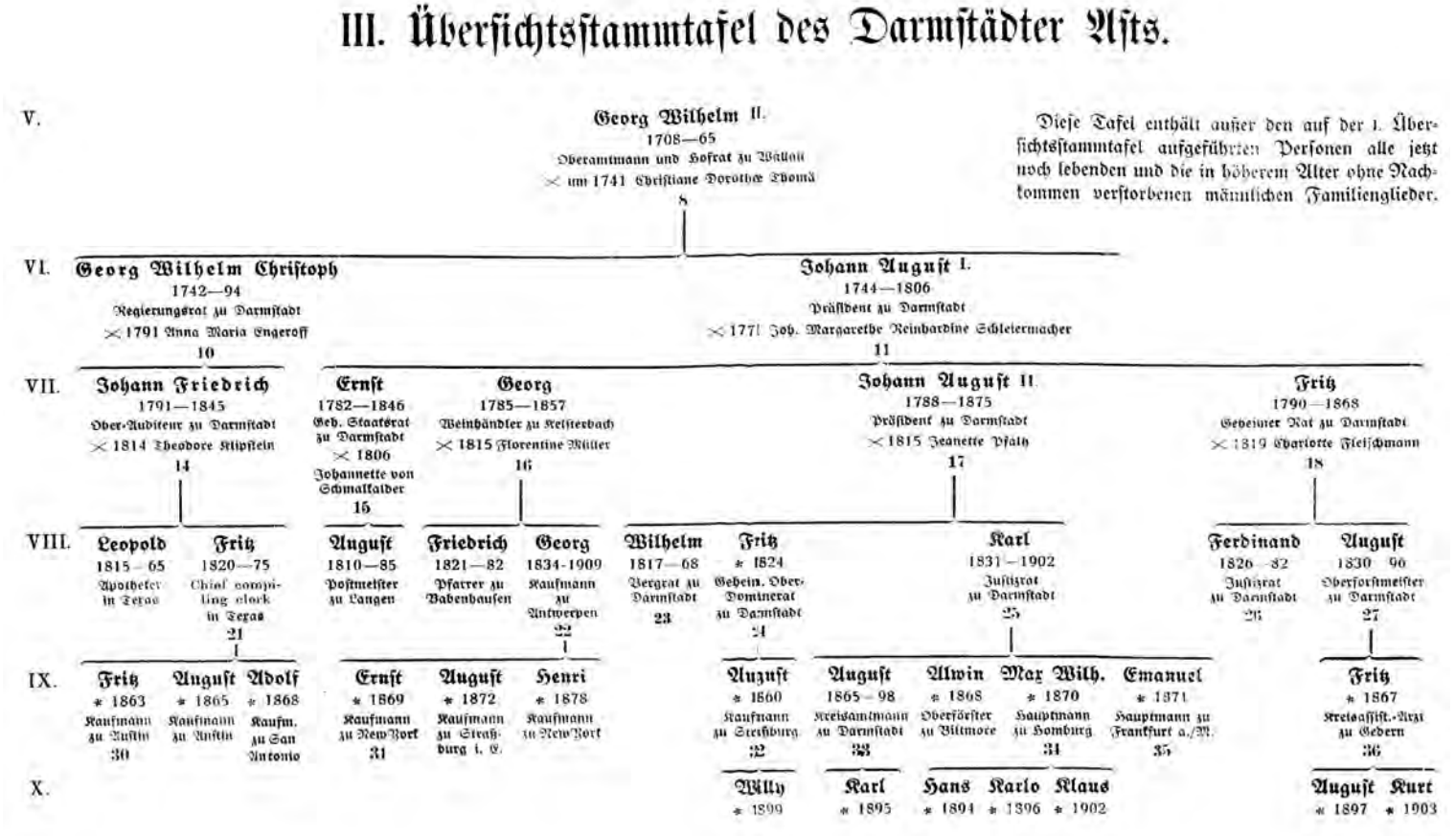


Figure 2. The ancestors chart of the Darmstadt branch of the Schenck family, showing the closest male relative of Carl Alwin Schenck who were still alive at the time of constructing the chart, or who had passed away without having descendants.

- Alwin's aunt Elise founded, together with the late grand duchess Alice, the Hesse Red Cross.
- His father Karl Friedrich Jakob worked at the local courthouse and for the military before he became a private lawyer with an office at home.
- Other family members like Alwin's aunts Anna (wife of Georg Merck) and Frederike (wife of Georg Friedrich Merck) and their efforts, were familiar to Carl Alwin. This is especially the case at the annual summer vacations in Lindenfels/Odenwald or at the *Schenckentage,* the traditional family reunion.

Figure 3. C.A. Schenck's grandfather, Johann August II, was head and president of the Hesse Seigniories and State Forests, between 1788 and 1875.

Figure 4. C.A. Schenck's granduncle Friedrich August, a politician in the First Chamber of the Hesse State Parliament and representative to the Reichstag in Erfurt

Figure 5. C.A. Schenck's distant uncle Carl Heinrich Johann Schenck (1835-1910), founder of an iron factory in Darmstadt (Carl Schenck AG).

Figure 5. C.A. Schenck's distant uncle Carl Heinrich Johann Schenck (1835-1910), founder of an iron factory in Darmstadt (Carl Schenck AG).

The Heritage of Sir Dietrich Brandis and the Brandis Foundation

Ursula Brandis and Andreas Sedlatschek

Dear Prof. Goldammer, ladies and gentlemen,

thank you very much for your kind introduction. My nephew and I are very happy to be here with you today to pay tribute to the lives and works of Dietrich Brandis, Gifford Pinchot and Carl Alwin Schenck. Together we have prepared a little talk about Sir Dietrich and our foundation work, but you will understand I will leave it to Andreas to give this talk in English.

Dear Prof. Goldammer, when you first approached us with the idea of participating in a symposium on Sir Dietrich and his students, we felt honored and proud – but also a little nervous. The reason was quite simple. We are neither forestry experts, nor historians, and we cannot lay claim to understanding the true scientific and historical impact of Sir Dietrich's work. So – would we have anything meaningful to contribute to such an illustrious meeting? Well, we did overcome our

Figure 1. Sir Dietrich Brandis (1824-1907)

initial doubts, because we were excited to see you and Jameson again, and we were delighted at the prospect of meeting you all personally to share with you what we know about Dietrich and his life from the documents in my aunt's personal archive.

First we would like to take the opportunity to make a few remarks on the life of Sir Dietrich Brandis and the few belongings he left behind. At the outset we must say that there are only a few documents, photographs, notes and letters from Dietrich Brandis's time that are still in our possession today. Most of the original documents were given to the Bonn City Archive a long time ago and have been made accessible to research since. The few documents that were kept in the family are very personal in nature. But it is these documents that have allowed us quite intimate glimpses into the lives of Dietrich Brandis and his family – people living unusual lives in truly extraordinary, often very difficult and trying times.

Born in 1824 in Bonn as the second son to Caroline and Christian August Brandis, Dietrich grew up a curious child with a great thirst for knowledge. We would say you can actually grasp Dietrich's curiosity in this intimate little drawing, which shows the Brandis family spending an afternoon together sometime in the

Figure 2. The Brandis family in the early 1830s

early 1830s. When Dietrich's father, the philosopher Christian August Brandis, was appointed advisor to King Otto of Greece in 1836, the family moved to Athens under rather adventurous circumstances. This was the beginning of a time which would mark Dietrich for the rest of his life.

While his father would be away assisting King Otto in setting up the University of Athens, Dietrich and his brothers were "home-schooled" by Ernst Curtius, who would later make a name for himself as the excavator of Olympia among other things. Ernst Curtius at one time expressed his astonishment at young Dietrich's diligence. He wrote: "*Der Älteste hat eine große Lust am Lernen und Lesen – bedarf mehr des Zaumes als des Stachels.*" Not only was Dietrich interested in studying and reading – it was during his time in Greece that he developed a keen interest in the outdoors, especially in botany, an interest he would deepen when pursuing his studies at the universities of Copenhagen, Göttingen and Bonn. In fact, the first post Dietrich took up after completing his studies was in botany at Bonn. Only later would he move into forest management.

Of course we do not have enough time today to recount Dietrich's life in all its details. Let it suffice to say that it was through the connections of his first wife Rachel Marshman, the daughter of a missionary in India, that Dietrich found his way to Burma in 1855 and, later on, to India, where he was able to make a significant contribution to forestry management.

Figure 3. Rachel Marshman

Figure 4. The Imperial Forest School (left) and the Forest Research Institute (right), Dehradun

In 1858, Dietrich became head of the imperial forest administration of British Burma. In 1864, three years after his wife Rachel had died, he was appointed Inspector General of Forests, a position he would hold for twenty years. In this capacity he devised new forest legislation and helped establish research and training institutions

Figure 5. Katharina Brandis, born Katharina Hasse, the second wife of Dietrich Brandis

such as the Imperial Forest School in Dehradun, which was founded in 1879, the forerunner of today's Forest Research Institute. One of his major achievements as an administrator lay in his ability to engage the local population in forest protection.

As his personal correspondence reveals, the harsh living conditions in South Asia and the constant pressure he was under forced him to return to Europe twice for medical treatment. On his first such visit in 1866 Dietrich met the 26-year-old Katharina Hasse. She would become his second wife after Dietrich had asked her mother, Caecilie Hasse, for her daughter's hand in a series of heartbreaking letters that are still in my aunt's possession. Shortly thereafter, the couple returned to India, where they would stay for another twenty years and have seven children.

Katharina Brandis herself became a well-respected lady amongst Dietrich's circle of colleagues and friends. She was a talented artist and spent much of her time drawing and painting. Katharina's numerous paintings are a unique and very per-

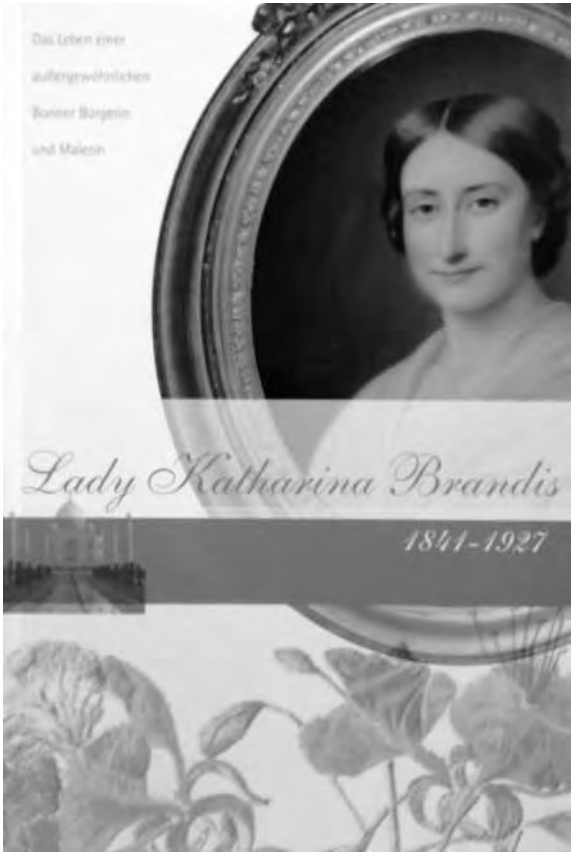


Figure 6. The book "Lady Katharina Brandis", authored and published by Ursula Brandis in 2010

sonal record of what British India, its forests and its plants, looked like. Certainly inspired by her husband's work, Katharina developed an interest in botany and dendrology herself, which is reflected in her work. More than two hundred paintings are still with us and have been exhibited at Bonn's City Museum on several occasions. In fact, Katharina's life inspired Ursula Brandis so much that she also wrote a little book about her life, using the few written documents from her days as a starting point for telling her remarkable story.

Dietrich Brandis retired in 1883. He left India and returned to Bonn. It is fascinating to see that he would remain very active for the rest of his life both in Bonn and at Kew. Much of his time was spent sharing his experience and expertise with young foresters from all over the world, who would set out to follow in his footsteps as researchers and administrators, amongst them Gifford Pinchot, Carl Alwin Schenck and William Schlich, with whom Dietrich Brandis corresponded extensively. It is a pity that we did not find any of these letters in our private archive any more.

Shortly before his death, Dietrich completed his opus magnum, Indian Trees, a book that had long been in the making and is still available in Indian bookstores 100 years later.

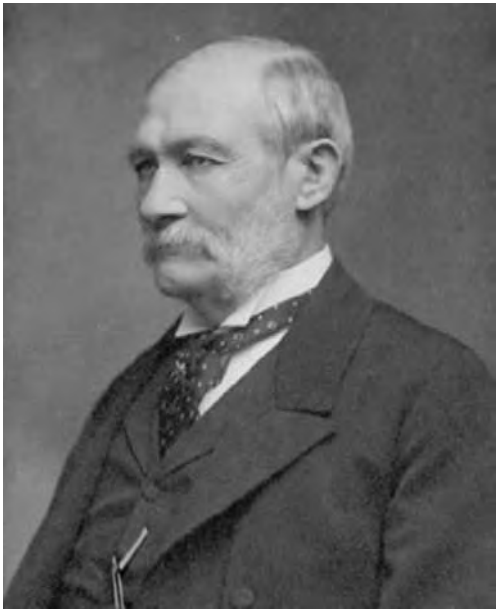
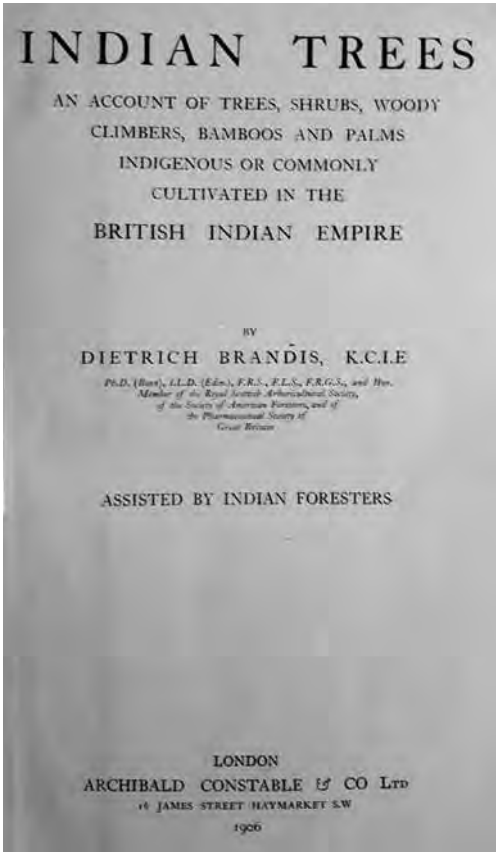


Figure 7. Sir Dietrich Brandis retired in 1883 and returned from India to Germany.



INDIAN TREES

AN ACCOUNT OF TREES, SHRUBS, WOODY CLIMBERS, BAMBOOS AND PALMS INDIGENOUS OR COMMONLY CULTIVATED IN THE

BRITISH INDIAN EMPIRE

BY

DIETRICH BRANDIS, K.C.I.E

Ph.D. (Bonn), LL.D. (Edin.), F.R.S., F.L.S., F.R.G.S., and Hon. Member of the Royal Scottish Arboricultural Society, of the Society of American Foresters, and of the Pharmaceutical Society of Great Britain

ASSISTED BY INDIAN FORESTERS

LONDON
ARCHIBALD CONSTABLE & CO LTD
16 JAMES STREET HAYMARKET S.W
1906

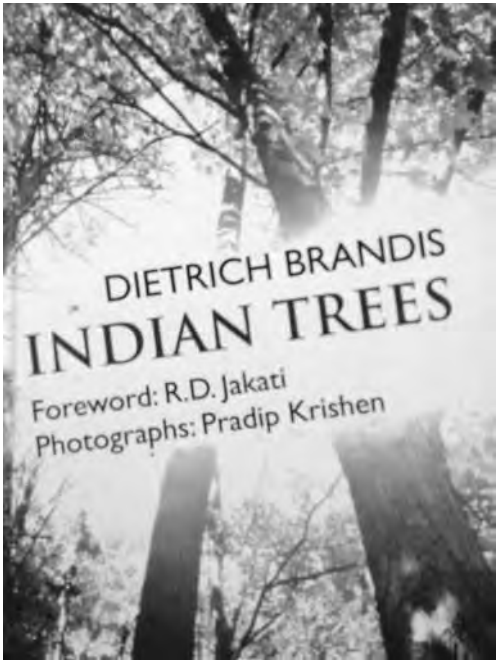


Figure 8. The book "Indian Trees" was first published in 1906 and has been reprinted and used in India and internationally since then.

Figure 9. Lady Katharina Brandis in the early 1920s

Katharina Brandis survived her husband by 20 years. When she passed away in 1927, only one of her seven children was still alive: Bernhard, my uncle's father.

It had always been Henning Brandis' dream to visit Dehradun, the town in the foothills of the Himalayas where his father Bernhard was born and his grandfather Dietrich spent so much time in. In 1994 his dream finally came true. Prof. Brandis and his wife paid an emotional visit to India, during which they were given the opportunity to trace some of Dietrich's and Katharina's paths in Delhi and Dehradun.

While in Dehradun, they also visited an Indo-German school project which had been founded in 1976 to provide education not just to the privileged few, but to all children regardless of their social or religious backgrounds. Highly impressed by the work done at Vivekananda School, Ursula and Henning Brandis got inspired and set up a foundation to help families and students in need. The Sir Dietrich Brandis Foundation was born.

Figure 10. Prof. Dr. Henning Brandis (1916-2004)

Figure 11. In 1997 Henning Brandis and his wife Ursula visited the Vivekananda School, which was founded in 1976.

Figures 12 and 13. Vivekananda School in 2016

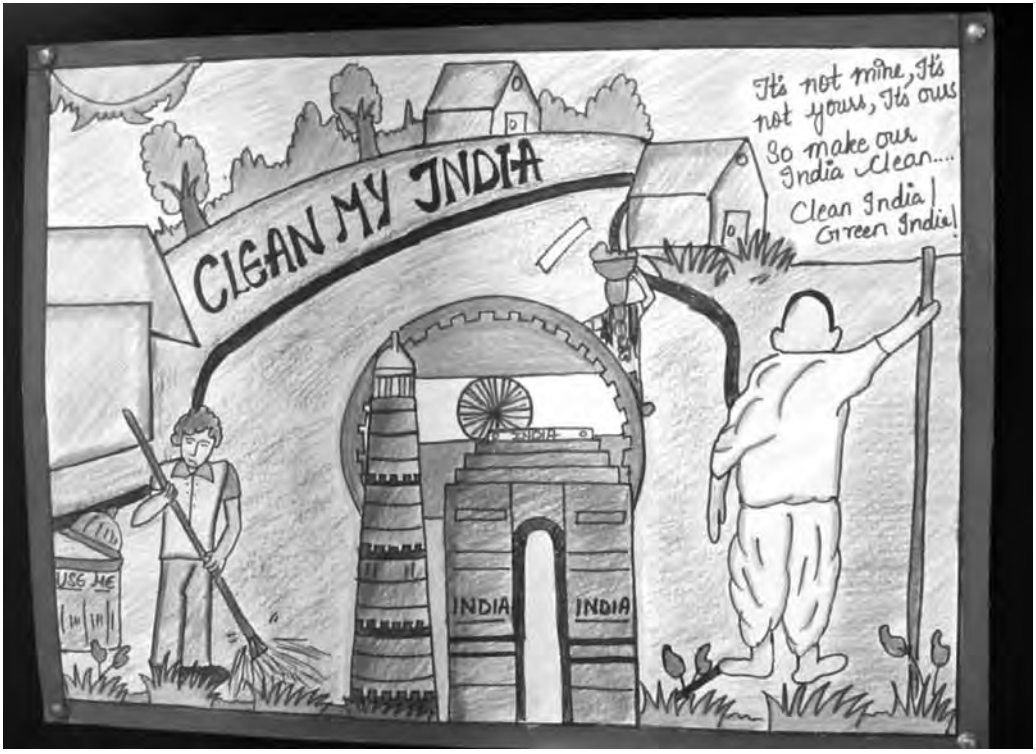


Figure 14. Environmental education at Vivekananda School

Figure 15. Vivekananda School prioritizes the education of girls from disadvantaged families.

Over the past 23 years, Vivekananda School has continued to grow – just like the Rudraksha tree planted in the school yard back in 1994. Today the school project comprises three kindergarten schools, three primary schools and a senior secondary school, which are attended by about 1200 students.

Vivekananda School is one of very few schools in Dehradun open to children from the lower echelons of society. We are proud to support them by providing scholarships to families in need, by helping the school maintain and improve its facilities, and by organizing educational programs for students, teachers and parents.

Special emphasis is laid on environmental education. Considering the enormous challenges India is facing at the beginning of the 21st century, this appears to be of tantamount importance.

In recent years, our special focus has been on supporting girls from disadvantages families. Currently we are covering the school expenses for 30 girls at Vivekananda School aged between 8 and 18. Allow us to say that it was a great pleasure to meet these talented young girls personally during my short visit to Dehradun this summer.

Ladies and gentlemen, thanks for your attention. We are very much looking forward to your talks.

References

Brandis, D. 1906. Indian trees: An account of trees, shrubs, woody climbers, bamboos, and palms indigenous or commonly cultivated in the British Indian empire. London: A. Constable.

Brandis, U. 1998. Sir Dietrich Brandis (1824-1907). Ein Leben für den Forst in Indien und Europa. Bonner Geschichtsblätter, Band 47/48, 303-315

Brandis, U. 2010. Lady Katharina Brandis, 1841-1927. Das Leben einer außergewöhnlichen Bonner Bürgerin und Malerin. Herausgegeben und editiert von I. Bodsch. Verlag StadtMuseum Bonn, 144 p.

Remarks from the Cradle of Forestry

Robert Beanblossom

It is indeed a real pleasure to be here with you this evening. I retired from the West Virginia Division of Natural Resources where I divided my professional forestry career between wildfire control and recreation management. I retired as a regional administrator with the state park section. My wife and I became the volunteer caretakers at the Cradle a little over three years ago. For us it has been truly a labor of love and we are grateful to share with you this evening a little of the history and significance of this historic place.

Nestled in a mountainous valley known as the Pink Beds is the Cradle of Forestry in America, a national heritage site. With an understory of wild flowers, this spot in the heart of the Pisgah National Forest western North Carolina is aptly named, for it is the birthplace of scientific forestry in the United States.

This intriguing story begins in early 1888. That year a wealthy young man, George Washington Vanderbilt, traveled to the nearby town of Asheville along with his mother, who sought relief from malarial-like symptoms. Dr. S. Westray Battle, a retired US Navy surgeon and a highly respected pulmonary specialist with a practice there, subsequently provided Mrs. Vanderbilt's medical treatment while she and her son stayed at the posh Battery Park Hotel. The clean air, scenic mountains and natural beauty of the area quickly captivated Vanderbilt, a widely-traveled, well-read individual, who considered himself a poet at heart. Consequently, he fell in love with this land and immediately decided to build a luxurious mansion - he later named Biltmore - and to purchase property. As he was buying the initial 6,000 acres for the estate, he decided to continue to buy the view as well. Vanderbilt employed the foremost architect of the day, Richard Morris Hunt, to design his 255-room mansion and soon recommended an equally famous landscape architect, Fredrick Law Olmsted, to design the grounds of the estate. Olmsted, known for designing New York's Central Park, the U.S. Capitol grounds and other notable venues, suggested to Vanderbilt that a forester be hired to manage his newly-acquired holdings. There was one problem, however, only two foresters were practicing in America at the time. One was a German forester, Bernard Fernow, who happened to be already working with the Department of the Interior as director of the Division of Forestry in Washington, DC. The other was a 27-year old Pennsylvanian - Gifford Pinchot.

Pinchot, who came from a wealthy family himself, had graduated from Yale and had studied forestry, on the advice of his father, in France for 13 months. Anxious to get started in his chosen profession, he accepted Vanderbilt's offer of employment and came to the Biltmore Estate in early February, 1892. By 1895 the property had grown to over 125,000 acres of forest land; but much of it had been heavily damaged by fire, grazing and poor logging practices. There were, however, virgin stands of high quality trees especially in the coves and on north and east facing slopes of his holdings. His plans for forest management included selection cutting for sustained yield. Stands not adequately stocked with trees were planted with hardwoods and pine. Later, in writing of his experience, Pinchot stated, "…. Thus, Biltmore became the beginning of practical forestry in America. It was the first piece of woodland to be put under a regular system of forest management whose object was to pay the owner while improving the forest." He also received his first taste of fighting wildfires while working on the estate.

Pinchot was employed at Biltmore for only three years as he was destined to play a national role in the establishment of forest policy throughout the US. He served as the first chief of the US Forest Service in 1905 when for federal forest reserves were transferred to the Department of Agriculture, and later was elected governor of Pennsylvania for two terms. He was a close personal friend of both Presidents Theodore and Franklin Roosevelt and was one of the original founding members of the Society of American Foresters. Today, he is highly regarded as the "father" of American forestry by professionals throughout the nation.

I think Vanderbilt was aware of Pinchot's limited education and through Charles Sprague Sargent contacted Sir Dietrich Brandis for a recommendation to replace Pinchot. Brandeis was considered to be the foremost authority on forestry in the world at the time. In his own words, Vanderbilt asked for an" Oxford trained forester." Brandis suggested Dr. Carl Alwin Schenck, a German forester, who grew up in the town of Darmstadt and had longed to become a forester since boyhood. Brandeis knew both men, had been a mentor to both and had even encouraged Pinchot to remain in Europe and pursue a doctorate degree.

Knowing little of American tree species or forestry needs, Appalachian mountain culture or even democracy for that matter, Schenck accepted Vanderbilt's offer of employment. He did have one thing going for him though – he could speak English. During his college days, he had met and fallen in love with a girl from England. In an attempt to impress her, he even memorized Shakespeare's "King Richard II".

Schenck intensified the programs begun by Pinchot. He urged the construction of permanent forest roads to facilitate management activities, took steps to improve watersheds and created a tree nursery. He undertook several projects to improve game and fish populations on Vanderbilt's lands. As his reputation as a practical forester grew, Schenck was approached by several individuals seeking to become apprentices so that they might learn of this new concept called "forestry". Encouraged by the number of young men wanting training, his innate love of teaching and his need for assistants to help him, he decided to open a forest school. On September 1, 1898, on a site just a hundred yards or so from the present-day Cradle of Forestry in America Forest Discovery Center, the very first forestry school in the nation was established.

The second school of forestry was established later that year at Cornell University in New York by Bernhard Fernow, the forester the preceded Pinchot as head of the Division of Forestry when the federal forest reserves were in the Department of the Interior. As fate would have it, the span of the New York State forestry school was cut short after only five years when the Governor of New York eliminated funding because of public objections to Fernow's insistence on defining forestry solely in economic terms, to the exclusion of it recreation and aesthetic considerations. His use of clearcutting on the school's forest upset several well-connected neighbors.

Schenck was a demanding instructor and his 12-month curriculum was intense, but being a man of broad interests his teaching was not limited to just forestry. Mixed in his lectures were lessons in art, music, history, literature and life. As one student later wrote "…he also developed character." Instruction took place in an abandoned schoolhouse until noon. After a quick lunch, students galloped along behind Schenck on horse-back to complete various field exercises in the woods before dark. Classes included silviculture, surveying, forest protection, logging, tree and plant identification, forest mensuration, forest policy and forest management to name a few. A total of twenty-seven courses had to be completed. A six-month internship followed the year of study and students had to submit a paper on their experience in order to receive a B.S. degree in forestry. Students received Sundays off (although Schenck gave a lot of homework according to some students) and were given two weeks for Christmas; otherwise they were fully engaged in learning. They either boarded with mountain families still residing on the property or occupied vacant cabins and cooked for themselves. Students gave these cabins picturesque names like "Hell Hole," "Rest for the Wicked" or "Gnat Hollow" among others. The combination of challenging teaching and splendid camaraderie produced an esprit

de corps among the students which charged them with enthusiasm for their new occupation and sent them on successful careers throughout the world.

The student's loyalty to both the school and to Schenck never faltered. Nor did Schenck's to them. Until his death they were always "my boys". To illustrate his devotion to his students I am reminded of this story. College students then like now; liked to go either to Brevard or Asheville to chase girls and drink beer. From April through November classes were held in the Pink Beds but during the winter months, Schenck taught his classes in Biltmore Village. When they were in Asheville, their favorite handout was the El Dorado Saloon, which was run by a bartender by the name of "Three Fingered" Phil. He had lost a finger in a biting fight. When some of the students were charged with public intoxication and had an arrest record, the local sheriff went to Dr. Schenck and said. "Either you do something about this or I am going to arrest you!"

Figure 1. Students on horseback in front of the Biltmore Forest School.

Dr. Schenck approached his students and told them that if they were going to drink then they should all drink together. He talked with Vanderbilt and secured a building they converted into a clubhouse. Every Saturday night or so they would get a couple of kegs of beer, drink and sing songs. When about half of the beer was consumed Dr. Schenck would drive a nail in the middle of a long wooden table they were sitting around and write each students name in a circle around it. Then he would take a huge key he always carried with him and place it over the nail and flip it. When it landed on a student's name then that student had to drink a stein of beer without catching his breath. Those steins, however, were TWO liters in size. If it landed on you two or more times in the course of an evening, then they picked you up from underneath the table when the party ended and carried you to bed. The students said Dr. Schenck became "woozy" at times but never so intoxicated that he couldn't ride his horse home.

Although the Biltmore Forest School closed its doors in 1913, its influence on the development of American forestry was profound. Out of more than 365 students, 300 completed the required coursework and over half went into forestry. One became the associate chief of the US Forest Service, four became regional foresters, twenty became forest supervisors in charge of a National Forest and 12 returned to their respective states, becoming state foresters and launching state-wide forestry programs, including the purchase of state forests and parks. One of those students was Colonel H.W. Shawhan, a native of Kentucky. Shawhan a veteran of World War I came to West Virginia and was eventually appointed the first director of the West Virginia Conservation Commission which was established in 1933. During his tenure, he helped acquired 102,000 acres – about half of the present-day park and forest system in that state – and supervised the development of recreational facilities on those lands utilizing labor from the federal Civilian Conservation Corps. The first state foresters of Michigan, Wisconsin and Pennsylvania were graduates of the Biltmore Forest School just to name a few. Others served as forestry consultants to British India, Canada, Puerto Rico, The Philippines, and Sumatra.

Dr. Schenck operated the Biltmore Forest School on the present-day site of the Cradle of Forestry until 1909. Several events lead to its closure. Vanderbilt lost a considerable sum of his fortune in the recession of 1907 and further lost additional money when he invested in the stock of an ill-fated ship building company. He need cash so he asked Dr. Scheck to sell his 87, 500-acre Pink Beds tract. Instead, Dr. Schenck leased it to an Asheville and Chicago Hunting Club for $10,000.00 a year. Vanderbilt, thinking he had found a buyer, and believing the contract might impede

the sale of the land, was furious. About the same time Dr. Schenck was called into a meeting with Vanderbilt's general manager, C.D. Beadle, chief of the Landscape Department and the Biltmore Nurseries. During the meeting Beadle accused Dr. Schenck of telling a lie and in Dr. Schenck's own words said "I boxed his ears in the best I could." Dr. Schenck was subsequently charged with assault and battery and fined the sum of $1.00. Soon after he was asked to resign.

He continued the school as a traveling school until 1913. He would take his students to Germany teaching classes on board ship. They would tour forests in Germany and France and upon their return to the US they would tour forests in upstate New York, North Carolina, Michigan and Oregon. By the end of 1913, however, enrollment had declined and Dr. Schenck was forced to close the school.

In 1914, with the growing possibility of World War I on the horizon, he returned to Germany. He served as a lieutenant on the Eastern Front and was severely wounded in action. Following the war, he returned to his native Darmstadt and practiced forestry, wrote and lectured until his death in 1955.

Dr. Schenck returned to the United States on several occasions, most notably for a nationwide tour sponsored by the American Forestry Association where he was honored by many of his former students. Pooling their resources, his students even purchased a 40-acre tract of redwoods in his honor in California. He also received an honorary doctor of forest science degree from N.C. State University. Upon his death, half of his ashes were scattered in his beloved Germany and the other half were distributed in the University's Schenck Forest near Raleigh which is named in his honor.

In 1911 Congress passed the Weeks Act authorizing the purchase of land to protect watersheds and provided a sustainable source of wood in the eastern states. Vanderbilt's widow, Edith, sold the 87,500-acre Mills River-Pink Beds tract in the mountains west of Biltmore to the US Forest Service in 1914 as a major addition to the newly created Pisgah National Forest.

The site of the first forestry school was marked with a plaque which still stands where old wooden school house had stood. In 1961 the site was visited by Secretary of Agriculture Orville Freeman on an inspection trip hosted by the Southern Regional Forester, senior staff members, as well as local officials and media. Some of the group spent the night on site at the old Schenck house which the Forest Service had maintained as a field station. Sometime in the wee hours the idea of a major visitor center honoring the birth of forestry in America emerged. The next morning Secretary Freeman turned a ceremonial spade, thus launching a feasibility study of the concept. In 1963 Keith Argow, a recreation research forester the agency's Washing-

ton Office was appointed the leader of a project to research, design and re-construct the historic Cradle of Forestry in America.

Six years later Congress formally declared 6,500 acres of the Pisgah National Forest as the Cradle of Forestry in America. Here four firsts can be identified: the first trained American forester; the first managed forest; the first school of forestry in America and the first national forest created under the Weeks Act of 1911.

This historic site is truly a national treasure in America. The development of science-based forestry at the turn of the 20th Century literally launched today's environmental protection efforts thanks to the fore site and wisdom of three great men – Gifford Pinchot, Dietrich Brandis and Dr. Carl A. Schenck. Pinchot and Schenck started out as friends but in time became competing adversaries. Both were strong willed and possessed strong opinions as to how America's forests should be managed. I don't want to suggest they were completely diametrically opposites because they

Figure 2. Dr. Schenck at the "Plymouth Rock of Forestry" in the US in 1951. The plaque was installed by his former students the previous year and is still standing today.

were some overlap in their views but their separate broad views influence the ways forestry is practiced as a profession in the U.S. today.

Pinchot had lost all faith in the private sector to manage forest land. At the time there was compelling reasons for his viewpoint. Uncontrolled, rampant wildfires, low timber prices and the prevailing tax code then, precluded financial investment in cut-over timber lands. Consequently, Pinchot believed strongly in government ownership and regulation. How does this viewpoint translate into today's forest management practices? Various federal and state laws regulate the practice of

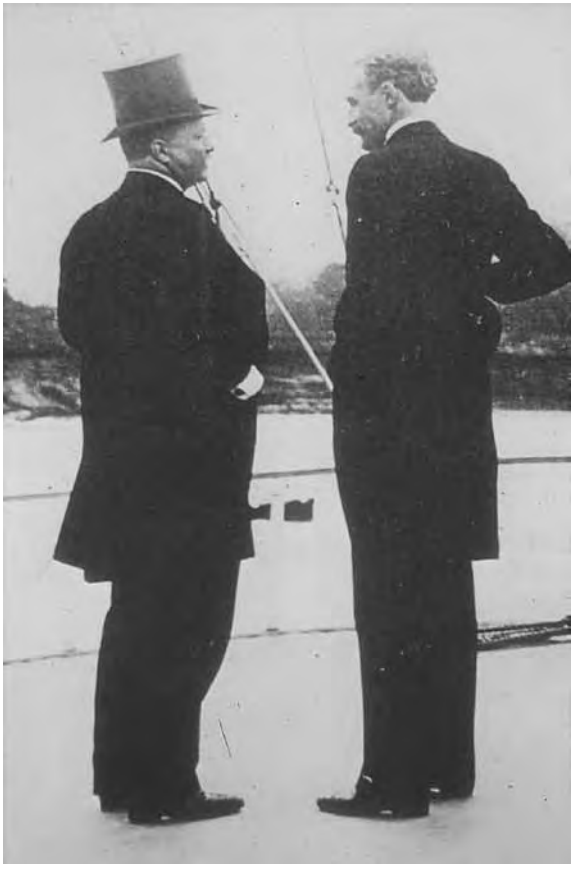


Figure 3. This historic photo shows a meeting of President Theodore Roosevelt (left) and Gifford Pinchot on a river steamer on the Mississippi in 1907. Credits of all photos: U.S. Forest Service, Cradle of Forestry in America.

forestry today and 42% of all forest land in the US is owned by either federal, state, county or tribal governments.

What about the views of Dr. Schenck? He believed strongly in working with landowners and educating the public to the merits – especially the financial merits of good forestry. He was fond of saying "The best forestry is forestry that pays the best." How do his views influence forest management today? Well, today every state forestry agency has a service forestry component to assist private woodlands owners. The Smith-Leaver Act of 1914 creating the Cooperative Extension Service provides forestry help to landowners. Industrial forestry blossomed in the decade following World War II and many other education and forestry outreach programs exist. Consequently, 90% of the timber we harvest in America today comes from private lands. What a wonderful legacy these "Fathers of American Forestry" have left us. Thank you!

Annex I – The Freiburg Symposium

Fathers of American Forestry

Symposium Convened by the
Global Fire Monitoring Center (GFMC)
Max Planck Institute for Chemistry, Freiburg University
Venue: Oberkirchs Weinstuben, Freiburg, Freiburg i.Br., Germany
10 November 2018

Background

The Brandis, Schenck, and Pinchot names are etched into the foundation of modern forestry. The three men Sir Dietrich Brandis, Carl Alwin Schenck, and Gifford Pinchot were united by a common ambition that the forests were to be preserved as a resource for the people and future generations. Together, they set their sights on the United States of America. At the end of the nineteenth century the nation was teetering on the edge of environmental collapse. Generations of clear cutting and forest exploitation left the wooded lands of America with a bleak outlook. Recognizing the urgency that America was facing in the 1890s, Sir Dietrich Brandis began to take pupils to deliver the scientific field of forestry across the Atlantic Ocean. Brandis derived his insight and wisdom from his own experience of establishing a national forest system in British India. His two chosen pupils were to become America's first foresters were Gifford Pinchot, and Carl Alwin Schenck. Both were young and able men driven by a passion for forest sustainability. Through the trio's fortitude and perseverance, they were able to deter the young nation from environmental catastrophe

while developing a number of universities of forestry as well as the United States Forest Service. Modern environmentalism owes much to these three families. However, as the world faced the hurdles of the twentieth century the relationships that these families shared was set adrift. Now the historical tide has reversed course and the forthcoming event will allow the three families to rekindle the relationships that their forefathers began, relationships that sculpted environmentalism as we know it.

Agenda

- **Welcome and Introduction**: Prof. Dr. Johann Georg Goldammer, Director, Global Fire Monitoring Center (GFMC)
- **Reuniting Legacies**: Jameson Karns, Historian, Global Fire Monitoring Center (GFMC), PhD Candidate, University of California, Berkeley
- **The Heritage of Sir Dietrich Brandis**: Widow of Prof. Dr. Henning Brandis, the Grandson of Lady Katharina Brandis, and Co-Founder of the Sir Dietrich Brandis Foundation, Bonn
- **The Brandis Foundation**: Dr. Andreas Sedlatschek, Nephew of Dr. Ursula Brandis, Member of the Sir Dietrich Brandis Foundation Board
- **Recovering the Schenck Heritage – Introduction:** Klaus Bräunig, Great Grand Nephew of Carl Alwin Schenck
- **The Schenck Family in Darmstadt:** Leopold Jaroljmek, Great Great Grand Nephew of Carl Alwin Schenck, Historian, Darmstadt
- **Carl Alwin Schenck in Lindenfels – A retrospective**: Dr. Christoph von Rhöneck, Grand Nephew of Carl Alwin Schenck
- **Living with and interpreting History**: Robert Beanblossom, United States Forest Service, Cradle of Forestry in America, Pisgah National Forest, North Carolina; Volunteer Caretaker

Symposium Participants

The Schenck Family
Herr Klaus Bräunig
Herr Christoph von Rhöneck
Herr Leopold Jarolemek

The Brandis Family
Frau Dr. Ursula Brandis
Herr Dr. Andreas Sedlatschek

The Cradle of Forestry
Frau Judy Beanblossom
Herr Robert Beanblossom

The Global Fire Monitoring Center (GFMC)
Herr Prof. Dr. Johann Georg Goldammer
Herr Jameson Karns
Herr John Karns

Some Visual Impressions

Opening Session in Oberkirch's "Saal"
Jameson Karns introducing the symposium

Opening Session in Oberkirch's "Saal"
From left to right – Robert Beanblossom, John Karns, Leopold Jaroljmek, Klaus Bräunig, Christoph von Röhneck

Continuing Session in Oberkirch's "Wohnzimmer":
Johann Georg Goldammer, Leopold Jaroljmek, Klaus Bräunig and Christoph von Röhneck

Ursula Brandis and Andreas Sedlatschek presenting the heritage of Sir Dietrich Brandis

Jameson Karns listening to Robert Beanblossom

Judy Beanblossom, Ursula Brandis, Andreas Sedlatschek and John Karns

Jameson Karns handing over a remnant of Sir Dietrich Brandis' Office
(front shield of the drawer that contained the files of 1902) to Ursula Brandis

In return, Ursula Brandis donated a painting of Lady Katharina Brandis to Jameson Karns

The Brandis and Schenck Families reunited: Andreas Sedlatschek, Ursula Brandis and Klaus Bräunig

Annex II – About the Editors and Authors

Prof. Dr. Johann Georg Goldammer
Director, Global Fire Monitoring Center (GFMC)

Jameson Karns
Historian, Global Fire Monitoring Center (GFMC), PhD Candidate, University of California, Berkeley

Dr. Ursula Brandis
Widow of Prof. Dr. Henning Brandis, the Grandson of Lady Katharina Brandis, and Co-Founder of the Sir Dietrich Brandis Foundation, Bonn

Dr. Andreas Sedlatschek
Nephew of Dr. Ursula Brandis, Member of the Sir Dietrich Brandis Foundation Board

Klaus Bräunig
Great Grand Nephew of Carl Alwin Schenck

Leopold Jaroljmek
Historian, Great Great Grand Nephew of Carl Alwin Schenck

Dr. Christoph von Rhöneck
Grand Nephew of Carl Alwin Schenck

Robert Beanblossom
United States Forest Service, Cradle of Forestry in America, Pisgah National Forest, North Carolina; Volunteer Caretaker

Annex III – Veröffentlichungen von Carl Alwin Schenck

Publications by Carl Alwin Schenck

Zusammengestellt von James Karns

Redaktionelle Anmerkung: Für die internationalen Gebrauch sind die unveröffentlichten Werke am Ende mit „n.p.“ (non-published) und Veröffentlichen ohne Jahresangabe mit „n.d.“ (non-dated) gekennzeichnet.

Die Rentabilität des Deutschen Eichenschälwalds (Dissertation). C.F. Winter Print. Darmstadt, Germany. 1896.

Our Yellow Poplar: Notes and tables showing contents and value of popular logs and poplar trees. 1896. 34 S. (n.p.).

Guide Through Biltmore Foresty. 1897. (n.p.).

Private Forestry & State Forestry – I. *Garden and Forest*, 16, June 1897. p. 232-233.

Private Forestry & State Forestry – II. *Garden and Forest*, 23 June 1897. p. 242-243.

Private Forestry & State Forestry – III. *Garden and Forest*, 30 June 1897. p. 252.

Private Forestry & State Forestry – IV. *Garden and Forest*, 7 July 1897. p. 262.

Our Commonwealth and the Necessity of Forest Preservation; Address delivered at the First Meeting of the North Carolina Forestry Society, New Bern, N.C., 2 March 1898. 11 pp. (n.p.).

The Training of Professional Foresters in America: Part II. *The Forester*. 1899. p. 105-106.

The Capitalist and Economic Forestry: An Address Read at the Special Meeting Held by the American Forestry Association on 22 and 23 August 1899, at Columbus, Ohio. Asheville, North Carolina, 1899. 8 pp.

Financial Results of Forestry at Biltmore: Address Delivered by Dr. C. A. Schenck at the Summer Meeting of the American Forestry Association at Minneapolis, MN. August 26, 1903. 6 pp. (n.p.).

The Forestry Interests of the South. *Tradesman*. 1899. p. 95-99.

Forest Taxation. NY, Fisheries, Game and Forestry Comm. Annual Report. 1899. p. 395-400.

In the Woods of Minnesota; A Trip of a German Forest Expert Over the site of the proposed National Park. *The Forester*. 1899. p. 261-264.

The Difficulties and Possibilities of forestry as a Business. *American Lumberman*. 1899.

The Problem of Forestry in Minnesota: Report to the State Forestry Board of Minnesota. St. Paul, 1900, 11 p. Also printed in the Fifth Annual Report of the Chief Fire Warden of Minnesota. 1900, p. 125-136.

A Matter of History. *The Forester*. 1900. p. 120.

Some Business Problems of American Forestry. French Broach Press. Asheville, N.C., 1900. 26 pp.

Lectures on Forest Policy: Forest Policy Preamble. Asheville, North Carolina. 1903. 48 pp. Second Part: Forestry Conditions in the United States. Asheville, North Carolina. 1904. 108 pp.

Forestry and Forest Reserves: An Address Delivered at the Second Annual Meeting of the Hardwood Manufacturers' Association of the United States on 26 January 1904. 6 pp. (n.p.).

Forest Utilization. 1904. 118 p. (n.p.)

Southern Forests: Twenty-five years Ago & Today. *Tradesman*. 1904. p. 75-77.

Biltmore Lectures on Silviculture. The Brandow Printing Company. Albany, NY. 1905. 182 pp.

Forest Management. Hackney & Moale Company. Asheville, NC. 1905. 16 pp.

Forest Mensuration. Press of Sewanee, Tennessee. 1905. 72 pp.

Address at Charlotte on Forest and Fire Legislation, given 3 March 1906. 3 pp. (n.p.).

'What is doing?' & Report on Long Leaf Pine Lands. The Inland Press. Asheville, NC. 1906. 47 pp.

Forest Management (Forest Working Plans): Guide to Lectures Delivered at the Biltmore Forest School. Asheville, NC, 1907. 34 pg.

National Rules of Hardwood Inspection Effective December 1, 1907: Compiled for the Biltmore Forest School. Asheville, NC. 1907. 6 pp.

The Rise of Forestry in Europe. *Rod and Gun in Canada*. 1907. p. 17-18.

Report on Highland Forest. Highland Forest Company. Biltmore, NC. 1907. 30 pp.

Biltmore Forest: A Forest Fair in the Biltmore Forest. Asheville, NC. 26 November 1908. 56 pp.

Cruisers' Tables Giving the Contents of Sound Trees, and Their Dependence on Diameter, Number of Logs in the Tree, Taper of Tree and Efficiency of Mill. 1909. 62 pp. (n.p.).

Forest Finance. Asheville, NC. 1909. 44 pp.

Forest Protection: Guide to Lectures Delivered at the Biltmore Forest School. Asheville, NC. 1909. 160 pp.

Forest Policy. C.F. Winter Print. Darmstadt, Germany. 1911. 168 pp.

Practical Forestry, An Address delivered to the Ninth Annual Convention of the National Lumber Manufacturers' Association, held at Chicago, Illinois, on May Twenty-Four, and Twenty-Five, Nineteen Hundred and Eleven. 1911. 12pp. (n.p.).

The Art of the Second Growth, or American Silviculture. The Brandow Printing Company. Albany, NY. 1912. 206 pp.

Logging and Lumbering, or Forest Utilization: A Textbook for Forest Schools. Darmstadt, Germany., 1912. 190 pp.

Vereinigte Staaten von Amerika. *Sonder-Abdruck aus dem Jahresbericht über die Fortschritte, Veröffentlichungen und wichtigeren Ereignisse im Gebiete des Forst-, Jagd- und Fischereiwesens für das Jahr 1913*. 1914. pp. 157-166.

Umdrucke der Gerstenzentrale in Belgien. Société Anonyme. Brussels, Belgium. 1915. 59 pp.

A Letter from Dr. Schenck. *Hardwood Record*. 1920. p. 16.

Rotation. *Journal of Cambridge University Forestry Association*. 1923.

Die Douglasfichtes in British Columbia? *Sonder-Abdruck aus Mitteilungen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft*. 1924. p. 66-75.

Der Waldbau des Urwalds. *Allgemeine Forst und Jagdzeitung*. 1924. p. 377-388.

Forest Utilization in Europe: Germany, Norway, Sweden, Czechoslovakia, Finland, France. Newsprint Service Bureau. New York, NY. 1924. 64 pp.

Finnland und der Wald? *Sonder-Abdruck aus Mitteilungen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft*. 1926. p. 48-71.

Englisches Sprachgebiet; I. Allgemeines. *Forstlicher Jahresbericht*. 1926. p. 169-186.

Der Kaniksu-Urwald. *Sonder-Abdruck aus Mitteilungen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft*. 1927. p. 237-240.

Forest Taxation Abroad. Mont. Univ. Forestry Club. Forestry Kaimin. 1927. p 13-15.

Travels and Travails in Forestry. *Journal of Forestry*. 1927. p. 170-177.

Das Ende des Urwaldes im Nordwesten der Vereinigten Staaten. *Allgemeine Forst und Jagdzeitung*. 1928.

Amerikanische Analogismen. *Forstwissenschaftliches Centralblatt*. 1930. p. 70-75.

Die Douglasie. *Der Deutsche Forstwirt*. 1930. p. 5-8.

Der Amerikanische Wald in Weinheim. *Kosmos*. 1931. p. 85-89.

Feuer in Douglasien-Urwald von Oregon. *Allgemeine Forst und Jagdzeitung*. 1933. p. 56-58.

Forstliche Arbeitsbeschaffung in Amerika. *Forstarchiv, Zeitschrift für Wissenschaftlichen und Technischen Forstschritt in der Forstwirtschaft*. 1933. p. 407-411.

Forstwirtschaft in Neuseeland. *Sonderdruck aus Zeitschrift für Weltforstwirtschaft*. 1936. p. 432.

Papierhölzer- und Zellstoff- Probleme in den Vereinigten Staaten von Amerika. *Der Deutsche Forstwirt*. 1936. p. 525-527.

Volk und Forstwirtschaft in den Vereinigten Staaten – Eine Buchbesprechung. *Der Deutsche Forstwirt*. 1936. p. 1161-1164.

Die Wälder des Nord-Amerikanischen Westens, ein Lichtbilder-Vortrag, gehalten in Wageningen am 9.10.1936 auf Einladung der Nederlandsche Boschbouwvereeiging. Nederl. Boschbouw Tijdschrift. 1936. 34 pp.

Franz Heske, Im heiligen Lande der Ganges-Quellen. Buchbesprechung. *Der Deutsche Forstwirt*. 1937. p. 50.

Neue Veröffentlichungen über den Waldbrand in Amerika. *Forstarchiv, Zeitschrift für Wissenschaftlichen und Technischen Forstschritt in der Forstwirtschaft*. 1937. p. 328-329.

Die Strobe in ihrer Heimat. *Forstliche Wochenschrift Silva*. 1937. p. 13-16.

Weltforstwirtschaft und das Douglasien-Gebiet in den USA. *Sonderdruck aus Zeitschrift für Weltforstwirtschaft*. 1936. p. 85-92.

Abies grandis und ihre Klimarassen von Karl M. Müller. Buchbesprechung. *Forstwissenschaftliches Centralblatt*. 1938. p. 353-355.

Heske, Franz, 'German Forestry'. Buchbesprechung. *Der Deutsche Forstwirt*. 1938. p. 642-643.

Wo wächst die beste Douglasienrasse? *Der Deutsche Forstwirt*. 1938. p. 65-70.

Urwald oder Hochleistungswald? *Sonder-Abdruck aus Mitteilungen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft*. 1941. p. 44-54.

Forstliche Genetik in den Vereinigten Staaten. *Allgemeine Forst und Jagdzeitung*. 1942. p. 126-128.

Urwald oder Hochleistungswald? *Overgedrukt uit het Nederl. Boschbouw Tijdschrift*. 1942. p. 524-538.

Waldbau, Abbau, Raubbau. *Sonderdruck aus den Mitteilungen der Akademie der Deutschen Forstwissenschaft*. 1945. p. 349-382.

Forestry in Germany – Present and Prospective. Newsprint Service Bureau. New York, NY, 1948. 42 pp.

Die forstlichen Zeitschriften der USA im Jahre 1949. *Allgemeine Forst und Jagdzeitung*. 1949.

Ladies and Men of the Trees. An address at the Annual General Meeting of The Men of the Trees, Dorset, England, on 25 May 1950. 1950. 6 pp. (n.p.).

What is past is prologue. Address in Jefferson. 1951. 11 pp. (n.p.).

Closing Sentences of my Speech in the Redwoods on July 4th. 1951. 4 pp. (n.p.).

American Forestry in Woodlots; Speech given in Raleigh, North Carolina, June 7th, 1952. 6 pp. (n.p.).

Heilender Baum. Vortrag am Tag des Baumes, am 18.4.1953. Mannheim, Germany. 1953. 9 p. (n.p.).

On Wood Lots. *Southern Lumberman*. 1953. p. 33.

The Biltmore Story. American Forest History Foundation, Minnesota Historical Society, St. Paul, MN. 1955.

Cradle of Forestry in America: The Biltmore Forest School, 1889-1913 (Ovid Butler, ed.). Forest History Society. 2011. Durham, NC. 224 pp.

Compound Interest Tables Prepared for the Use of the Students of Biltmore Forest School. 12 pp. (n.p.; n.d.).

Excelsior! Speech given at Syracuse. 4 pp. (n.p.; n.d.).

Finnland und der Wald. 26 pp. (n.p.; n.d.).

Forestry as Applied to Reservations Used as Parks. 10 pp. (n.p.; n.d.).

Forestry for Kentucky: A Stereopticon-Lecture Delivered at the Invitation of the Louisville Board of Trade by C. A. Schenck, Ph.D., Forester to the Biltmore Estate. 8 pp. (n.p.; n.d.).

George Merck: 1867 – 1926, For his Children and Grandchildren. 74 pp. (n.p.; n.d.).

The Hydrographic Function of the Forest. 7pp. (n.p.; n.d.).

The True Appalachian Park. 9 pp. (n.p.; n.d.).

Annex IV – Redaktionelle Anmerkungen und Danksagung

Johann Georg Goldammer

Das Manuskript seiner Memoiren war von Carl Alwin Schenck im Original mit Schreibmaschine verfasst worden. Bei der Überarbeitung fügte Schenck auf dem Original handschriftlich eine große Zahl von Korrekturen, Ergänzungen und Querverweisen ein. Das Original dieser überarbeiteten Memoiren ist verschollen. Allerdings befinden sich Kopien (teilweise Fotokopien von Kopien) im Besitz der Familie. Die im Vorwort von Klaus Bräunig erwähnte Version, die sich in seinem Besitz befand, musste transkribiert werden. Eine automatische Transkription erkannte die handschriftlichen Einfügungen nicht und versagte auch bei schräg abgebildeten Zeilen.

Hier konnte ein Freiburger Kenner von alten Handschriften aushelfen. Herr Georg Voß, Mag. art., Ethnologe und freier Journalist, Freiburg i.Br., hatte uns schon beim Verständnis älterer Handschriften unterstützt – auch im Rahmen der forstgeschichtlichen Recherchen von Jameson Karns. Herr Voß übernahm die Einfügung der beim Einscannen und der Textkonversion nicht erkannten Passagen der Memoiren. Beispiele hierzu sind auf den kommenden vier Seiten aufgeführt. Während die Titelseite und die erste Seite der Memoiren noch gut lesbar, aber die folgenden beiden Seiten zeigen die Schwierigkeiten, die bei der Transkription zu überwinden waren und mir selbst die Schlussredaktion – immer noch sehr zeitaufwendig – ermöglichte.[1]

Herrn Voß sind die Familie Schenck und die Herausgeber hierfür zu Dank verpflichtet.

Weiterhin möchte ich mich besonders bei Frau Belgin Aktas, Mitarbeiterin in unserem Max-Planck-Institut für Chemie in Mainz, zu dem ja das Global Fire Monitoring Center gehört, und ihrem Bekannten, Herrn Alexander Schrumpf, bedanken. Nur mit ihrer Mithilfe konnten wir die Spuren der Familie Schenck bzw. Bräunig auffinden, die sich bei unseren eigenen Recherchen in Darmstadt bzw. Wiesbaden verloren hatten. Besten Dank also nach Mainz und Wiesbaden!

1 Redaktionelle Anmerkungen: Die von Carl Alwin Schenck eingefügten Verweise auf jeweils andere Seiten seiner Memoiren bezogen sich auf das ursprüngliche per Schreibmaschine verfasste Manuskript. Der Herausgeber hat diese Verweise auf die neue Seitennummerierung abgeändert. Weiterhin sei darauf hingewiesen, dass zusätzlich zu den Fotos und Ahnentafeln im separaten Bildteil weitere Illustrationen, Fotos und Ahnentafeln in den Beiträgen im Teil II dieses Bandes enthalten sind.

M E M O I R E N

1866 bis 1887

von Carl Alwin Schenck

Die Titelseite der Memoiren

-04-

1868

a

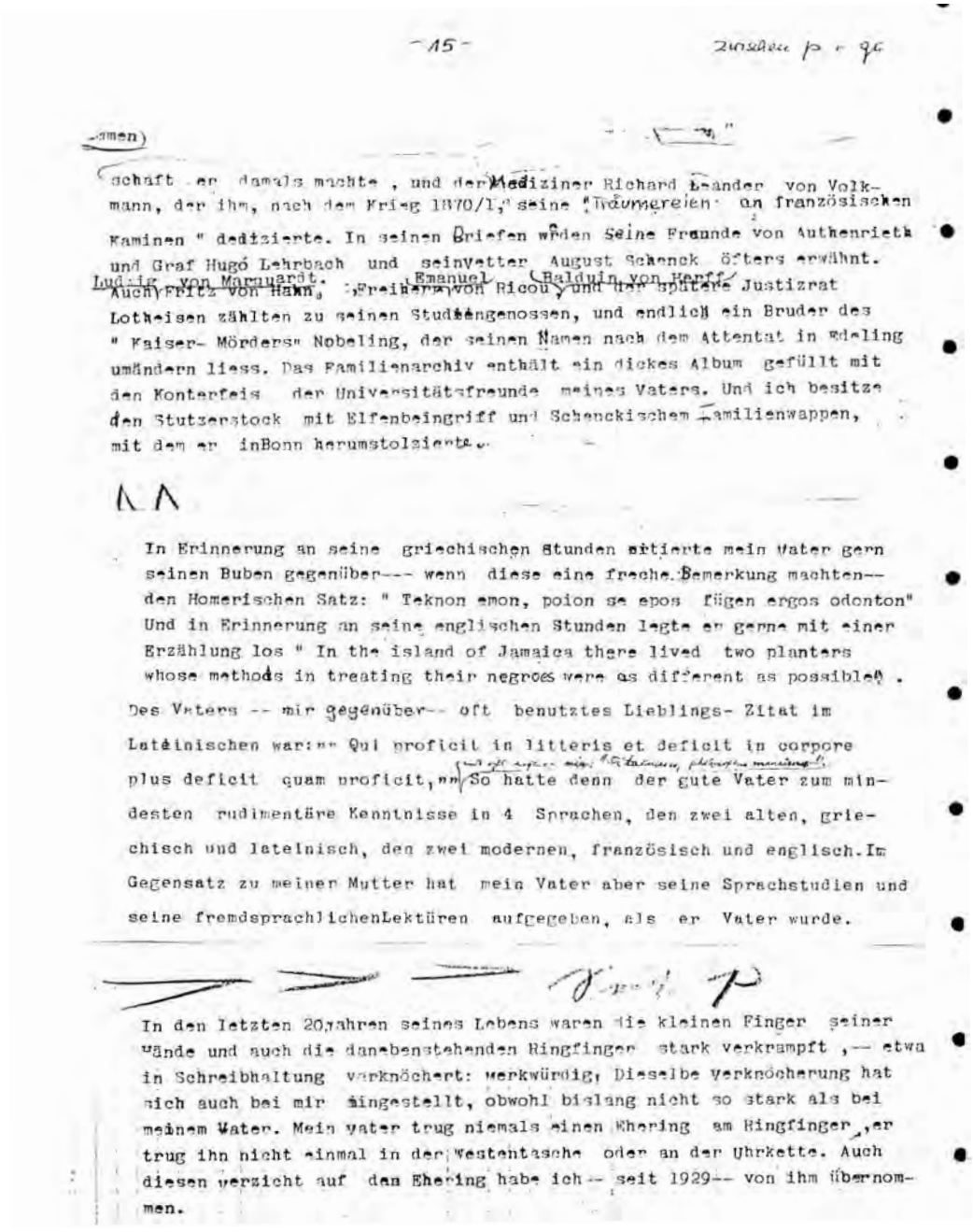
Am 24. März war es; da fiel meine Mutter, als sie im Schlafzimmer des Hauses Kasinostraße 8 mit dem Aufstecken frisch gewaschener Gardinen beschäftigt war, von der Leiter herunter; und ein paar Stunden später, am 25. März, am Tag von Mariä Verkündigung und genau 9 Monate vor Weihnachten, erblickte ich das Licht der Welt im elterlichen Schlafzimmer, das im Mittelstock des Hauses nach Nordwesten gelegen war. Wie bei meinen beiden älteren Brüdern tat der gute Doktor Eigenbrodt, ein treuer Freund meiner Eltern, die nötigen Hilfeleistungen. Ob das große Muttermal an meinem rechten Knie von dem Leitersturz herrührt, kann ich nicht sagen.

Meine Amme war so schmutzig, daß ich, als reinliches Kind, nichts von ihr wissen wollte, ehe sie in der Waschküche von oben bis unten abgewaschen worden war.

Wie meine Mutter damals aussah zeigt eine Photographie, bei der sie meinen Bruder Carlo auf dem Schoß hat, mein ältester Bruder August genannt Gustel neben ihr steht. Sie war damals 27 Jahre alt. Mein Vater, um 9 Jahre älter, trug damals die Uniform eines Oberleutnants eines wirklichen Min.-Sekretärs mit dem Range eines Stabsauditeurs; und er hatte einen Backenbart. Auch von meinem Vater, wie er z.Z. meiner Geburt aussah, besitze ich eine Photographie. Das Haus, Kasinostraße 8, war gerade fertig geworden. Meine Eltern hatten es unter Benutzung der mütterlichen Mitgift von 22 tausend Gulden vom Bauunternehmer Germann bauen lassen. Im oberen Stock wohnte die gute dicke Frau Ministerialrat Reuling mit ihrem ebenso guten dünnen und lange Pfeifen rauchenden Ehegespons. Im Erdgeschoß wohnten Herr und Frau Major Fissel mit ihrem Hund.

Die erste Seite der Memoiren

Die folgenden Reproduktionen der Seiten 15, 16, 31 und 60 (handschriftliche Eintragung der Seiten-Nummerierung durch Carl Alwin Schenck) sind Beispiele für die Notwendigkeit einer sorgfältigen Redaktion der Fertigstellung der Memoiren für eine Publikation.



-15-

zwischen p. 96

-men)

schaft er damals machte, und der Mediziner Richard Leander von Volkmann, der ihm, nach dem Krieg 1870/1, seine "Träumereien an französischen Kaminen" dedizierte. In seinen Briefen werden seine Freunde von Authenrieth und Graf Hugó Lehrbach und seinVetter August Schenck öfters erwähnt. Auch Ludwig von Marquardt, Fritz von Hahn, Freiherr Emanuel von Ricou, Balduin von Herff und der spätere Justizrat Lotheisen zählten zu seinen Studiengenossen, und endlich ein Bruder des "Kaiser- Mörders" Nobeling, der seinen Namen nach dem Attentat in Edeling umändern liess. Das Familienarchiv enthält ein dickes Album gefüllt mit den Konterfeis der Universitätsfreunde meines Vaters. Und ich besitze den Stutzerstock mit Elfenbeingriff und Schenckischem Familienwappen, mit dem er inBonn herumstolzierte.

In Erinnerung an seine griechischen Stunden zitierte mein Vater gern seinen Buben gegenüber--- wenn diese eine freche Bemerkung machten-- den Homerischen Satz: " Teknon emon, poion se epos fügen ergos odonton" Und in Erinnerung an seine englischen Stunden legte er gerne mit einer Erzählung los " In the island of Jamaica there lived two planters whose methods in treating their negroes were as different as possible".

Des Vaters -- mir gegenüber-- oft benutztes Lieblings- Zitat im Lateinischen war: "Qui proficit in litteris et deficit in corpore plus deficit quam proficit," So hatte denn der gute Vater zum mindesten rudimentäre Kenntnisse in 4 Sprachen, den zwei alten, griechisch und lateinisch, den zwei modernen, französisch und englisch. Im Gegensatz zu meiner Mutter hat mein Vater aber seine Sprachstudien und seine fremdsprachlichenLektüren aufgegeben, als er Vater wurde.

In den letzten 20 Jahren seines Lebens waren die kleinen Finger seiner Hände und auch die danebenstehenden Ringfinger stark verkrampft, -- etwa in Schreibhaltung verknöchert: merkwürdig, Dieselbe Verknöcherung hat sich auch bei mir eingestellt, obwohl bislang nicht so stark als bei meinem Vater. Mein Vater trug niemals einen Ehering am Ringfinger, er trug ihn nicht einmal in der Westentasche oder an der Uhrkette. Auch diesen Verzicht auf den Ehering habe ich -- seit 1929-- von ihm übernommen.

Auch ihre Großeltern, die damals bekannten Dorfmusikanten — Hoffmann, Br. Ludwig, spielte zu Vaters Freunden. Br. Ludwig war Philosoph, & mein Vater gibt oft sein Urteil wieder: "Jedes Ergebnis in den Akten ist falsch."

Seite

Vater war in allem was er tat äußerst mäßig. Er trank gerne aber mäßig; er spielte gerne Karten aber relativ selten; und ich erinnere mich, daß er seine Zigarre häufig in der Mitte teilte, um die eine Hälfte morgens und die andere nachmittags zu rauchen. Er war groß und stattlich. Beim Gehen setzte er die Füße ein klein wenig auswärts. Seine Jugendkameraden nannten ihn stets "Inkes" was vielleicht eine Verstümmelung des Namens "Incas" aus jugendlichen Indianerspielen war. Ich glaube nicht, daß Vater ein sehr guter Schüler war. Statt des regulären Maturitäts-Examens machte er seine Reifeprüfung nachträglich auf der Technischen Hochschule ab. Als Student und insbesondere als Korps-Student bei den Starkenburgern in Gießen und bei den Westfalen in Bonn muß er einer der besten Fechter gewesen sein mit 48 Mensuren auf seinem Konto, darunter mehrere schwere Säbelmensuren und 2 Pistolenduelle. In beiden Korps war Vater erster Chargierter gewesen, und avancierte späterhin zur seltenen Ehre eines Ehrenmitgliedes. Erst nach seiner Verheiratung scheint er den Verkehr mit den Korps abgebrochen zu haben. Aus seiner Studienzeit in Gießen und in Bonn liegen verschiedene Briefe im Familienarchiv, die von dem Ernst seiner Studien trotz vollem Genuß der studentischen Freiheit Zeugnis ablegen. Jeder zweite Brief enthielt Vaters Wahlspruch: "Gesund, vergnügt und schuldenfrei". Mit ihm studierte in Bonn der spätere Kaiser Friedrich, dessen Bekanntschaft er damals machte.

Vaters Junggesellenwohnung nach bestandenem Universitätsexamen, lag im ersten Stock des Hinterhauses im großelterlichen Anwesen Rheinstraße 33, von dem ich noch zu erzählen Gelegenheit haben werde. Von Vaters ausgedehnten Reisen nach Brüssel, Paris und London erzählt sein hinterlassenes Tagebuch. Vaters Sprachkenntnisse waren trotz Privatstunden im Englischen und Französischen, von denen er uns oft erzählte, ~~poussiert~~ rudimentär geblieben, während meine Mutter im Französischen durch gute Aussprache, im Englischen durch andauernde Lektüre exzellierte. Als junges Mädchen hat sie verschiedene Gedichte Tennysons ins Deutsche übersetzt.

Einschiebung Seite II
S.30

Onkel Eduard trug — ohne wie Onkel Max Müller ein Hehl daraus zu machen— auf seinem Glatzkopf eine rotbraunhaarige Perücke, und - wir Buben benutzten die abgelegten Perücken als indianische Skalps. Georg Merck hatte einen daron mit nach Amerika genommen, und als Adele und ich dort nach dem Weltkrieg monatelang auf Merck-der Farm in eigenem Hause lebten, hatte Georg die alte Perücke als Inventarstück auf den Nippessachenschrank gestellt! Seine letzte Perücke verlor Onkel Eduard absichtlich beim Spaziergang in der Tanne, und er lachte sich tot über diesen Witz, als er ihn der Tante Else erzählte

Onkel Eduard und Luise Schenck waren, am 30 ten August 1840, in der Gräfl. Erbach- Schönbergischen Schlosskapelle in Schönberg getraut worden: Denn die Schenckische Familie brachte damals die Sommerferien regelmässig in dem nahen Auerbacher Fürstenlager zu, und der Schönberger Pfarrer war ein Freund des Bräutigams. Die Trauszene ist in einem Bild festgehalten, das von einem Maler Arnold gemalt wurde. Eine photographische Reproduktion des Bildes hängt z. Z. in Linden fels in meinen Erdgeschoss, gerade der Tiere. Die Namen der Dargestellten, darunter vorn links mein Vater, sind von Tante Else angegeben worden. Onkel Eduard pilgerte, bis kurz vor seinem Sterbejahr, an jedem sommerlichen Samstag mit seinen Jugendfreunden Sanitätsrat Stöhr und Präsident Lorbacher auf den Felsberg, wo man im damaligen Försterhaus eine Gaststätte hatte. Ich vermute, die Freunde sind dabbei regelmässig durchs Auerbacher Fürstenlager gewandert, in welchem sie die schönsten jugendlichen Sommerferien zugebracht hatten. Onkel Eduard starb ums Jahr 1889. Er hinterliess sein kleines Vermögen der guten Tante Else und nicht den Erben seiner Schwester Luise Elisabeth, die an einen Buchdruckereibesitzer Becker verheiratet war, und die ihm weniger nahegestanden hatte als Tante Else. Und noch eine Erinnerung an Onkel Eduard Brill: Wenn wir Buben den verschiedenen Anverwandten am Neujahrsmorgen unsere besten Glückwünsche überbrachten, so wurde Onkel Eduard niemals vergessen: Denn er belohnte diese kleinen Gratulanten mit den grössten Neujahrsbretzeln Darmstadts.

Seite 14 b

Unvergesslich ist mir auch ein Spaziergang mit Onkel Georg, Eduard d'Orville und dem grossen Bernhardinerhund Bari nach Bergen! Dort gab es Maibowle, und wir konnten uns totlachen über die Art, in der Onkel Georg den Kellner verulkte. Auch im Frankfurter zoologischen Garten waren wir: Davon ist mir nur die Szene erinnerlich, in der ein Kameel mit wilden Sätzen davon sprang, als ihm Onkel Georg haarscharf in die Nase hineingespuckt hatte. Auch an Agathes Tanzstunden durfte ich-- leider nur als Zuschauer, da ich nicht tanzen konnte-- in verschiedenen Familienhäusern teilnehmen, darunter bei den Eisengiessersleuten Engelhardt, bei den jüdischen Bankiers, Agathes Gouvernante, mit der sie französisch parlieren musste, war Frl. Garnier, die aber nicht aus Frankreich, sondern aus dem frommen Kreis der Homburger Kalvinisten stammte. Sie war entsetzt, als ihr Onkel Georg eines Tages erzählte, er wolle katholisch werden, weil er auf diese Weise wieder in den Besitz der d'Orvilleschen Güter in Frankreich kommen könne ! Das war natürlich eine von Onkel Georgs Flunkereien: Aber Frl. Garnier nahm sie für baare Münze.

Wenn wir im Bosket spielten, pflegte Onkel Adolf d'Orville dort seine 12 Rundgänge ums Bosket herum zu absolvieren. Nach jedem Rundgang machte er, mit dem Spazierstock, einen Strich in den Kies. Und wir waren frech genug, bald einen Strich dazu zu setzen, bald einen Strich auszustreichen; und wir lachten uns krank, wenn wir den wortkargen Onkel Adolf getäuscht hatten.

Im d'Orvilleschen Maingarten, der unmittelbar an den Butlerbau angrenzte, und von dem die Memoiren meiner Mutter auf Seite 28 und 29 erzählen, war kein Spielplatz für uns: Am Mainufer lagen ein paar Flösse, auf die wir uns hinauszuklettern wagten, und heute kommt es mir sonderbar vor, dass sich damals offenbar noch keinerlei Rudersport entwickelt hatte. Auch das Baden im Main war nicht Sitte. Nur im ehemaligen angrenzenden Metzlerschen Garten, der später im Besitz von Onkel Karlo Krafft stand, befand sich ein Badehaus, das aber niemals benutzt wurde.

Nahe dem Eingang zum meinen Garten war eine grosse Vogelvoliere, etwa 2 m tief, 1 1/2 m breit und 3 m hoch, die an einen kleinen Tempel angebaut war: Darin flogen 100 Kanarienvögel herum. Ich wüsste nicht, dass sich Onkel Georg jemals um die Vögel gekümmert hätte. Sie waren wohl von den Vorvätern ererbt und mussten darum unterhalten werden.

Später, als Tante Karoline mit uns den Garten besuchte, zeigte sie uns auch das Innere des s.g. Goethetempels mit dem Tintenfass, das Goethe angeblich gebraucht hatte. Siehe Bilder in den Memoiren meiner Mutter zwischen Seite 28 und 29. Im benachbarten

Carl Alwin Schenck war ein Pionier der Vermittlung europäischen Gedankenguts der Forstwirtschaft und Forstwissenschaft nach Nordamerika. Sein Lehrer war Sir Dietrich Brandis, der von der Britischen Krone als Generalforstinspekteur von Britisch-Indien und Burma berufen wurde und dort über viele Jahre die Grundlagen für die heutige Forstwirtschaft in Indien gelegt hatte. Sir Dietrich Brandis hatte maßgeblichen Einfluss auf den Lebensweg von C. A. Schenck. Die Synergien zwischen diesen profilierten deutschen Forstleuten resultierten im Aufbau der amerikanischen Forstverwaltung, die mit Gifford Pinchot, Schüler von Carl Alwin Schenck, ihren ersten Leiter bekam.

Hinter diesen profilierten Forstleuten standen ihre Familien – vor allem die Ehefrauen – und die Hüter des Waldes – die Schüler, Förster und Waldarbeiter. Ohne ihre Mitwirkung hätten sich die Visionen der Väter der Internationalen Forstwirtschaft nicht umsetzen lassen. Im November 2018 trafen sich Nachfahren der Familien Schenck und Brandis, zusammen mit einem Vertreter des Erbes von Gifford Pinchot, in Freiburg i.Br. zu einem Symposium, um sich über die Gemeinsamkeiten der Vermächtnisse ihrer Vorfahren auszutauschen.

Dieses Buch enthält im Teil I die bislang unbekannten Memoiren von C. A. Schenck. Sie umfassen den Zeitraum 1868 bis 1887, in dem er auch die ersten Begegnungen mit Sir Dietrich Brandis beschreibt. Teil II enthält die Beiträge des Freiburger Symposiums.

Kessel Publishing House
www.forestrybooks.com
www.forstbuch.de
ISBN: 978-3-945941-56-0